

# Forgotten Books

— [www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com) —

Copyright © 2016 FB &c Ltd.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, distributed, or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law.

# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XII. Jahrgang  
1881.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München  
Generalsekretär der Gesellschaft.

---

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1881.

# Inhalt des XII. Jahrgangs 1881.



Seite

	Seite
<b>Nr. 9.</b> Bericht über die XII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg . . . . .	64
<b>I.</b> Wissenschaftliche Verhandlungen der XII. allgemeinen Versammlung.	
<b>Erste Sitzung:</b>	
Einleitungsrede des Vorsitzenden Herrn Fraas als Stellvertreter für den durch Krankheit verhinderten Herrn Ecker . . . . .	65
Begrüßungsreden: 1. Herr Regierungspräsident von Pracher; 2. Herr Oberbürgermeister von Stobäus; 3. Herr Graf von Walderdorff, Lokalgeschäftsführer . . . . .	68
J. Ranke. Wissenschaftlicher Bericht des Generalsekretärs . . . . .	70
J. Weismann. Kassenbericht und Etat pro 1882 . . . . .	92
Berichterstattung der Kommissionen:	
1. v. Tröltzsch. Kartographische Kommission . . . . .	95
Virchow. Diskussion . . . . .	98
2. Schaaffhausen. Kommission für den Gesamtkatalog der anthropologischen Sammlungen in Deutschland . . . . .	100
<b>Zweite Sitzung:</b>	
Virchow. Gedächtnisrede auf die Verstorbenen . . . . .	102
Vater. Neuer Bronzefund in Spandau . . . . .	104
Ohlenschläger. Das römische Bayern . . . . .	109
<b>Nr. 10.</b> Bericht über die XII. allgemeine Versammlung. Fortsetzung.	
Ohlenschläger. Das römische Bayern. Schluss . . . . .	113
Diskussion . . . . .	121
<b>Dritte Sitzung:</b>	
O. Tischler. Gliederung der vorrömischen Metallzeit . . . . .	121
V. Gross. Die neuesten Funde aus der Pfahlbau-Bronzezeit im Neuchâtel-er See mit 4 Abbildungen . . . . .	127 u. 152
J. Undset. Anfänge der Eisenzeit . . . . .	131
Virchow. Zur prähistorischen Chronologie . . . . .	134 u. 138
C. Mehlis. Der Kirchheimer Fund . . . . .	135
Klopffleisch. Die Reihenfolge der keramischen Erscheinungen in Mittelddeutschland . . . . .	139
Schaaffhausen. Der Schädel von Spandau. Vergraste Wölfe . . . . .	143
<b>Vierte Sitzung:</b>	
v. Török. Die Orbita bei den Primaten und die Methode ihrer Messung . . . . .	146
Virchow. Diskussion. Indische Zwergrasen . . . . .	149
O. Fraas. Schluss der Versammlung . . . . .	152
Erklärung der Tafeln zum Vortrag des Herrn V. Gross . . . . .	152
Rednerliste . . . . .	152
<b>Nr. 11.</b> Bericht über die XII. allgemeine Versammlung. Schluss.	
<b>II.</b> Geschäftliches und Verlauf der XII. allgemeinen Versammlung in Regensburg . . . . .	153
Die bei dem Generalsekretariate zur Vorlage bei der XII. allgemeinen Versammlung eingelaufenen Bücher und Schriften . . . . .	162
Aufforderung zur Subscription auf das Werk: I. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa . . . . .	164
<b>Nr. 12.</b> II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher in Salzburg . . . . .	165
Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Regensburger anthropologische Gesellschaft . . . . .	168



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1881.

Dr. Schliemann hat seine Sammlung trojanischer Alterthümer, die eine Zeit lang im Süd-Kensington-Museum in London zur Schau gestellt gewesen, dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht, und dieselbe wird jetzt wahrscheinlich in dem neuen ethnologischen Museum in Berlin eine dauernde Heimstätte finden. (A. Allg. Z.)

### Mineralogisch-archäologische Beobachtungen.

Von H. Fischer (Freiburg).

#### IV. Ueber die Heimat des Chloromelanits.

Ueber diesen Punkt wusste man bis jetzt gar nichts. Das in unserem Freiburger mineralogischen Museum aus früherer Zeit her ohne Fundort vorliegende keilförmige Stück, das ich in halber, natürlicher GröÙe in meinem Nephritwerke 1875 S. 376 Fig. 127 abbildete, erscheint zwar wie ein Geröll von keilförmiger Gestalt, bildete aber doch nach meinen seitdem gewonnenen Erfahrungen höchst wahrscheinlich die spitzige Basis eines Beils, wie ebendasselbst Fig. 130 und 131 solche gezeichnet sind. Von rohen Stücken ist sonst meines Wissens in keinem einzigen Museum irgend etwas zu entdecken. Nun erhielt ich kürzlich durch die Gefälligkeit des Herrn Dr. Edmund von Fellenberg-Bonstetten eine Mittheilung, welche uns Winke über die Heimat jenes Minerals zu geben vormag. Der Vater desselben, der verstorbene verdienstvolle Berner Chemiker, v. Fellenberg-Rivier, von welchem eine Reihe Analysen archäologisch-wichtiger Substanzen herrührt, erhielt vor etwa 10 Jahren von einem Herrn Baron Emanuel von Graffenried-Barkó aus Bern eine Anzahl

orientalischer Amniote zur mineralogischen Bestimmung. Letzterer bewohnte seiner Zeit in Promontor bei Budapest ein Schloss, wohin damals muhamedanische Pilger aus den Turkomanenstaaten, von Bokhara, Chiwa, Turkestan und den kaspischen Ländern zum Grabmal eines muhamedanischen Sectenoberhauptes mit Namen Gül-Baba (zu deutsch: Rosenvater) wallfahrteten. Baron von Graffenried hatte mehrere Jahre lang jeweils diese Pilger selbst beherbergt, sich mit ihnen über ihre Gebräuche und Sitten, Heimat u. s. w. unterhalten, ihnen oft ein Lamm schlachten lassen, ein heimatliches Pilaw aufgetischt und dann von ihnen aus Dankbarkeit oder als Kaufstück zahlreiche Amulette aus verschiedenem Material, welche sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, erhalten. Die meisten dieser Amniote bestanden in Ringen und Kugeln, eichelförmigen Stücken aus Chalcedon, Carneol, Achat, zum Theil wohl auch aus Glasflüssen, ferner befanden sich darunter folgende Stücke: Nr. 1. Ein etwa 1 Pfund schwerer, roher, grüner, wenig durchscheinender Stein, zufolge des chemischen Verhaltens ein Jaspis (? Heliotrop), der z. B. auch in Persien zu Hause ist. Die übrigen zu bestimmenden Stücke waren geschliffen und durften nach ausdrücklicher Anordnung des Besitzers nicht im Geringsten geschädigt werden,

es blieb also bloss äussere Besichtigung und Bestimmung des spez. Gewichtes übrig. Nr. 2 war ein Prunkbeil von 39 mm Länge, 26 mm grösster Breite, absol. Gewicht 25,575 Gramm, sp. G. 3,3585, gegen das schmale Ende hin rechts und links unter der Kante durch (also submarginal) durchbohrt\*), mit abgerundeter, fein geschliffener Schneide, auf der einen Seite spiegelglatt polirt; in den Löchern waren noch die Bohrcylinder sichtbar; v. Pellenberg, dem wir die Kenntniss hiefür zutrauen dürfen, sprach nach Farbe, Härte und spez. Gewicht dieses Stück als Chloromelanit an. — Nr. 3 hatte die Form, welche man bekäme, wenn man eine Scheibe von 19 mm Höhe und 45 mm Durchmesser in der Mitte senkrecht entzweischneiden würde; auch hier war wieder eine submarginale Durchbohrung — um einen Faden behufs des Anhängens hindurch ziehen zu können — angebracht und zwar an dem einen derjenigen Ränder, wo die eine Scheibenhälfte mit der anderen ideal zusammenzustossen hätte. Der Stein war schön lauchgrün, stark durchscheinend; absolutes Gewicht 31,277 Gramm; spez. Gewicht 3,3397, demnach kein Nephrit; v. Pellenberg dachte wohl mit Recht an Jadeit, wobei nur die von ihm selbst angegebene Härte, welche blos zwischen der des Adulars und des Quarzes schwanken sollte, etwas zu nieder schiene\*\*). — Nr. 4 war ein 5eckiges, heilartiges Amulet; grösste Länge 68 mm, grösste Breite 35 mm; Dicke 10—14 mm. Absolutes Gewicht 64,175 Gramm; spez. Gewicht 2,6797; Härte = 4; dieses Stück wurde als Serpentin bestimmt.

Nr. 5 und 6 waren niedrige, cylindrische, längsdurchbohrte schön gras- bis apfelgrüne Stücke, wahrscheinlich aus edlem Serpentin; das kleinere 0,2224 Gramm schwer, 5—6 mm lang, 3 mm dick, von 2,604 sp. Gew., Härte 3,5—4; das grössere 0,6575 Gramm schwer, 9—10 mm lang, 5,5 mm dick, Durchmesser des Lochs 3 mm; sp. Gew. 2,585, Härte wie oben.

Mein Versuch, diese Stücke von dem gegenwärtig in Frankreich wohnenden Besitzer zur Ansicht und Vergleichung mit den — in unserem Museum vielleicht reichlicher als in irgend einem

\*) Wie ich dies von vielen mexikanischen Steinobjekten gleichfalls zu beschreiben Gelegenheit hatte.

\*\*\*) Die Form dieses Amulettes erinnert auffallend an das von mir im Nephritwerk S. 90 Fig. 71 abgebildete aus Nephrit, wenn man sich die Concavität durch Steinsubstanz ausgefüllt und die eine Durchbohrung hinweg denkt. Die Farbe würde stimmen. Dies eben besprochene Amulet in unserem Freiburger Museum ist, wie so viele andere aus alten Sammlungen herrührende, ohne Heimatangabe erworben worden.

ähnlichen — vorliegenden Steinamuleten zu erhalten, hat leider nicht zum Ziele geführt. — Deshalb wandte ich mich nach gütiger Vermittlung des grossherz. badischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Türckheim an Seine Excellenz den kaiserlich ottomanischen Botschafter, Sadjoullah Bey ebendasselbst, mit der Bitte, um nähere Nachrichten über die betreffenden Pilger und ihre Amulete\*). Dieses Ansuchen hatte der betreffende hohe Beamte die gewiss hoch anzuschlagende Gewogenheit, bald zu gewähren, indem er mir die ihm durch Herrn Professor Vambéry in Budapest, den berühmten Asienreisenden, hierüber gewordene Mittheilung zugehen liess, es kommen diese Steine aus China, heissen Nephrit, im Türkischen „Yada-Tache“ und seien hochgeschätzt, würden besonders in Persien und Arabien theuer verkauft, da man ihnen dort die Heilung gewisser Krankheiten zuschreibe.

Herr Prof. Vambéry, mit dem ich mich alsbald direkt in Correspondenz setzte, war dann so gefällig, mich auf mein Ersuchen noch näher dahin zu informiren, dass „die Derwisch-Aexte (Teber) von dunkelgrüner, bisweilen schwarzer Farbe theils aus Nedschef (Provinz Bagdad circa 62° ö. L.), theils aber auch aus Chokand und Kaschgar stammen und im letzteren Falle diese Steine am nördlichen und östlichen Rande des Pamir gefunden werden. Auch in Bedaschan (circa 71° ö. L., SO. Buchara, SO Chokand) sollen solche vorhanden sein; sie heissen entweder Küktaşch (grüner Stein?) oder geradezu Jadataşchi (Jade-) Stein.

Von Herrn Rudolf Mayer in Konstanz, welcher längere Zeit in Indien lebte, erhielt ich durch gef. Vermittlung des Herrn Apotheker Leiner in Konstanz noch folgende hierauf bezügliche wichtige Mittheilung.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein pithekoider menschlicher Unterkiefer.

In der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn vom 6. Dezember d. J. sprach ich über die mir von Herrn Prof. Maschka aus

\*) Durch Herrn Professor Wartha am kön. ungarischen Polytechnikum in Budapest hatte ich nämlich inzwischen auf meine desfallsige Anfrage die Nachricht erhalten, dass die betreffende Moschee in Ofen (oberhalb des Kaiserbades) seit der Occupation von Bosnien fast gar nicht mehr besucht werde; nach seinen Ermittlungen seien Derwische aus Asien nie dahin gekommen, sondern nur bosnische Pilger. Es handelte sich mir also darum, hierüber noch nähere Erkundigungen einzuziehen.



Neutitschein übersendeten, in der Schipka-Höhle bei Stramberg in Mähren gemachten Funde und legte mehrere derselben vor. Es sind die mit Resten von Bos, Ursua, Elephas, Rhinoceros, Leo, Hyäna gefundenen roh zugehauenen Steingeräthe aus Quarzit, Basalt, Feuerstein, die man als Kratzer zu bezeichnen pflegt; einige Schneidezähne vom Bären sind beiderseits am Anfang der Schmelzkronen eingeschnitten, vielleicht deshalb, weil man ein Loch in die Wurzel zu bohren noch nicht verstand. Verkohlte Thierknochen finden sich in zahlreichen kleinen Stücken vor. Als einziger Menschenrest fand sich an geschützter Stelle, an der Wand eines Seitenganges der Höhle und in der Nähe einer Feuerstelle das Bruchstück eines Unterkiefers in Asche und Kalksinterbreccie eingehüllt. Dieselbe Schicht enthielt Mamuthreste und jene rohen Steinwerkzeuge. Es ist nur der vordere Theil des Kiefers mit 3 Schneidezähnen, dem Eckzahn und den beiden Prämolaren der rechten Seite vorhanden. Die letzteren 3 Zähne stecken noch unentwickelt im Kiefer, sind aber sichtbar, weil die vordere Kieferwand fehlt. Was zunächst an diesem Kiefer auffällt, ist seine Grösse und Dicke. Die Zahnentwicklung entspricht dem 8. Lebensjahre, aber der Kiefer und die Zähne sind so gross wie die des Erwachsenen. Nur die Schneidezähne haben gewechselt, die nach diesen hervorbrechenden Zähne entwickeln sich im Kiefer, wie es für den Menschen die Regel ist, zunächst wird der 1. Prämolar, dann der Eckzahn, dann der 2. Prämolar durchbrechen. Die Höhe des Kiefers in der Symphysenlinie misst bis zum Alveolarrand 30, bis zum Ende der Schneidezähne 39 mm. An dem Schädel eines 7 jährigen Kindes betragen diese Maasse 23 und 30, bei einem 9 jährigen Mädchen 24 und 33, bei einem 12 jährigen Knaben 22 und 31, von 8 männlichen Kiefern Erwachsener betrug die Kieferhöhe bis zum Alveolarrand im Mittel 31 mm. Das Kieferstück ist an seinem untern Rande in der Symphysenlinie 14 mm dick, unter dem Eckzahn ist die Dicke 18 mm. An einem gewöhnlichen erwachsenen Kiefer beträgt die Dicke an erster Stelle c. 11 mm. Wenn man die Schlißfläche der Schneidezähne horizontal stellt, so weicht der untere Theil des prognathen Kiefers so sehr zurück, dass ein Kinn nicht vorhanden ist. Eine vom vorderen Alveolarrand herabfallende Senkrechte fällt 4 bis 5 mm vor den untern Kieferrand. Die hintere Fläche der Symphyse ist schräg gestellt, wie es in höherem Maasse bei den Anthropoiden der Fall ist, und in niederem Grade bei den rohen Rassen vorkommt, aber auch bei fossilen Menschenresten schon beobachtet ist, wie

bei dem Kiefer von la Naulette, mit dem der Kiefer aus der Schipka-Höhle manche Aehnlichkeit hat. Die Form der Schneidezähne ist dem dickeren und prognathen Kiefer angepasst, die breiteste Stelle der Wurzel misst von vorn nach hinten  $8\frac{1}{2}$  mm, während das gewöhnliche Maass an dieser Stelle c. 6 mm ist. Auch sind die Zähne nach vorn konvex gekrümmt, die Krümmung entspricht einem Radius von 27 mm Länge. Die Spina mentalis interna fehlt; statt derselben findet sich wie bei den Anthropoiden an dieser Stelle eine Grube, an deren unterm Rande kaum einige Unebenheiten sich fühlen lassen. Stark sind die Raubigkeiten, an die sich die *M. digastrici* ansetzen, was auf eine entsprechend starke Entwicklung ihrer Antagonisten, der Kaumuskeln am Schädel schliessen lässt. Alle diese Merkmale sind am Kiefer von la Naulette vorhanden, aber stärker entwickelt. Es ist wahrscheinlich, dass der Kiefer der Schipkahöhle auch jene pithekoide Eigenthümlichkeit hatte, dass seine Zahnlinie nicht horizontal war, sondern von den Prämolaren zu den Schneidezähnen aufstieg, und sein Körper vorne höher war als an den Seiten, weil die Schneide der äussern Schneidezähne schräg nach aussen sich senkt. Auffallend ist noch die Grösse des Eckzahns, dessen Schmelzkronenlänge 13.5 mm lang ist. Bei dem fossilen Unterkiefer von Uelde überragt der Eckzahn den Prämolaren um 3.5 mm. Nach Messung an 10 männlichen europäischen Schädeln Erwachsener mit nicht oder kaum abgeriebenen Zähnen ergab sich für die Schmelzkronenlänge des Eckzahns 11.5. Nur einmal fand ich unter mehr als 50 Schädeln die Krone des Eckzahns 14 mm lang.

Soll man nun annehmen, dass die Grösse des in der Zahnung begriffenen Kiefers einer Riesenbildung angehört, bei der doch das excessive Wachsthum, wie Langer angibt, gewöhnlich erst mit 9—10 Jahren beginnt? Es ist gewagt, die heutige Bevölkerung der Karpathen mit jener entlegenen prähistorischen Zeit in eine Beziehung zu bringen, aber es sei doch hier angeführt, dass Herr Maschka auf meine Frage den dortigen heutigen Menschenschlag als schlank und gross bezeichnet, Männer von 1 österr. Klafter, nahe gleich 1 m 90, seien gar nicht selten. Dass eine pathologische Ursache den Durchbruch der 3 im Kiefer steckenden Zähne sollte gehindert haben, diese Annahme erscheint gänzlich unbegründet. Am wenigsten kann man vermuthen, in der prähistorischen Zeit sei die Zahnentwicklung vielleicht verlangsamt gewesen und der Wechsel sei in einem späteren Alter vor sich gegangen, denn der tieferen Organisation ent-



spricht immer eine schnellere Entwicklung. Alle Säugethiere kommen mit Zähnen zur Welt. Schon aus dem Umstande, dass ein Orang von 1' 5" Höhe noch das ganze Milchgebiss, einer von 2' 4" 6" aber schon 14 bleibende Zähne hat, kann man schliessen, dass auch bei diesen Thieren der Zahnwechsel früher eintritt als beim Menschen. Die Grösse des vorderen Theils des Kiefers kann aber auch an und für sich als pithekoid aufgefasst werden und um so eher, weil ganz abgesehen von ihr andere pithekoide Merkmale an demselben vorhanden sind. Das Aussehen des graugelben Knochens mit aufgelagerten kleinen, schwarzen verästelten Flecken findet sich oft an Höhlenknochen. Der Schmelz der Zähne gleicht ganz dem der quaternären Höhlenthiere, er zeigt Längsrisse mit schwarzer Infiltration, neben denselben erscheinen bläuliche und an andern Stellen gelbe Flecken. Möge die fortgesetzte Arbeit in der Höhle noch weitere Funde dieser Art an's Licht bringen! — Näheres enthält der Sitzungsbericht.

Bonn am 20. Dez. 1880.

Schaffhausen\*).

### Kurzer Bericht über die prähistorischen Funde und die einschlägige Litteratur in Italien im Jahre 1879.

Der Bericht ist in derselben Weise geordnet, wie der vorjährige (Correspondenz-Blatt 1879 Nr. 8 und 12), in dem in Sizilien begonnen, dann nach dem südlichen Festlands übergegangen wird, und dann vom Süden herauf bis nach Ober-Italien.

Aus Sizilien sind 2 Abhandlungen zu erwähnen von Ippolito Cafici: Stazione dell'eta della pietra a S: Cono in Provincia di Catania. Bulletino di Paleologia italiana 1879 pag. 33, und Altre ricerche nella stazione di S: Cono, Bullet. p. 65. Beide schliessen sich an frühere Arbeiten an und zählen nun die dort gefundenen Feuersteingeräthe, namentlich Messer und Pfeilspitzen, nach Hunderten; dann sind es auch einige Hämmer von Basalt und

\*) Nachträgliche Verbesserung von Druckfehlern im Bericht über die Reden des Herrn Schaffhausen in der IX. allgemeinen Versammlung:

- S. 25 Sp. 2 Z. 10 von unten lies „Stepper“ statt „Houper“.
- S. 26 Sp. 2 Z. 11 von oben lies „erhebt“ statt „ergiebt“.
- S. 27 Sp. 1 Z. 20 von unten lies „erst“ statt „wohl“.
- S. 27 Sp. 2 Z. 15 von oben lies „1873 und 74“ statt „1872 und 73“.
- S. 28 Sp. 1 Z. 8 von oben lies „in Baden-Baden der“ statt „in“.
- S. 28 Sp. 1 Z. 8 von oben lies „richtig“ statt „wichtige“.
- S. 28 Sp. 1 Z. 21 von unten lies „Barnard“ statt „Barnau“.
- S. 29 Sp. 2 Z. 10 von oben lies „Symphysis Osseum pubis“.
- S. 29 Sp. 2 Z. 12 von oben lies „Dorsalfortsatz“ statt „Darmfortsetzung“.
- S. 45 Sp. 1 Z. 13 von oben lies „erwähnt“ statt „wünscht“.

eine kleine Anzahl von Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian. Mit Ausnahme des Obsidians stammt alles verarbeitete Material aus der Nähe. Die Feuersteingeräthe sind meist roh gearbeitet und selten polirt, wesshalb angenommen wird, dass die Station während der ganzen Steinzeit, der archaolithischen wie der neolithischen, von derselben Bevölkerung bewohnt war, die nach und nach in relativ civilisierteren Stand kam. Die Obsidiangeräthe bestätigen diese Ansicht, indem in Sizilien diese nur der jüngsten Steinzeit angehören.

Fr. Orsoni: Ricerche paleontologiche nei dintorni d. Cagliari Bullet. 1879 p. 44. Der Verfasser hat ausser einigen andern Lokalitäten die Höhlen vom Capo S. Elia und von S. Bartolommeo untersucht, und dort viele Steingeräthe, rohe wie polirte, worunter auch solche von Obsidian, gefunden, sowie Bronzebeile und Thonscherben, rohe wie feine, sammt Schmuckgegenständen von Knochen, Stein und Muscheln; auch menschliche meist angebrannte Knochen fanden sich. Aus den einzelnen Funden wird geschlossen, dass die erste Höhle schon in der Steinzeit als Begräbnissplatz diente, bis in die Bronzezeit hinein, die zweite in der Steinzeit bewohnt war und erst später zum Begräbnissplatz wurde. Als Gesamtergebniss aller Untersuchungen ergibt sich, dass ein und dasselbe Volk von der neolithischen bis zur Bronzezeit dort lebte, das nicht bis in die quaternäre Epoche zurückgeht, sondern erst erschien als die neueren Alluvionen sich bereits zu bilden begannen.

Uebergehend zum Festlande, so ergänzt D. Lovisato in Nuovi oggetti litici della Calabria, Memorie della R. Accademia dei Lincei serie 8 vol. III, seine früheren Untersuchungen in Calabrien, durch Beschreibung von 116 neuen Steingeräthen, meist aus im Lande vorkommenden Material gearbeitet, worunter sich aber auch solche von Nephrit, Jadeit und Chloromelanit finden. Der Frage nahe tretend ob diese Materialien vielleicht doch aus Europa stammen können, und nicht von Asien importirt seien, meint er, im erstern Falle könnten sie nur aus so unbekanntem Gegenden herrühren, wie Sardinien oder aus Nord-Africa.

G. Niccolucci: Selci lavorati, bronze e monumenti di tipo preistorico di Terra d'Otranto Bull. 1879 p. 139, berichtet über eine Sammlung von de Simone in Lecce, die aus meist gut gearbeiteten Feuersteingeräthen besteht. — Ausserdem giebt er Nachricht von einer Sammlung von Bronzen; von diesen bereits 1872 gefundenen Bronzen sind die meisten ver-



loren gegangen und ist nur die erwähnte Sammlung gerettet worden, Palstäbe, Kelte, Beile, Lanzen spitzen etc. etc. enthaltend, worunter auch 2 Beile aus reinem Kupfer. — Dann werden die merkwürdigen grossen praehistorischen Monolithe (pietre fitte) in der Provinz besprochen, von denen 5 aufgeführt werden, wie man solche nur von Sardinien bis jetzt kannte, als Menhir dort bezeichnet. — Des weitern werden grosse Steinanhäufungen erwähnt, aufragend in den weiten Ebenen, vom Volke *Specchi* (Ausiebt-punkt) genannt, die man bald als Grabmonumente, bald als Wachpostenplätze bald als Wohnungen angesehen hat. Einer derselben, *Canions* genannt am Meere zwischen Brindisi und Otranto gelegen, an 256 m im Umfang und 17,2 m Höhe wurde zu untersuchen begonnen, es musste aber der Fieberluft wegen diess bald eingestellt werden. — Zuletzt werden noch die *Truddhi* (auch *Casiddhe* genannt) in den Provinzen Otranto und Bari beschrieben, bäuerliche Wohnungen in Form abgestutzter Kegel von Bruchsteinen in Trockenmauerung erbaut, welche ganz identisch sind mit den *Nuraghi* Sardiniens. Diesen *Truddhi* zählt man an den Abhängen des Apennins zu Tausenden und bei Lecce, ungefähr 8 Kilometer von S. Vito de'Normanni befindet sich ein Dorf, in dem an 1000 Bauern in solchen *Truddhi* wohnen. Diese apulischen Gebäude bestätigen die Ansicht *Spano's*, dass die *Nuraghi* Sardiniens Wohnungen der Urbevölkerung seien, und sieht der Verfasser sie als Wohnungen an, deren Typen von praehistorischer Zeit bis heute sich erhalten haben.

Bezüglich Mittel-Italiens berichtet *Pigorini*: *Stazione lacustre nel Piceno*. Bull. 1879 p. 73, von einer Entdeckung des *Marchese Allevi*, der bei Ascoli eine Seestazion fand, welche bis jetzt auf Oberitalien beschränkt waren. 5 m unter der Oberfläche, dort wo in alter Zeit ein kleiner See war, wurde ein von Baumstämmen gemachter Boden gefunden, eine Art Floss. Zu oberst in dem überlagernden Sand und Lehm fanden sich römische Gegenstände, darunter Kieselgeräthe und Thonscherben von meist roher Arbeit, und an 20 Stücke Kupfer von 150—700 g Gewicht, von denen einige die Form von im Tiegel geschmolzenen Metallkönen hatten. Auch Knochen von Rind und Hirsch fanden sich, so dass die Bewohner Jäger und Hirten waren. Die Hölzer, aus denen dieser Boden gefertigt ist, sind Zirneiche, wilder Birnbaum und Kastanien, die heute nur mehr im hohen Apennin wachsen, so dass das Klima sich geändert haben muss. Die Bewohner werden der Stein- und Bronzezeit angehörig angesehen.

*G. Belucci*: *L'eta della pietra nel Perngino*. Archivio per l'Antropologia 1879, p. 189. Der Verfasser will nach und nach sämtliche so reichen Funde der Steingeräthe aus der Umgegend von Perugia beschreiben (seine eigene Sammlung allein zählt über 17000 Stücke), und beginnt mit den Lanzen-, Wurfspiess- und Pfeilspitzen, die er in 6 typische Formen theilt: 1) dreieckige Form ähnlich einem Squaluszahn, ungemein häufig, älteste Form die bis in die spätere Steinzeit herauf reicht; 2) dreieckige mit Zapfen, mit oder ohne Bärte, ebenfalls ungemein häufig und von der ältesten bis in die spätere Steinzeit reichend; 3) dreieckige mit Bärten ohne Zapfen; diese im Norden Europas so häufige Form ist hier weniger häufig; 4) rhomboidale Form; 5) mandelförmige, ziemlich häufig sind die grossen roh gearbeiteten Stücke, selten die sichtlich gearbeiteten; 6) solche mit Querschneide, sehr selten nur 5 Stücke. Das Material aller dieser Geräthe stammt mit Ausnahme einiger Chalzedone und Fettquarze aus dem Lande selbst, und besteht aus verschiedenen Kieselgesteinen, Jaspis, Chalzedon und Quarzitsandstein.

Ober-Italien betreffend liegen mancherlei Funde und Arbeiten vor. *Chierici*: *Capanne sepolcro della eta della pietra*. Bull. 1879 p. 97. Unter der Bezeichnung *Fondi di capanne* kennt man in der Emilia Wohnstätten der ältesten Steinzeit, die halb unterirdisch sind, und die man im Deutschen mit Grubenhöhlen bezeichnen mag. In *Campeggino* bei *Reggio* hat nun *Chierici* unter diesen *Fondi*, an 3 m tiefer, Gräber gefunden, in denen von freier Hand gemachte Aschenurnen sich fanden, ausserdem rohe Thonscherben und rohe Feuersteingeräthe, worunter jedoch keine Pfeilspitzen. Es sind diese Gräber um so merkwürdiger, als man mit Ausnahme eines Grabes in *Sanpolo d'Enza* bis jetzt aus der Steinzeit in Italien keine Aschenurnen kannte, noch Leichenverbrennung. Der Verfasser beschreibt den Fund sehr genau und schliesst aus den Ergebnissen sogar auf den Ritus der Bestattung und nennt diese Gräber *Capanne sepolcri*, *Hüttengräber*, wegen der ober ihnen befindlichen Hütten, die vielleicht als Wachthäuser dienten, oder einem religiösen Ritus zum Andenken an die Verstorbenen.

Im *Bulletino di Paletnologia d'Italia* 1879 p. 137 wird unter dem Titel *Stazioni litiche nel Parmense* über Entdeckungen *Strobels* bei *Travestolo* vorläufige Notiz gegeben, der dort megalithische Steingeräthe fand. Diese näher zu untersuchenden Funde sind um so interessanter, als durch Nachgrabungen wahrschein-

lich der geologische Horizont festgestellt werden kann, ob sie nemlich in quaternären Gebilden liegen oder im späteren Diluvium.

Seite 133 des Bulletin von 1879 wird erwähnt, dass, nachdem das Ministerium die nöthigen Gelder zur Untersuchung der Seestationen des Gardasees angewiesen hat, bereits viele Gegenstände von Stein, Horn, Bronze und Thonscherben gefunden worden sind (darunter auch Bernsteinstücke und eine goldene Nadel), so dass Pigorini dadurch die Ansicht bestätigt sieht, die Bewohner der dortigen Seestationen gehörten demselben Volke an, wie die der Terremare in der Emilia.

P. Castelfranco: Bronzi eccezionali d'una tomba della necropoli di Golassecca. Bull. 1879 p. 77, berichtet über ein bei Coarezza gefundenes Grab mit Aschenurne und Brenzen, das von ihm in die Zeit von Golassecca gesetzt wird, und zwar in die Uebergangszeit von der Bronze- zur ersten Eisenzeit.

P. Castelfranco: Tombe gallo-italiche trovate al Soldo presso Alzate in Brianza. Bull. 1879 p. 77. Gräberfunde mit Inschriften auf den Aschenurnen und einigen Münzen, die als gallische Gräber aus der Zeit von 250—200 vor Christus angesehen werden, aus der gallischen Invasion herrührend; solche Gräber waren bis jetzt noch nicht in Italien bekannt.

Arturo Issel: Sullitraccie di eutichisime lavorazioni osservate in alcune miniere della Liguria. Rassegna settimanale del Maggio und Bull. di Paleontologia d'Italia 1879 p. 174. Issel berichtet über die alten Kupfergruben der Provinz Genua, und namentlich die heute noch betriebenen Grube bei Lebiolo, wo von den Arbeitern in alten Bauten öfters Instrumente von Holz und Stein gefunden wurden. So keulenförmige Schlägel von Holz aus Aesten gemacht, auch eine hölzerne Schaufel. Eines der Steingeräthe hat Zylinderform in der Mitte etwas eingeschnürt, und trägt an jeder Basis Eindrücke als sei damit auf einen Meisel geschlagen worden. Die andern Steingeräthe sind einfach grosse Kieselsteine, mit tiefen Eindrücken an der Oberfläche. Issel ist geneigt diese Geräthe an das Ende der Steinzeit und den Beginn der Metallzeit zu setzen.

Wie sehr das Interesse für Palaeo-Ethnologie in Italien rege ist, beweisen die vielen Sammlungen. Ueber eine der reichsten und bestgeordneten die von Reggio in der Emilia giebt der so verdiente Director Chierici in seinem Artikel: Il Museo di storia patria di Reggio nell'Emilia, Bull. p. 177 genaue Auskunft.

Namentlich die Funde aus den Terremare von 25 Lokalitäten stammend sind ungemein reich vorhanden. Die Sammlung reicht von der ältesten Steinzeit bis in die merowingische Epoche.

An Arbeiten, die allgemeine Verhältnisse behandeln, wären noch anzuführen:

P. Riccardi: Saggio di studii intorno alla pesca presso alcune razze umane, Archivio per l'Antropologia 1879 p. 1, worin der Verfasser, ausgehend von der Sammlung von Fischereigeräthen im Museum von Florenz eine Uebersicht giebt, der bis jetzt aus praehistorischer Zeit bekannten Fischereigeräthschaften, sowie eine mit grossem Fleisse gearbeitete Zusammenstellung der Fischerei und der dazu verwandten Geräthe bei den verschiedensten wilden Völkern der Erde.

Forsyth-Mayor: Alcune osservazioni sui cavalli quaternari. Archivio per l'Antropologia 1879 p. 100. Der Verfasser kommt nach seinen Untersuchungen zum Resultat, dass das quaternäre Pferd (von Solutrè und Terra d'Otranto) ein eigenes Mittelglied bilde zwischen dem pliocenen und dem jetzigen Pferde. Eine Zähmung des quaternären Pferdes seitens des quaternären Menschen hat nicht stattgefunden, sondern die Zähmung des Pferdes überhaupt fällt erst in die Zeit der Pfahlbauten der Bronzezeit, als das quaternäre Pferd ausgestorben war und an seiner Stelle das jetzige Pferd sich entwickelt hatte, ähnlich wie in Amerika, wo die quaternären Pferde ebenfalls ausstarben und erst durch die Conquistadoren Pferde wieder dorthin kamen.

Emil Stöhr.

### Etruskische Funde in Steiermark und Kärnten.

Herr Dr. Fritz Pichler, Professor an der Universität in Graz, dessen unermüdet Thätigkeit die vorgeschichtliche Archaeologie der süd-danubischen Länder Oesterreichs so manchen Fortschritt zu verdanken hat, wirft in seiner neuesten Schrift „die etruskischen Funde in Steiermark und Kärnten“\*) die berechtigte Frage auf, ob nicht bereits vor Ankunft der Kelten und neben diesen in Noricum eine frühere Bevölkerung gewohnt hat?

Etruskische Inschriften hat schon früher Theodor Mommsen im Goilthal gefunden. Nach den Forschungen Pichlers erstrecken sich die etruskischen Funde von Untersteiermark bis

\*) Aus den Mittheilungen der k. k. Centralcommission. Wien 1880 p. 33 u. ff.



nach Oberkärnten, finden sich besonders südlich von der Mur ferner südlich, aber auch vielleicht nördlich von der Drau und schliessen sich dann an die südtirolischen durch geographische Nähe und Schriftähnlichkeit an.

Besonders wichtig sind die Funde von der Koralpe, Gurina und Würmbach. Prof. Pichler hat sehr recht, wenn er sagt, dass die Verfasser der Inschriften auch hier gewohnt haben müssen. Diese Behauptung findet von ethnologischem Standpunkte keinen Widerspruch. Die Rätier Vindeliciens, welche ziemlich sicher als Vorfahrer der Ladinier in Tirol und östlicher Schweiz gelten können, auf deren Zusammenhang mit den bayerischen Brachykephalen die Forschungen Prof. Ranke's hindeuten scheinen, waren nach dem Zeugnisse des Alterthums (vergl. Livius V, 33, Plinius III, 20, Justin XX, 5 und Stephan von Byzanz) Verwandte der Etrusker, die ich für ein uraltes Alpenvolk halte, von deren Sprache wir jedoch trotz der Forschungen Corescos und Deekes nichts positives wissen.

Wahrscheinlich wird ihre Sprache ebenso isolirt dastehen wie das Baskische. Noch auf einen Umstand will ich aufmerksam machen. Helbig hat meiner Ansicht nach in seiner Schrift „die Italiker in der Poebene“ Leipzig 1879, den Beweis erbracht, dass die Terremare an den oberitalienischen Seen von Italikern herrühren und die ersten Niederlassungen derselben bilden.

Da die Terremare in Venetien fehlen, wo übrigens die uralten illyrischen Veneter gewohnt haben, und erst in der Emilie wiederum auftreten, so ist daraus zu schliessen, dass die Italiker nicht von Nordosten sondern von Norden, wahrscheinlich über den Brenner, eingewandert waren. Dort sind ihnen später die Etrusker gefolgt, deren Ursitze wir demnach noch mehr nach Norden und Nordosten — etwa nach Kärnten und Steiermark verlegen müssen.

Graz.

*Dr. Fligier.*

## Mittheilungen aus den Zweigvereinen.

Leipziger Anthropologischer Verein.

Sitzung vom 17. November 1880.

Vortrag des Herrn Geh. Rath Prof. Leuckart:  
Ueber das Wachsthum des menschlichen Schädels.

Nachdem der Redner betont hatte, dass die Ethnographie in neuerer Zeit vielleicht etwas zu einseitig die Betrachtung des Schädels in den Vordergrund stellt, wies er darauf hin, dass die charakteristische Bildung des menschlichen Schädels durch den aufrechten Gang bedingt werde. Wenn auch Variationen des Schädels bei den

Racen nachweisbar sind, so lassen doch die kindlichen Schädel solche nicht hervortreten, sondern erst im Laufe des Wachstums werden sie bemerkt. Nach einem Hinweis auf das Knochenwachsthum durch Juxtaposition, wurde namentlich ausführlicher die Bedeutung der Suturen für das Wachsthum nach bestimmten Richtungen erörtert und die verschiedene Wachstumsenergie der Nähte am menschlichen Schädel betont. Aus dem Schwunde resp. langen Persistenz der einzelnen Nähte wurden an der Hand eines reichen Materiales verschiedene Deformitäten der Schädel, sowie die Erscheinungen der Scaphocephalie und Microcephalie erklärt. Das Auftreten zahlreicher und relativ nahe aneinanderstehender Basalnähte ist durch die zahlreichen an die Schädelbasis sich anheftenden und im Laufe des Wachstums sich vergrößernden Weichtheile bedingt. Nachdem weiterhin aus dem Schwund resp. der Persistenz gewisser Nähte (so dem Schwund der Sutura zwischen vorderem und hinterem Keilbein bei dem Menschen) der differente Habitus des ausgebildeten menschlichen Schädels und desjenigen der übrigen höheren Säugethiere, speziell der Anthropoiden, hergeleitet wurde, so fand zum Schlusse noch die Thätigkeit des wachsenden Hirnes bezüglich der Abplattung der Schädelknochen Erwähnung.

Herr Dr. Andree legte das Anthropologische Album des Museums Godeffroy vor und referirte sodann über die neuesten litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnographie.

Herr Geheimrath Prof. Leuckart demonstirte mehrere ihm von Prof. Whitmann in Tokio übersendete Originalphotographien der Ainos.

Herr Professor Kirchhoff (Halle) hielt sodann einen Vortrag über den Farbensinn der Naturvölker. Nachdem der Redner die Gründe geltend gemacht hatte, welche gegen die Geiger-Magnus'sche Theorie, dass die antiken Völker blaublind gewesen seien, sprechen, wies er auf die Schwierigkeiten hin, welche einer Prüfung des Farbensinnes von Naturvölkern im Wege stehen. Indem er zunächst die Frage erörterte, ob Völker, welche in der nominellen Unterscheidung der Farben sich schwach erweisen, auch in der sinnlichen schwach sind, gelangte er an der Hand von Untersuchungen, welche er mit den Nubiern der Hagenbeck'schen Caravane angestellt hatte, zu dem Schluss, dass dieselben bei vollkommenster Scharfsichtigkeit ein klares Unterscheidungsvermögen für Farben besitzen. Nur Grün und Hellblau werden gleichbenannt, wie



denn überhaupt alle Völker in der Unterscheidung der Farben von kurzer Wellenlänge schwanken. Hell und dunkel werden stets scharf unterschieden — ein Umstand, der es wünschenswerth macht, dass auf den durch Anregung von Pechuel-Lösche eingeführten Farbefragebogen auch die hellen und dunkeln Nüancen einer Farbe angegeben werden. Roth, Weiss und Schwarz werden bei allen Naturvölkern scharf unterschieden, indessen die nominelle Unterscheidung der übrigen Farben sich je nach der Umgebung und Lebensweise richtet. Als hauptsächlichliches Resultat seiner Untersuchungen stellte Redner den Satz auf, dass sämtliche Naturvölker ein scharfes sinnliches Farbenunterscheidungsvermögen besitzen, dass jedoch, ebenso wie die Sprache sich allmählig entwickelte, so auch die nominelle Farbengebung sich allmählig je nach den Bedürfnissen des einzelnen Volkes bildete und verfeinerte.

Zum Schluss legte Herr Buchta eine grössere Zahl von sorgfältig ausgeführten Aquarellen und Zeichnungen der Nilvölkerstämme vor, welche er auf seiner Reise nilaufwärts bis zum Seeengebiet aufgenommen hatte.

### Mittheilungen und Correspondenzen.

Berlin, 8. Jan. W. Von dem geehrten Mitglied unserer Gesellschaft, dem Afrika-Reisenden Dr. Max Buchner aus München sind endlich die schlicht erwarteten Nachrichten an den Vorstand der afrikanischen Gesellschaft Dr. G. Nachtigal gelangt. Während wir ohne Nachricht von Dr. Buchner waren, sandte derselbe nichtsdestoweniger eine grössere Anzahl von Briefen und Berichten nach Europa, welche indessen durch ein bedauerliches Missgeschick unterwegs liegen geblieben waren. Nach seinem direkten Schreiben, wie es jetzt vorliegt, ist es Dr. Max Buchner in der That gelungen, die Hauptstadt des Muata Yamvo zu erreichen und sich in derselben volle sechs Monate aufzuhalten. Während dieser Zeit beschäftigte er sich in gründlichster Weise mit topographischen, photographischen, astronomischen, geographischen und anderen naturwissenschaftlichen Aufnahmen und legte Sammlungen an. Aber seine ursprünglichen kühnen und hochfliegenden Pläne, über die Mussumba (Residenz) hinauszugehen, hat er nicht angeführt. Er schreibt darüber, dass, obgleich er dem Muata Yamvo niemals seinen Plan mitgetheilt über die Hauptstadt hinauszugehen, und auch dieser niemals mit ihm nach dieser Richtung hin über seine Expedition gesprochen habe, es dennoch auf ihn den Eindruck gemacht als ob der Negerfürst ihm unter keinen Umständen gestatten würde, über seine Residenz hinaus nach Osten weiterzureisen. Nachdem Dr. Buchner also seinen Aufenthalt beim Muata Jamro beendet hatte, wandte er sich mit seinen Sammlungen und Aufnahmen zunächst wieder nach Westen, bis er den Strom Lulua zwischen sich und dem Negerfürsten hatte, dann schickte er von dort aus die Hälfte seiner Leute mit seinen Be-

richten und Sammlungen nach San Paul de Loanda an der Westküste, während er sich selbst mit der anderen Hälfte in grossem Bogen nach Norden wandte, um das Reich des Muata Yamvo zu umgehen. So weit reichen seine Nachrichten, aus denen noch hinzuzufügen ist, dass Dr. Buchner sich der ausgezeichneten Gesundheit erfreut. (A. Allg. Z.)

Von hochgeehrter Hand erhalten wir folgende Mittheilung: Im Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. heisst es in der schönen Schilderung des Spreewald's S. 86: pommergeibock, Grüss' dich Gott! — Dies ist nicht ganz richtig, der Gruss lautet: pomogaj bog, helf' Gott! (von pomogaj, helfen). W. v. Schulenburg.

*Archaeopteryx lithographica.* In anatomischen Kreisen sind letzthin Zweifel entstanden wie das Wort zu accentuiren sei. Der Name dieser merkwürdigen, auf der Berliner Generalversammlung am 11. Aug. 1880 ausgestellten Uebergangsform zwischen Vogel und Reptil setzt sich aus *ἀρχαίος* (alt) und *πτερόν* (Flügel) zusammen und im Allgemeinen lautet die Regel, dass Substantiva bei der Zusammensetzung ihren Accent nicht ändern. Es muss also *Archaeo-ptéryx* heissen, wobei das *é* selbstverständlich kurz ist, wie man *Barométer* (*μέτρον*) sagt und nicht *Barómeter*. Andererseits darf man, wenn man will, auch *Archaeó-pteryz* sprechen. Hierbei liegt die Tendenz zu Grunde, nachdem das *s* aus *ἀρχαίος* bereits weggefallen ist, die beiden Wörter möglichst innig zu verschmelzen. Welche Betonung für ein feines Ohr besser klingt, mag sich hiernach Jeder selbst auslesen. — Vorstehende Auseinandersetzung verdanke ich der mündlichen Mittheilung einer philologischen Autorität ersten Ranges, Herrn Hofrath E. von Lentsch in Göttingen. Um ein Bild zu gebrauchen, so verhält sich die Sache wie mit den Bindestrichen der deutschen Sprache. Die Meisten schreiben „Nervenendigungen“; Einigen erscheint das Aussehen dieses Wortes wenig übersichtlich und sie ziehen „Nerven-Endigungen“ vor. Hierbei ist zu bemerken, dass man zwischen der geschriebenen Sprache eines Autors und der gedruckten, welche die Correctoren in den verschiedenen Druckereien oetroyiren, wohl unterscheiden muss. Aendert man in der Correctur entgegen dem Buchstabengebrauch der betreffenden Officin, so war bisher in den meisten Fällen das Resultat, dass der Setzer die Correctur einfach nicht ausführte. Es kommt freilich auch nicht viel darauf an. W. Krause, Göttingen.

Bei der innigen Verbindung hygieinischer und anthropologischer Fragen machen wir die Fachgenossen gerne auf die nun im VI. Jahrgang in Frankfurt a./M. erscheinende vortrefflich redigirte Zeitschrift aufmerksam:

#### *Gesundheit*

Zeitschrift für öffentliche und private Hygiene

zugleich Organ des Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft, herausgegeben und redigirt von Prof. Dr. med. et phil. C. Reclam in Leipzig, unter Mitarbeiterschaft der bedeutendsten deutschen und ausländischen Fachgelehrten. Monatlich 2 Nummern im Umfange von zwei Bogen mit Illustrationen und Beilagen. Preis vierteljährlich 4 Mark.



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1881.

### Zur Methode der Pfahlbauunter- suchung.

Von Dr. M. Much.

Ich liess mir ursprünglich meine Bagger-Geräthe nach Schweizer Mustern anfertigen, konnte mit ihnen jedoch bei den ausserordentlich ungünstigen Verhältnissen im Mondsee absolut nichts ausrichten. Ich war daher genöthigt, meine Werkzeuge diesen Verhältnissen entsprechend umzugestalten; denn während die Schweizer zum Theile im Moorboden, zuweilen in einer Wassertiefe von 3 bis 5 Fuss arbeiteten, habe ich eine Tiefe von 7 bis 11 Fuss und einen Boden, der dicht mit Steinen überdeckt ist, die mitunter 10 bis 15 kg erreichen, zu überwinden. Ich musste also die Schaufel kleiner zusehen, aber kräftiger, und mit einer Spitze versehen, welche den schweizer Schaufel fehlt. Ebenso wenig konnte ich die schweizer Zange für die grossen, bis 15 Kilo schweren Reihplatten gebrauchen, und ersetzte sie daher durch eine andere. Wenn nun auch die Verhältnisse in den bayerischen Seen günstiger sein mögen, so glaube ich doch, dass meine modificirten Apparate auch für diese passen werden. Der Arbeiter fördert mit einem Schaufelhub allerdings weniger mit meiner Schaufel, aber er kann dafür, da er bei seiner anstrengenden Arbeit mehr geschont wird, rascher arbeiten und liefert daher schliesslich doch dasselbe.

Meine Schaufel (Fig. 1. a. b. c.) ist aus etwa 1 1/2 mm dickem Eisenblech gemacht, circa 36 cm breit, 40 cm lang, mit 10 cm hohen Seitenwänden an 3 Seiten; an der 4. Seite läuft der Boden der Schaufel in eine c. 20 cm lange Spitze aus; die Seitenwände müssen oben am Rande der Haltbarkeit wegen nach der Innenseite umgebogen sein

(2. b). Die Spitze ist, wie sich aus der Seitenansicht (1. a.) zeigt, etwas aufgebogen, u. z. je nach der Wassertiefe mehr oder weniger. Zur Verstärkung der Schaufel ist dort, wo Steine auf dem Grunde liegen oder die Pfähle besonders dicht stehen, ein eiserner Grat (1. b. 2. a) unerlässlich, welcher von der Spitze an auf der Unterseite des Bodens fortgeht, sich an der mittleren Seitenwand erhebt und sodann in die Dülle zur Aufnahme der Stange übergeht, natürlich alles aus einem Stücke. Ein etwa 2 1/2 mm dickes Eisenband verbindet überdies die Dülle mit den Seitenwänden. Besondere Vorsicht ist dem Schmiede zu empfehlen an den Stellen, wo der Grat gebogen ist und dort, wo sich die Schaufel zur Spitze verjüngt. Die Löcher zum Durchlassen des Wassers sind mit 1 cm Durchmesser nicht zu gross. Die schwarz ausgefüllten Punkte zeigen Nieten an. Die Stange soll die doppelte Länge der Wassertiefe haben, leicht und steif (nicht elastisch) sein; am besten taugt hierzu ein im Walde dürr gewordener Fichtenstamm. Der Winkel der Stange zur Bodenfläche der Schaufel richtet sich nach der Wassertiefe, nöthigenfalls muss also der Schmied auf dem Lande den Grat (bei a der Seitenansicht) entsprechend biegen.

Zur Arbeit ist natürlich auch ein Schiff nöthig; wir baggern immer mit dem Einbaum, den wir an zwei in den Seegrund gestossene Stangen befestigen. Die ausgehobene Kulturschicht wird in das Schiff geschöpft, doch schon beim Ausleeren der Schaufel genau untersucht; nach dem Trocknen jedoch noch durch ein Sandgitter geworfen, wobei noch viele übersehene kleine Gegenstände (Pfeilspitzen, durchbohrte Zähne, verkohlte Aepfelspalten u. s. w.) gefunden werden.

Einen besonderen Vortheil erheischt die Hand-

balung der Schaufel bei grosser Wassertiefe; die stärksten Männer waren nicht im Stande, etwas auf die Schaufel zu bringen, bis ich nach langem Bemühen selbst darauf kam. Das Geheimniss besteht darin, dass man die Schaufel so weit als möglich hinauswirft und auf die Spitze stellt, das Ende der Stange auf die Schulter legt, und nun mit beiden Händen die Spitze der Schaufel durch ruckweises Drücken der Stange in den Seegrund zu bohren versucht, jedoch ohne die Schaufel an sich heranzuziehen, was erst geschieht, wenn man spürt, dass die Schaufel Grund gefasst hat.

Mit der Zange können wir in unseren Seen nur im Spätherbst, vorzüglich aber unmittelbar nach dem Eisgange, also in den Osterferien, arbeiten. Zu dieser Zeit hat das Wasser eine kristallene Klarheit; freilich ist dabei unerlässlich, dass die Luft schwebstill ist, da das geringste Wellengekräusel den Einblick in das Wasser unmöglich macht. Ich will mir übrigens im näch-

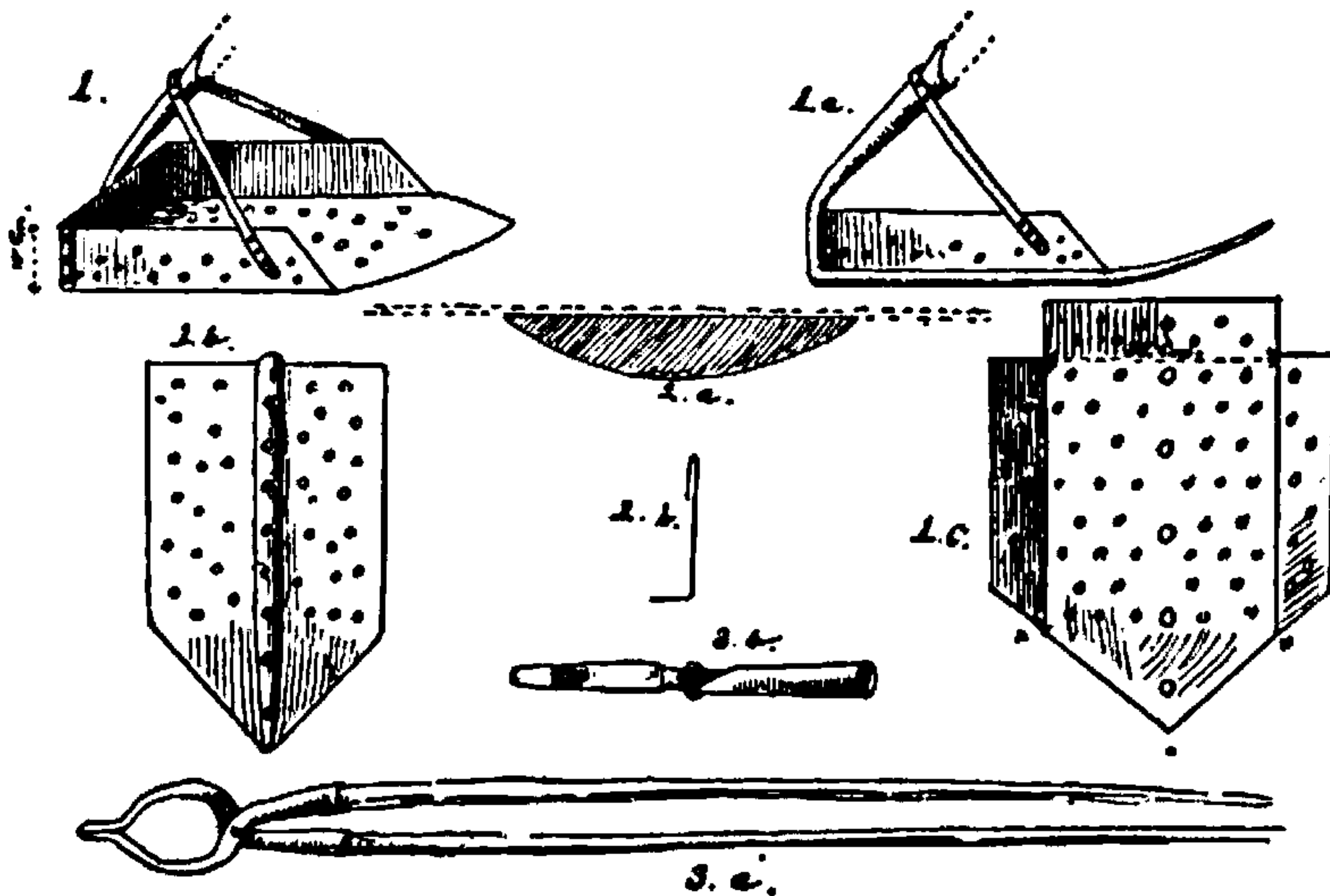
sten Frühjahre dadurch zu helfen suchen, dass ich einen Rahmen von etwa 45 cm zu 55 cm im Gevierte und 40 cm Höhe mache, in dessen Mitte eine Glastafel wasserdicht angebracht ist. Unter der Tafel werden kleine Löcher im Brette sein, damit das Wasser beim Einsenken des Rahmens bis zum Glase, aber nicht weiter gehen kann, so dass man durch den Rahmen auch bei bewegtem See wird klar sehen können.

Ausser der schweizerischen Zange, die Sie ja aus Desor kennen, verwende ich noch eine Zange ganz einfacher Form und ohne Feder, da man nur mit einer solchen grosse Steine sicher fassen kann. Fig. 3. a. b.

Die Zange soll vorne gut schliessen, und sich, wenn man Steine heben will, doch 10–12 cm weit öffnen; zu dem Zweck soll sie auch an der Spitze noch  $\frac{1}{2}$  cm dick und  $2\frac{1}{2}$  bis 3 cm breit sein.

Zur Verlängerung der Zange verwende ich Fichtenstangen.

(Aus einem Brief an den Generalsecretär.)



## Mineralogisch-archäologische Beobachtungen.

Von H. Fischer (Freiburg).

### IV. Ueber die Helmat des Chloromelanits. (Schluss.)

Nach Allahabad in Indian (am Einfluss des Djumna in den Ganges, westlich Benares) kommen von Zeit zu Zeit aus Afghanistan und Turkestan Männer viele Meilen weit heraus mit

Säckchen werthvoller Steine, welche sie theuer verkaufen. Ihren religiösen Gewohnheiten zufolge dürfen sie ihre Kleider nicht wechseln, bis sie wieder — was eben zu Fuss vollbracht wird — zu Hause angelangt sind. [Die correcte Durchführung dieses Gelübdes rieche man ihnen denn auch schon von Weitem an.] Jene Steine seien länglich eiförmig gestaltet und die Weiber benützen sie zu einem förmlichen Kultus als ein Zeichen der Entwicklung und Fruchtbarkeit und



schmücken sie rundum mit Blumen. — Weiter hatte Herr Mayer die Suche seinerseits nicht verfolgt.

Diese letztere Mittheilung, wenn sie vielleicht auch gar nichts mit Chloromelanit, Jadeit, Nephrit zu thun hat, erregt aber deshalb unser Interesse, weil sie zeigt, wie in Asien noch ein ganz primitiver Kultus mit Steinen getrieben wird und wie die letzteren aus Innerasien — vielleicht als einer angenommenen Urheimat — weithin verschleppt und je weiter desto höher geschätzt und bezahlt werden. Ich musste mich dabei aber sogleich auch wieder der längsdurchbohrten Chalcedone erinnern, welche ich in meinem Nephritwerk S. 83 Fig. 70 und S. 111 Fig. 89 abgebildet und besprochen habe. Dieselben (der eine olivenförmig, ein milchblaulicher Chalcedon, der andere dick tafelförmig rhombisch, ein Carneol) wurden mir von einem Zuhörer, Stud. med. Panagiotis Meimaroglu aus Ak-hissar (olim *Quatsipa*, S. O. Smyrna, Provinz Sarouchan in Kleinasien) für unser Museum geschenkt mit dem Bedenken, dass der milchfarbige Stein als Amulet zur Beförderung der Milch, der rothe Carneol gegen Blutungen von Frauen getragen werde. Diese mögen nun wohl auch aus der erstgenannten Quelle, Innerasien, gestammt haben.

Soweit reichen bis heute meine Nachforschungen in Betreff dieser Amulette, unter denen jenes aus Chloromelanit die grösste Wichtigkeit besitze, da dasselbe, wenn es als sicher diesem Mineral angehörig betrachtet werden darf, uns, — wie Eingangs erläutert wurde, auch für diese Substanz Turkestan oder China als Heimat bezeichnet, was sehr nahe läge, da sich Chloromelanit und Jadeit in der chemischen Substanz (vgl. die betr. Analysen in meinem Nephritwerk S. 375 und 381) und der derselben zukommenden Formel, in der enormen Zähigkeit und Härte äusserst nahe mit einander übereinstimmend ausweisen und auch auf der polirten Fläche sehr häufig die gleichen winzigen, nur mit der Lupe deutlich wahrnehmbaren gelben Flitterchen wahrnehmen lassen. Vom Jadeit konnte ich aber in letzter Zeit die Abkunft aus Centralasien (vgl. Corr.-Bl. 1879 No. 3 S. 4, Neues Jahrb. f. Mineralogie 1880 I. Bd. Corr. v. 15. Dez. 1879) nachweisen. Die von mir von vornherein stets vertheidigte Anschauung von der Abkunft der in Europa gefundenen Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanit-Beile aus der Ferne gewinnt also mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit denjenigen gegenüber, welche das Material für die genannten prähistorischen Objekte fortan noch in Europa, speziell in den Alpen glauben erhoffen, beziehungsweise auffinden zu sollen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich, mit ausdrücklichem Vorbehalt des Zweifels, noch einen weiteren Gedanken anfügen. Ich las neulich in einer mir zum Referat vorgelegenen italienischen Schrift von Francesco Molon (Vicenza) über die prähistorischen und gegenwärtigen Bewohner gewisser Theile Italiens die Idee ausgesprochen, dass einst eine gewisse Einwanderung mongolischer Völker daselbst stattgefunden habe, wovon die Ligurer (wie für die iberische Halbinsel die Iberer) die letzten Reste seien; später sei eine Einwanderung iranischer Völker eingetreten.

Ich bin als Mineraloge natürlich nicht in der Lage, alle einschlägige Literatur bezüglich dieser Völkerzüge zu kennen und obigen Ausspruch von Molon als richtig zu beurtheilen. Ich möchte nur im Anschluss an denselben, wie gesagt mit aller Vorsicht, daran erinnern, dass es (vgl. meinen Aufsatz im Corr.-Bl. 1880 No. 3) scheinen kann, wie wenn die Nephritbeile, deren Verbreitung nach unseren jetzigen Kenntnissen sich fast allein auf Italien und die Schweiz beschränkt (von Spanien und Portugal erfuhr ich noch nichts), einem besonderen Volke angehörten, während die Jadeit- und Chloromelanitbeile eine Ausdehnung über Italien, Schweiz, Westdeutschland, Frankreich, Spanien, auch England nachweisen lassen. Es könnte also etwas für sich haben, die Nephritbeile mit den Ligurern und ihrer Verbreitung in Europa, die Jadeit- und Chloromelanitbeile mit den Iranisra und ihren Wanderungen in Beziehung zu bringen, wornach dann die Nephrite zum Theil aus Sibirien stammten, (denn in China kommen meines Wissens nie grasgrüne Nephrite vor, wie solche als Beile in den Pfahlbauten gefunden werden. Die Jadeite und Chloromelanite dagegen wären aus Hinterindien, wo wenigstens der Jadeit (in Birman) nachweislich zu Hause ist, eingeschleppt. Es mag der Zeit überlassen bleiben, diese Fragen definitiv zu lösen. Zunächst werde ich durch Verkehr mit meinen russischen Collegen zu ergründen suchen, ob die seltsamen braunen Nephrite unter den Bodenseebeilen etwa in den Nephritgegenden Sibiriens nachweisbar seien; in diesem Fall wären wir wohl nicht mehr weit von der Entscheidung.

### Die Römerwege in Nord-Germanien.

Es ist von weitgehendem Interesse für die Erforschung unserer ältesten vaterländischen Geschichte, dass neuerdings ganz eigenartige römische Ueberreste aufgefunden wurden, nämlich Holzstrassen, die sich unter den niederdeutschen Mooren



erhalten haben. Ueber diese geschichtlich wichtigen Entdeckungen ist vor kurzem ein Bericht durch einen unermüdeten Forscher veröffentlicht worden, Fr. v. Alten \*), der sich in seinem Heimathlande Oldenburg um die Hebung der Kunstinteressen und die locale Alterthumskunde grosse Verdienste erworben hat. Es sind diese jahrelangen Forschungen um so mehr anzuerkennen, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, mit denen die Erreichung verhältnissmässig karger Resultate verknüpft ist; während wir in Italien bei den schönen Wanderungen unter blauem Himmel auf Schritt und Tritt Monumente der Vorzeit antreffen, arbeitet hier der Forscher tagelang in den traurigen Einöden, mit der Furcht in den Sümpfen zu versinken, ohne Schutz und Obdach gegen Sonnenbrand und Regenstürme auf der endlosen Plächo.

Indem Tacitus den Feldzug des Germanicus an die Weser im Jahre 14 n. Chr. erzählt, berichtet er über den Rückzug des Legaten Cäcina (Ann. 1, 63): „Cäcina, der seine eigene Schaar führte, obwohl er auf bekannten Wegen sich zurücksog, erhält den Befehl, so schnell als möglich über die langen Brücken zu gehen (pontes longos superare). Diess war ein schmaler Fusssteig in ungeheuren Sümpfen (angustus is trames vastas inter paludes aggeratus), einst von Lucius Domitius (Ahenobarbus, zur Zeit von Chr. G.) aufgedämmt, daneben lauter Moraet, zäher anhängender Schlamm oder bodenloses Gewässer.“ Diese pontes longi waren also Stege über das Moor; da die niederdeutschen Moore ehemals noch weniger als jetzt ausgetrocknet und also absolut unpassierbar waren, die Anlage von Strassen aber wegen des mangelnden festen Untergrundes ebenso unmöglich war, so mussten jedenfalls die Römer in allen Richtungen, wohin ihre nord-germanischen Kriegszüge sie führten, sich solcher pontes bedienen. v. Alten gibt uns eine detaillirte Beschreibung der von ihm aufgefundenen pontes, Bohlwege, und erläutert dieselbe durch beigegebene Zeichnungen.

Die Bohlen sind durch ein- oder zweimaliges Spalten von Eichen- oder Kieferstämmen (auch Erlen- und Weidenholz kommt vor) gewonnen, mit der Axt zugehauen, bei etwa 10 Centimeter Stärke bis 40 Centimeter breit, und durchweg etwa 3 Meter lang. Sie wurden so gelegt, dass sie etwa 4 bis 5 Centimeter über einander fassen, und zwar in der Art, dass die westliche Bohle

unter der östlichen liegt, ein Zeichen, dass der Bau dieser Stege von Westen nach Osten fortgeführt wurde. Durch Unregelmässigkeit der Bohlen entstandene Lücken wurden mit untergelegten Schwellen oder auch durch Rundhölzer, z. B. Birkenstümmchen, an denen sich mehrfach noch die Rinde befindet, ausgefüllt. Der ganze Steg lagert auf zwei oder mehreren Längschwellen, meistens von Eichenholz und nur oben behauen; sie liegen entweder unter den äussersten Enden der Bohlen oder etwa 25 bis 30 Centimeter von den Enden derselben entfernt. Die Seitenverschiebung der Hölzer wurde dadurch verhindert, dass je in Entfernung von etwa 3 Meter die Bohlen an den Seiten mit einem viereckigen Loche versehen waren, durch welche etwa 70 Centimeter lange Pfähle in den Boden getrieben wurden; in einigen Fällen sind auch die Längschwellen in die Bohlen eingefalzt. Meistens liegen diese Stege unmittelbar auf dem Moor auf, wie die noch darunter zu Tage tretenden geknickten Haidepflanzen beweisen; mitunter wurde auch eine Schicht Sand unterschüttet; oben aber wurde der Weg durch fünf Centimeter hoch aufgeschichteten Sand oder feste Moorstücke (Soden) bequem gangbar gemacht. Wo das Terrain sehr sumpfig war, finden sich auch mehrere Lagen von Bohlen übereinander oder untergelegte Faschinen; ja in einem Fall ist durch fünf in sehr sinnreicher Construction übereinandergebaute Lagen geradezu eine schwimmende Strasse hergestellt.

Diese Stege liegen jetzt fast alle gleichmässig tief unter dem Moore, bis 2 Meter, wo nachher nicht etwa Abgraben oder Entwässerung stattgefunden hat. Das Holz ist durch den Abschluss der Luft meistens sehr gut conservirt; wie bekannt werden auch Baumstämme, ja ganze Wälder unter dem Moor in unverändertem Zustande gefunden.

Die Bohlwege laufen alle in der Hauptrichtung von Westen nach Osten und unterscheiden sich hiedurch, wie durch die bei ihnen gemachten Münzfunde etc. und durch ihre gesammte gleichmässige Construction, von den ihnen verwandten, im Mittelalter angelegten und zum Theil noch jetzt benützten sogenannten Knüppeldämmen, welche stets auf eine der damals noch sehr vereinzelt liegenden Kirchen zuführen.

Die durch v. Alten untersuchten Bohlwege gruppieren sich zu zwei Strassenlinien: die eine, nördliche, läuft von dem rechten Ufer der unteren Ems, also etwa von Emden, nach Osten gegen die untere Weser hin; die zweite, südliche, aus der holländischen Provinz Drenthe kommend, setzt bei Lathen (Station an der ostfriesischen

\*) Die Bohlwege im Herzogthum Oldenburg, untersucht durch Fr. v. Alten 1873 bis 1879. Mit einer lithographischen Tafel und einer Karte. Oldenburg 1879.



Eisenbahn nördlich von Meppen) über die Ems und zieht sich durch das südliche Oldenburg gegen die mittlere Weser, etwa nach Nienburg zu. Auf diesen Strecken fehlen einerseits zwischen den Bohlwegen noch Mittelglieder für die genauere Bestimmung der Strassen, andererseits aber finden sich an verschiedenen Punkten derselben mannichfache römische Alterthümer, die immerhin, wenn nämlich in den Gebieten zwischen den Strassen keine solchen vorkommen, als Indicien von Bedeutung sind.

Auf der nördlichen Linie wurde der erste Bohlweg hart an der oldenburgisch-ostfriesischen Gränze aufgedeckt, etwas nördlich von der Oldenburg-Leerer Eisenbahn. Er überbrückt in der Richtung N. W. W. nach S. O. O. das Lengener Moor an dessen schmalster Stelle, und ist an beiden Enden seine Anlandung an die Geest (das höhere, trockene Sandland) constatirt. Wo das Moor grundlos sumpfig ist, hat der Steg die doppelte Breite und bildet die schon erwähnte schwimmende Strasse. Etwa 12 Kilometer weiter östlich laufen zwei andere Hohlwege in der Richtung S. S. W. nach N. N. O. der eine 300, der andere 180 M. lang; sie stehen durch die Abgrabung des Moores theilweise zu Tage, und werden von den Bauern noch die Römerstrate genannt. Ein vierter Bohlweg findet sich 8 Kilometer nordöstlich entfernt bei Varel am Jahdebusen. Er ist etwa 750 Meter lang und landet östlich an der Geest; in der Nähe wurde eine Speerspitze aus Bronze gefunden.

Von dieser Linie zweigt wahrscheinlich an der zuerst erwähnten Stelle in südöstlicher Richtung eine andere ab, auf welcher 5 Kilometer südlich von Zwischenahn (Station der Oldenburg-Leerer-Bahn) ein Bohlweg gefunden wurde und deren Fortsetzung nach der Weser zu durch römische Fundstücke bei Delmenhorst (an der Oldenburg-Bremer-Bahn) dokumentirt scheint.

Der südlichere Römerweg kommt aus der holländischen Provinz Drenthe, wo in der Gegend von Assen (Station an der Bahn nach Groningen) viele römische Münzen und ein bronzenes Paliasbild gefunden wurden. Auf dieser Linie ward bereits 1818 an der holländischen Grenze (westlich von Lathen) ein 3 1/2 Meilen langer Bohlweg entdeckt, welcher noch vom Volke die Romainische Brug genannt wird. Er überschreitet die schmalste Stelle des grossen Bourtanger Gränzmoores; in der Nähe sind Spuren eines römischen Lagers und an seiner östlichen Fortsetzung, welche jetzt durch die Colonisation verschwunden ist, wurden an 300 römische Münzen gefunden. Oestlich von ihm sind bei Lathen noch alte Wälle und drei

Furten in der Ems und auf deren rechtem Ufer überschreitet ein 2/3 Meilen langer, sehr solid gebauter Bohlweg die sumpfige Niederung zwischen zwei Höhenzügen. Verfolgen wir die Richtung nach S. O. O., so kommen wir über Löhningen und Lohne, bei welchen Orten allerlei römische Münzen und Bronzen gefunden wurden, in die Gegend von Diepholz (Station der Köln-Hamburger-Bahn), wo sich wieder zwei in südöstlicher Richtung laufende Bohlwege finden. Noch weiter nach der Weser zu wurden bei Stolzenau römische Kessel und jenseit der Weser bei Wunsdorf römische Waffen gefunden.

Wo die zuletzt erwähnten Bohlwege auf der Geest anlanden, convergirt mit ihnen ein anderer, der nach Süden führt und gegen Osnabrück hin ist ferner der Fund eines Grabes mit einer Mercur-Statue Urnen und Münzen zu verzeichnen.

Dass diese Bohlwege mit den von Tacitus angeführten pontes longi von einerlei Natur sind, ist wohl ohne Zweifel; dass aber die durch v. Alten entdeckten Bohlwege nicht, wie er wenigstens vermuthen möchte, gerade die bei Tacitus vorkommenden pontes longi sind, ist ebenso sicher.

Die pontes longi sind auf dem rechten Ufer der Lippe zu suchen, und wahrscheinlich an den Baumbergen (Caesia silva) zwischen Koesfeld und Münster; dort sollen sich auch jetzt noch Bohlwege finden.\*)

Es wäre nun sehr zu wünschen, dass die Aufsuchung der Bohlwege auch ausserhalb des Oldenburger Landes, fortgesetzt, die in Westfalen vorhandenen mit den oldenburgischen verglichen und das Gefundene genau vermessen werde. (Auszug aus einem Artikel der A. Allg. Z. von F. Presuhn.)

## Germanicus ging im Jahre 16 n. Chr. nicht über die Ems!

Von Schierenberg zu Meinberg bei Detmold.

Da Herr Wagner in Nr. 4 1880 dieser Blätter, in seinem Aufsatz über den Emsübergang des Germanicus im Jahre 16 n. Chr., sich auf die von Schierenberg mitgetheilte Variante *laevo amni* (statt *amne*) beruft, so erlaube ich mir dazu zu bemerken, dass ich in irgend einer kritischen Ausgabe des Tacitus die Angabe gefunden habe, dass im vorhandenen einzigen Manuscripte *amni* stehe. Ich habe dies bereits in meiner Schrift „die Römer im Cheruskerlande, Frankfurt a/M. 1862“ angeführt, und dort die

\*) Siehe Knapp, Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westfalen, S. 47. — v. Ledebur, Das Land und Volk der Bructerer, S. 221.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



gemeint sein, dass der ganze Plan, der Schifffahrt auf der Weser nemlich, sich als unausführbar erwies. Stand das Heer aber noch an der Ems, so war es ja auch in der Nähe der Flotte, denn aus der Erzählung erhellt dass es im Bereich der Ebbe und Fluth sich noch befand. Da Tacitus einer Station Amisia nirgends erwähnt, so muss Amisiae hier auf den eben vorher genannten Fluss dieses Namens bezogen werden, und was die Lesart laevo amni betrifft, welche Herr Wagner als Variante bezeichnet, so existirt bekanntlich das zweite Buch der Annalen nur in der einzigen Medizeischen Handschrift, und es wäre allerdings von Wichtigkeit, Gewissheit darüber zu erlangen, ob dort amne oder amni steht.

Ist aber Amisiae relicta auf die Ems zu beziehen, und laevo amni als Apposition dazu aufzufassen, so geht daraus auch hervor, dass das Heer die Ems bereits verlassen hatte, und da es an einem Flusse steht, kann dies nur die Weser sein. Kurz durch die von mir vorgeschlagene Interpunktion werden alle Räthsel gelöst; die Cherusker bleiben auf dem westlichen Ufer der Weser und die Römer kommen ohne ein Wunder wieder an die Ems zurück, nemlich ohne den sonst nothwendigen nochmaligen Weserübergang, von dem Tacitus schweigt.

Die von mir vorgeschlagene Lösung des bisher für so dunkel gehaltenen Berichts empfiehlt sich, wie mir scheint, durch ihre Einfachheit, weshalb ich sie zu weiterer Prüfung empfehlen möchte.

### Mittheilungen und Correspondenzen.

Berlin, 29. December. Der „Auffindung der Tantalos-Stadt“ durch Dr. Karl Humann widmet die „Wochenschrift für Ingenieure und Architekten“ einen längeren interessanten Artikel, dem wir die folgenden Stellen entnehmen: „In das Innere der unwegsamen fast vegetationslosen Trachytklippen des östlichen Sipylus war noch kein europäischer Fuss gedrungen: von den Spuren früherer Kultur kannte man nichts, als das in steiler Höhe an dem Nordrande des Gebirges in einer Felsnische befindliche verwitterte Kolossalbild eines Weibes, aus dem gewachsenen Felsen gemeisselt, welches 1699 von Chishull entdeckt, zuerst 1842 in einer Zeichnung von Stewart erschien und als eine Niobe erklärt wurde, während spätere Besucher sich dieser Erklärung theils angeschlossen, theils das Bildniss als das der Göttermutter Kybele ansahen. Gelegentliche Bemerkungen des Pausanias (Edit. Teubner II, 22; V, 13; VII, 17) berichten von einem „See Tantalos“, dem Grabe dieses Stammvaters des unseligen Atriden-Geschlechtes und von dem „Throne des Pelops“, alle drei an und auf dem Sipylon-Gebirge. Schon frühere Reisende hatten die Frage zu beantworten gesucht wo die Alten sich diese Stätte gedacht haben: Prococke, Chandler, Richter,

Prokesch-Osten, Hamilton. Texier, der zu Ende der dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts Kleinasien längere Zeit durchstreifte, um die Ergebnisse seiner Forschungen in einem eben so umfassenden und trefflich ausgestatteten wie leider ungründlichen Werke niederzulegen, glaubte den See des Tantalos in dem Kyrgöl (Mädchen-See) nordöstlich von Smyrna sehen zu müssen und sah die Ruinen einer uralten Akropolis mit vorgeschobener Felswarte für die alte Tantalos, den Stammsitz des Atriden-Geschlechtes, an. Auch das Grab des Tantalos glaubte er in einem der vielen dort belegenen Tumuli entdeckt zu haben. Die Besteigung des Sipylus durch Humann hat diese Annahmen auf das vollkommenste bestätigt. Von einem Kalkbrenner geführt, unternahm der rüstige Forscher trotz des glühenden sommerlichen Sonnenbrandes den überaus beschwerlichen Aufstieg durch die pfadlose Wildnis. Der Fels fällt hier an der Nordseite in fast senkrechten Terrassen ab, deren einzelne Absätze meist über ein Meter und oft bis zu fünf Meter hoch sind, und daher der Besteigung überaus grosse Schwierigkeiten darbieten. Aber überall wusste der kundige Sohn des Gebirges, dessen Führung Humann sich anvertraut hatte, einen Weg zu finden oder zu bahnen. Oberhalb des „Niobe“-Bildes, etwa in halber Höhe des Gebirgskammes, stiefs man auf die Spuren eines uralten in den Felsen gehauenen Weges und versuchte ihm zu folgen. Aber gewaltige Felstrümmer, die eines der jüngsten furchtbaren Erdbeben hinabgeschleudert hatte, versperrten ihn dergestalt, dass man von seiner Verfolgung abstehen und wieder den selbstgewählten Weg über die Felsterrassen aufnehmen musste. Bald darauf zeigten sich die Spuren menschlicher Bearbeitung. Es waren in den Fels gearbeitete Grabstätten. Zwei über einander liegende, wohl in Beziehung zu einander stehende, Gräber zeichneten sich durch ihre Grösse besonders aus; das obere geht als senkrechter Schacht in den Felsen hinab, das untere dringt in Form eines viereckigen Stollens in denselben. Der Fels ist an der Eingangsseite etwa in doppelter Mannhöhe senkrecht abgearbeitet und geglättet, oben aber zu einer kolossalen glatten schräg liegenden Fläche zugerichtet, die von den drei an den Berg gränzenden Seiten von einer Wasserrinne umgeben ist und so einer ungeheuren Platte gleicht, welche würdig erscheint das Grab eines jener ältesten Heroen zu decken. Die Grabanlagen wurden vermessen und gezeichnet. Nach stundenlangem rastlosen Emporklimmen gelangten die beiden einsamen Wanderer auf den höchsten Kamm des Gebirges, das Barometer gab 350 Meter Seehöhe an. Der Grat des Sipylus ist hier nur 25 Meter breit und fällt zu beiden Seiten in schwindelnder Steile jäh ab. Hier nun zeigte sich eine Reihe von einigen zwanzig in den Fels gearbeiteten menschlichen Wohnungen. In den Rückwänden waren die Balkenlöcher sichtbar, welche das Dachgebälk aufgenommen hatten. Mehrere in den Fels gearbeitete flaschenförmige Cisternen fanden sich vor, die den Bewohnern dieser quellenlosen Steinwüste das Regenwasser gesammelt haben. Humann verfolgte diese Akropolis in ihrer ganzen nur etwa 150 Meter betragenden Ausdehnung. Der schmale Grat steigt in westöstlicher Richtung langsam an. An seinem äussersten Ende, auf der höchsten Spitze des Berges, zeigte sich dem überrauschten Blick ein seltsames Steingebilde. Dieser äusserste Felsblock war durch Menschenhand zu einem Sitze von übermenschlichen Abmessungen hergerichtet. Nahezu 1 1/2 Meter beträgt die Sitzfläche, ein wenig mehr noch die Rücklehne, deren schon halb gelöste Felstücke



das nächste Erdbeben in die Tiefe zu schleudern droht. Es konnte für Humann keinem Zweifel mehr unterliegen, dass er sich vor dem Gebilde befand, welches man dem Pausanias als den „Thron des Pelops“ bezeichnet hatte, und dass jene geringen Ueberreste menschlicher Ansiedelungen der Stadt angehören, die, in Homerischer Zeit schon verschollen, dem späteren Geschlecht als die Geburtstätte der Tantaliden galt, dass dieser furchtbar zerstückelte Steinwall, von dem das Auge nur mit scheuem Zagen hinabblickt, von dem es das phrygische Land bis über seine Grenzen hinaus beherrscht, von dem Alterthum als der Felsstock betrachtet wurde, den die Götter im Zorne über den Tischgast zerschlugen, von dessen Haupte sie des Tantalos Stadt hinabstürzten in die Wellen des dar-

über zusammenschlagenden Sees, dessen Spiegel sich unmittelbar unter der Akropolis-Stätte ausbreitet, zwischen dem und der Wurzel des Gebirges sich nur ein schmaler Kameel-Pfad entlang zieht. (A. Allg. Z.)

#### Zu verkaufen:

Ein hölzernes Besteck enthaltend:

- |                                     |                   |
|-------------------------------------|-------------------|
| 1. einen Stangenzirkel nach Virchow | } Preis: M. 60. — |
| 2. „ Tasterzirkel „ „               |                   |
| 3. „ Messstab „ „                   |                   |

Ein Lucie'scher Zeichenapparat, modificirt nach Spengel nebst Ortoskop Preis: M. 50. —

(aus der Fabrik von Ad. Wichmann, Hamburg. Vgl. Beilage zum Correspondenzblatt 1876.)

Anfragen sind an die Redaction zu richten.

### A. Voss' neues Prachtwerk unserer Wissenschaft.

R. Die Hauptarbeitslast für das unübertrefflich gelungene Zustandekommen der ersten Ausstellung anthropologischer und prähistorischer Funde Deutschlands in Berlin im August des Jahres 1880 lag auf den Schultern des I. Geschäftsführers der deutschen anthropologischen Gesellschaft für die XI. allgemeine Versammlung, des Herrn Dr. A. Voss.

Seine eingehende Bekanntschaft mit dem Material der bedeutenderen Alterthums-Sammlungen Deutschlands: seine geschulten Kenntnisse von Allem, was bei einer für das Studium ebenso wie für das Erwecken des allgemeinen Interesses berechneten Schaustellung erforderlich ist; seine gewissenhafte Treue in der Behandlung der zunächst ihm überlieferten unbezahlbaren Schätze waren Grundbedingungen für den Erfolg unseres grossen nationalen Werkes der Ausstellung.

Aber nicht nur seine praktischen, vor allem haben wir seine wissenschaftlichen Leistungen bezüglich der Ausstellung an dieser Stelle hervorzuheben. Das archäologische Programm der Ausstellung ist zum grossen Theil von Herrn Dr. A. Voss entworfen. Hier finden wir eigentlich zum ersten Male eine exacte Gliederung der Culturperioden der deutschen vormittelalterlichen Vorzeit. Wir finden dort, soweit das bis jetzt schon möglich, im Anschluss an die historischen Forschungen an Stelle der alten diätantischen Methode, für welche jeder bearbeitete Stein der Steinzeit, jede Bronze der Bronzezeit, jedes alte Eisen der älteren Eisenzeit angehörte, jene wissenschaftliche Betrachtungsweise gesetzt, welche sich als Resultat des nun zehnjährigen friedfertigen Zusammenarbeitens der archäologischen mit der anthropologischen Forschung in Deutschland ergeben hat. Dieses Programm der Ausstellung wird für die folgenden Jahre unser Arbeitsprogramm bilden. Zur Eröffnung der Ausstellung ist es Herrn Dr. Voss gelungen, das umfassende Werk eines vollständigen theilweise illustrierten Katalogs (von 746 Seiten, Berlin, Stührsche Buchhandlung) fertig zu machen, versehen mit einer Reihe werthvoller Uebersichten über die archäologischen und anthropologischen Verhältnisse der einzelnen deutschen Länder, von den besten Kennern derselben verfasst. Es ist der Katalog an sich schon ein Hand- und Nachschlagebuch von hohem und bleibendem Werth.

Und nun sind wir in der angenehmen Lage, den verehrten Mitgliedern der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, welches in vollkommener Weise geeignet ist, den reichen wissenschaftlichen Gewinn der prähistorisch-anthropologischen Ausstellung für die Dauer zu sichern und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Unter dem Titel:

#### Photographisches Album

der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands

in Originalaufnahmen von Carl Günther, herausgegeben von Dr. A. Voss, Berlin 1880

erhalten wir eine Sammlung wunderbar gelungener Photographien der hervorragendsten Gegenstände der Ausstellung, soweit dies einerseits mit Erlaubniss der Aussteller ausgeführt werden konnte, andererseits nicht schon allgemein zugängliche und vollkommen genügende Abbildungen von denselben existiren. Wie die Ausstellung selbst, so muss auch dieses Werk als eine hervorragende wissenschaftliche That bezeichnet werden. Es gibt in klassischen bildlichen Darstellungen eine Uebersicht über die Hauptobjecte, aus welchen sich die prähistorische Archäologie in den einzelnen deutschen Ländern aufbaut. In Verbindung mit dem Katalog der Ausstellung ist das neue Prachtwerk ein Manuale der gesammten deutschen vormittelalterlichen Alterthumskunde, ohne dessen Benützung ein gründliches Studium derselben in Zukunft absolut undenkbar erscheint. Wir dürfen es in dieser Hinsicht an das Haupt-Werk anreihen, auf das wir mit besonderer Genugthuung als eine ächt-deutsche Leistung zu blicken pflegen, an unseres Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit.

Das Album besteht complet aus 168 photographischen Tafeln in kleinerem Folio, und kostet bei direkter Bestellung in dem Verlag von Carl Günther (Berlin, Dorotheenstrasse 83. N.-W.; vom 1. April 1881 ab: Leipziger-Strasse 105 W.) in schönster Ausstattung 150 M., so dass die Tafel nicht ganz auf 1 M. kommt.

Möge dieses schöne Werk die Verbreitung finden, die es nach der ihm von allen Kennern entgegengebrachten unbedingten Anerkennung in künstlerischer wie wissenschaftlicher Hinsicht verdient.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction am 1. Februar 1881



# Correspondenz-Blatt

der  
deutschen Gesellschaft  
für  
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

---

Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1881.

---

Die Nachricht, welche das Correspondenzblatt zum Neujahr brachte, dass Herr Dr. H. Schliemann, unser hochverdientes und hochgeehrtes Ehrenmitglied, die wunderbaren, unbezahlbaren Schätze seiner trojanischen Ausgrabungen der deutschen Nation geschenkt habe, hat sich inzwischen bestätigt.

Für diese hochherzige That sprechen wir hier nicht nur als Deutsche, sondern auch speciell im Namen der deutschen anthropologischen Gesellschaft freudigen Dank aus.

Se. Majestät der Kaiser hat an Dr. Schliemann das folgende Allerhöchste Handschreiben gerichtet:

An den Dr. Heinrich Schliemann in Athen.

Berlin, den 24. Januar 1881.

Aus einem Bericht des Reichskanzlers und des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten habe Ich mit Genugthuung ersehen, dass Sie Ihre bis jetzt in London ausgestellt gewesene Sammlung trojanischer Alterthümer dem deutschen Volk als Geschenk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt bestimmt haben. Ich habe in Genehmigung der von ihnen an diese patriotische Schenkung geknüpften Bedingungen gern Meine Zustimmung dazu ertheilt, dass dieselbe für das Deutsche Reich angenommen, und dass die Sammlung der Verwaltung der preussischen Staatsregierung unterstellt werde. Auch habe Ich genehmigt, dass dieselbe in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnologischen Museum in Berlin in so viel Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung erforderlich sind, aufbewahrt werde, und dass die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer Ihren Namen tragen. Bis zur Vollendung des ethnologischen Museums wird die Sammlung in dem Ausstellungssaale des neuen Kunstgewerbemuseums in Berlin aufbewahrt und auch dieser Saal für die Dauer der provisorischen Aufstellung mit Ihrem Namen bezeichnet werden. Zugleich spreche Ich Ihnen Meinen Dank und Meine volle Anerkennung für diese von warmer Anhänglichkeit an das Vaterland zeugende Schenkung einer für die Wissenschaft so hochbedeutenden Sammlung aus, und gebe Mich der Hoffnung hin, dass es Ihnen auch ferner vergönnt sein werde, in Ihrem uneigennütigen Wirken der Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes gleich bedeutende Dienste zu leisten wie bisher.

Wilhelm.

Der Reichsanzeiger, welcher am 7. Febr. 1881 das Handschreiben mittheilt, schliesst ein längeres höchst anerkennendes Referat über Schliemanns Leistungen mit folgenden Worten:

Die ganze Sammlung, welche in den letzten Jahren in 23 Schränken und Schautischen in einem der überlasteten Höfe des South-Kensington-Museums in London aufgestellt gewesen war, ist, in 40 Kisten verpackt, bereits hier angelangt. Diese bleiben zunächst uneröffnet, da Dr. Schliemann sich die Aufstellung der Sammlung selbst vorbehalten hat und beabsichtigt, zu diesem Zweck mit seiner Gemahlin im Mai d. J. nach Berlin zu kommen. Die obigen Hinweise werden genügen, um die ungewöhnliche Bedeutung der Schenkung Dr. Schliemann's anzudeuten. Seine Sammlung wird für immer der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und allgemeinen Interesses und ein dauerndes Denkmal bleiben für seine rastlose und opferfreudige Energie und für seine warme Hingabe an Wissenschaft und Vaterland.

---

**Referat des Herrn Prof. Dr. C. Bursian in der anthr. Gesellsch. München vom 25. Febr. 1881 über Dr. H. Schliemann's „Ilios Stadt und Land der Trojaner.“**

Wenn ich es wage, Sie zu einer Wanderung durch das dunkle Gebiet prähistorischer Archäologie unter Führung Dr. Haur. Schliemann's einzuladen, zu einer Wanderung, die uns erst ganz gegen Ende in vom helleren Licht der Geschichte beleuchtete Gegenden führen wird, so liegt die Rechtfertigung dazu einerseits in der Persönlichkeit des Mannes, an dessen Hand wir diese Wanderung antreten wollen, andererseits in dem Gegenstand selbst. Denn sowohl unsere hiesige anthropologische Gesellschaft, als andere anthropologische Gesellschaften Deutschlands haben in sehr rühmenswürdiger Weise neben der Pflege der Anthropologie im Sinn der Untersuchungen der menschlichen Lebensbedingungen und der Lebensweise der Gegenwart gerade das Studium der Kulturgeschichte jener Zeiten mit Eifer gepflegt, über welche uns keine schriftliche Ueberslieferung Auskunft gibt, sondern deren Kultur eben nur aus den zum Theil ja sehr sparsamen Resten des Handwerks oder Kunsthandwerks erschlossen werden kann. Und andererseits ist die Persönlichkeit Schliemann's weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, und mit Recht anerkannt. Er ist durch die hochherzige That, in welcher er noch vor wenigen Wochen unserem deutschen Vaterland eine Sammlung prähistorischer und historischer Alterthümer zum Geschenk gemacht hat, wie sie nirgends in der Welt existirt, nicht bloss aller Gedanken, sondern aller Herzen nahegetreten. So darf eine kurze Uebersicht über seine neueste auch schriftstellerisch bedeutende Leistung des Interesses in diesem Kreise sicher sein.

Das prächtige Werk, welches Schliemann in diesem Jahr bei F. A. Brockhaus, Leipzig, unter dem Titel Ilios, Stadt und Land der Trojaner, Forschungen und Entdeckungen in Troas und besonders auf der Baustelle von Troja veröffentlicht hat, wird eingeleitet durch eine kurze Vorrede von dem Ihnen allen bekannten Rudolf Virchow, dessen Name das Blatt der Dedikation ziert.

Wie Sie wissen, hat Schliemann ein ganz einzig in der Geschichte der Ausgrabungen dastehendes Beispiel einer konsequent von oben bis in die tiefste Tiefe hinabgehenden Ausgrabung geliefert. Er ist beim Durchgraben des viele Jahrhunderte hindurch von ganz verschiedenen Stämmen, von denen jeder seine Hütten oder Häuser und Heiligthümer auf den von Schutt bedeckten Trümmern der früheren Wohnstätten aufbaute,

besiedelten Plateau von Hissarlik in der Troas, das nach Schliemann's eigener Angabe ungefähr 4,8 km vom Strande des Hellesponts entfernt ist, bis zum Urboden gelangt. Dabei stiess er auf Lagen, Straten, die sich nach den Funden, die in denselben gemacht wurden, welche sich als Residua nicht nur ganz verschiedener Generationen, sondern auch verschiedener Bevölkerungen ergeben haben, deutlich unterscheiden lassen. Diese Straten, die ihn bis auf den Urboden hinabgeführt haben, hat er in einem Diagramm in Metern und Fuss angegeben. Auf das Stratum der obersten griechischen Stadt Ilios (von der Oberfläche bis 2 Meter Tiefe) folgten hintereinander die Straten von 6 verschiedenen Städten oder Ortschaften bis erst in einer Tiefe von 16 m (52<sup>1</sup>/<sub>2</sub>') der eigentliche Urboden der Troade, der heutzutage 109' über dem Meeresspiegel liegt, erreicht wurde.

Das Werk selbst beginnt mit einer Einleitung, welche eine in hohem Grade interessante Autobiographie des Verfassers und die Geschichte seiner Arbeiten in der Troas enthält. Es ist wohl dies der am meisten auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Theil des Werkes; haben sich doch verschiedene Zeitungen beeilt, kurze Inhaltsangaben dieser ein höchst merkwürdiges Beispiel eines self-made Mannes liefernden Autobiographie des Verfassers mitzutheilen. Es wird genügen, wenn ich Ihnen ins Gedächtniss zurückerufe, dass Heinrich Schliemann den 6. Jan. 1822 als Sohn eines protest. Predigers in einem kleinen Städtchen Mecklenburg-Schwerins, Neubuckow, geboren worden ist; dass er schon im folgenden Jahre nach seiner Geburt mit seinen Eltern nach dem Dorfe Ankershagen übersiedelte, wo er seine erste Erziehung erhielt. Es ist sehr interessant zu hören, wie in dem Knaben das erste Interesse gerade für Troja erweckt wurde, das ihm in so merkwürdiger Weise als Fackel, die ihm auf seinem ganzen späteren Lebensweg geleuchtet und ihn auf so glänzende Bahnen geführt hat, fortbrannte. Er sagt selber mit Bezug auf seine ersten Jugendjahre S. 3 f.: Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Alterthums; oft erzählte er mir mit warmer Begeisterung von dem tragischen Untergange von Herculaneum und Pompei und schien denjenigen Menschen für den glücklichsten zu halten, der Mittel und Zeit genug hätte, die Ausgrabungen, die dort vorgenommen wurden, zu besuchen. Oft auch erzählte er mir bewundernd die Thaten der homerischen Helden und die Ereignisse des trojanischen Krieges und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas.



Mit Betrübniß vernahm ich von ihm, dass es ohne eine Spur zu hinterlassen vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinah achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrer's Weltgeschichte für Kinder schenkte und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuern Mauern und dem skaischen Thore, dem fliehenden Aineias, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: ‚Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muss Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.‘ ‚Mein Sohn‘, antwortete er, ‚das ist nur ein erfundenes Bild.‘ Aber auf meine Frage, ob denn das alte Troja einst wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er dies. ‚Vater‘, sagte ich darauf, ‚wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen.‘ Nun behauptete er wohl das Gegentheil, aber ich blieb fest bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, dass ich dereinst Troja ausgraben sollte. So der Knabe von ca. 8 Jahren. Er und ein ungefähr gleichaltriges Mädchen, mit dem er damals schon sich gewissermassen verlobte, eine Verlobung, die dann durch einen merkwürdigen Zufall nicht zu dem von ihm gewünschten Resultate führte, fassten damals schon den Plan, Troja auszugraben. Nun folgten seltsame Schicksale, indem er, durch traurige häusliche Verhältnisse genöthigt, als Lehrling bei einem Krämer eintrat und Jahre lang am Heringsfasse stehend Heringe, Talglichter u. s. w. verkaufte, dann nach Hamburg ging, da er in Folge eines unglücklichen Falls zu schwach geworden war, um die schweren Arbeiten beim Krämer zu verrichten, sich dort als Schiffsjunge verdingte, als Schiffbrüchiger elend nach Amsterdam kam, dort die niedrigsten Dienstleistungen übernehmen musste und es doch allmählig dahin brachte, ins Komptoir der Herren B. Schröder & Co. aufgenommen zu werden. Er berichtet weiter, wie er in merkwürdiger rein praktischer Weise sich die Kenntnisse verschiedener Sprachen aneignete, wie er als Bevollmächtigter seines Amsterdamer Hauses nach Russland ging, und dort durch Indigohandel zu grossen Reichthümern gekommen ist, die ihm ermöglichten, so grosse Summen zunächst zur Befriedigung seiner Liebhaberei, die dann allmählig zu wissenschaftlich bedeutenden Entdeckungen geführt und ihn zu grossen wissenschaftlichen Gesichtspunkten fortgeleitet hat, zu

verwenden. Er hält es für nöthig, sich zu vertheidigen gegenüber Leuten, die ihm vorgeworfen haben, dass er durch derartige grossartige Ausgrabungen das Erbtheil seiner Kinder zu sehr schmälere. Er gibt die tröstliche Mittheilung, dass er von den jährlich 200000 Mk., die er als Einkünfte beziehe, mit Einschluss der Kosten seiner Ausgrabungen nur die Hälfte verbrauche und somit jährlich 100,000 Mk. zum Kapital schlagen könne. Dass er auch ferner fortfahren wird, einen so schönen Gebrauch von seinem Reichthum zu machen, so lange der Himmel ihn am Leben erhält, das dürfen wir sicher hoffen. Sie wissen aus den Zeitungen, dass er vor kurzem an einer jener merkwürdigen Stätten vorhellenischer Kultur, der für immer denkwürdigen Stelle von Orchomenos, wo wir einen alten *Θησαυρός*, ein unterirdisches Kuppelgewölbe, wie zu Mykenae, kennen, neue Ausgrabungen begonnen hat.

Das erste Kapitel des Werks gibt eine topographische und naturgeschichtliche Schilderung der Landschaft Troas mit den beiden Hauptflüssen — Skamandros jetzt Menderé, der seinen Lauf seit dem Alterthum ziemlich verändert hat, neben ihm im untern Theil der Ebene der Fluss Simoeis, jetzt Dumbrek.

Das zweite Kapitel behandelt die Ethnographie der Trojaner, die dunkle Frage über die Abstammung der Bewohner der Troas — wobei uns auch die Pelasgerfrage entgegentritt, die bekanntlich uns ein Stein des Anstosses überall wird, wo wir in die vorhellenische Geschichte hineingehen — dann die verschiedenen Gebiete in der Troas, die Stadt Ilios u. s. w.; daran schliesst sich die Topographie der Troas, worin der Verfasser im Grossen und Ganzen die völlige Uebereinstimmung der Schilderungen namentlich der Dias mit dem jetzigen Charakter der Troas hervorhebt, übrigens selbst zugiebt, dass sich in einzelnen Punkten zwischen den verschiedenen Partien der Ilios Widersprüche finden. Es wird dies namentlich an einem Beispiel gezeigt, an den schwankenden Angaben über die Lage des sogenannten Grabhügels des Ilios, welcher in den einen Partien der Ilios auf dem rechten, in andern auf dem linken Ufer des Skamandros angesetzt wird.

Das dritte Kapitel, betitelt Trojas Geschichte, giebt zunächst eine Uebersicht dessen, was man eben von der Geschichte Trojas kennt, d. h. jener Sagen, wie sie uns allen aus den homerischen Gedichten sowie aus der nachhomerischen Poesie und den griechischen Mythographen bekannt sind. Ich will ausdrücklich hervorheben, dass Sehlismann gegenüber seiner früheren Stellung zur Sache insofern einen wesentlichen Fortschritt in der



neuen Arbeit — wie auch in der Anordnung des ganzen Stoffes — zeigt, dass er zwar die ganze Ueberlieferung erzählt, aber ausdrücklich verzichtet, sie als beglaubigte Geschichte wiederzugeben, wie er denn auch nicht mehr vom Schatze des Priamos, auf den wir zu sprechen kommen werden, spricht, überhaupt diese direkte Anwendung auf Persönlichkeiten der homerischen Poesie jetzt aufgegeben hat.

Das vierte Kapitel ist dann wesentlich topographisch-kritisch. Unter der Ueberschrift: 'die wahre Lage von Homers Iliion' gibt der Verfasser eine Uebersicht der neueren Ansichten seit Le Chevalier. Dieser war bekanntlich, und zwar schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, der erste, welcher eine ernstliche Untersuchung über die topographische Frage nach der Lage des alten Iliion angestellt hat. Schliemann ist bemüht — und wie ich glaube mit vollem Erfolg — die Annahme vieler namhafter Gelehrter, dass die weit südlicher vom Hellespont gelegene Höhe Bunárbaschi das alte Iliion sei, zu widerlegen.

Dasjenige nun, was wir hier näher und ausführlicher zu behandeln haben, beginnt mit dem fünften Kapitel. Dieser Theil des Werkes enthält die eingehende und nun historisch geordnete Darlegung der Fundstücke, die uns über die Anlage der übereinandergelegenen Städte noch Auskunft geben. Schliemann hat seine Ausgrabungen eine Reihe von Jahren hinter einander fortgesetzt, immer erweiternd und mehr und mehr den Plan der alten Stätte möglichst vollständig bloslegend. Er begann, nachdem er schon über ein Jahr von der geschäftlichen Thätigkeit sich zurückgezogen hatte, nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten, welche die Erlangung des nöthigen Permane gemacht hatte, im Frühjahr 1871 seine Ausgrabungen. Nachdem er drei Jahre hindurch, 1871, 1872 und 1873, so lange es die Jahreszeit ermöglichte, mit einer mehr und mehr schliesslich bis zu 160 steigenden Zahl von Arbeitern gegraben hatte, veröffentlichte er das Resultat der Ausgrabungen in einem Werk, das fast gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen ist unter dem Titel: 'Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja'. Das Werk setzt sich zusammen aus einem Textband von mässigem Umfang und einem sehr stattlichen Atlas von 218 Tafeln, auf welchen in freilich wenig befriedigenden Photographien die einzelnen Fundgegenstände abgebildet, Ansichten, Durchschnitte etc. etc. gegeben sind. Das Werk hat die vom Verfasser erwartete günstige Aufnahme namentlich in

Deutschland nicht gefunden. Der Grund davon war theils die für uns in Deutschland sehr anstössige naive Art, mit der Schliemann bei der ersten Arbeit Sage und Geschichte vermengend von Priamos als einem historischen König und von anderen Personen der troischen Sage als historischen Persönlichkeiten spricht, den trojanischen Krieg als ein rein historisches Ereigniss betrachtet u. d. m., theils und vor allem aber die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Verwerthung des von Schliemann gebotenen wissenschaftlichen Materials. Weder im Textbuch, noch auf den Tafeln ist eine einigermaßen systematische Ordnung eingehalten. Die Tafeln, die anfangs die in der grössten Tiefe gefundenen Gegenstände neben einander geben, bringen im weiteren Verlauf untereinander Gegenstände nicht nur der verschiedensten Art, sondern aus den verschiedensten Tiefen der Ausgrabung. Das Textbuch, das zu dem grossen Atlas gehört, giebt zwar eine frische, ich möchte sagen tagebuchartige Uebersicht der in den ersten drei Jahren der Ausgrabungen erzielten Resultate. Aber auch hier werden die Sachen nicht nach verschiedenen Tiefen, sondern unter und durcheinander besprochen, so dass eine wissenschaftliche Verwerthung fast nicht möglich ist.

Das ist ganz anders geworden im neuen stattlichen Buch, in welchem von Kapitel 5 an die einzelnen Städte und die denselben angehörigen Fundstücke gesondert behandelt werden. Dadurch wird erst eine Uebersicht der allmählich übereinander erwachsenen Kulturschichten möglich.

Die erste vorgeschichtliche Stadt gehört einer unzweifelhaft recht frühen Kulturperiode an. Diese Stadt war, wie es scheint, eine offene Ansiedlung, deren Bewohner es noch nicht für nöthig hielten durch Mauern sich gegen Angriffe von Feinden zu schützen. Die Häuser bestanden aus kleinen unbehauenen mit Erde verbundenen Steinen. Es sind dort sehr zahlreiche Steinwerkzeuge und Geräthe gefunden worden, von denen Schliemann eine stattliche Anzahl abbildet: Steinhämmer, Steinäxte, Steinwerkzeuge zum Zerquetschen, Polieren, Handmühlen aus Trachyt. Ausserdem vortreffliche Thongefässe, die fast alle mit der freien Hand verfertigt sind, nur kleinere sind unzweifelhaft auf der Scheibe gedreht. An vielen dieser Thongefässe finden sich röhrenförmige Löcher zum Aufhängen an einer Schnur. Viele haben eingeritzte Linearornamente, wie sie vielfach auch sonst an den frühesten Thongefässen erscheinen, rein lineare Verzierungen, die mit weisser Kreide



ausgefüllt sind. Schon in der ersten Stadt erscheinen, freilich in geringer Anzahl und in wesentlich verschiedenen Formen von denen in den späteren Städten — namentlich in der dritten Stadt wurden sie in ganz colossaler Menge gefunden — jene runden in der Mitte mit einem Loch versehenen Terrakottenstücke, welche von Schliemann früher als Vulcane oder Carrouzels bezeichnet worden sind. Jetzt nennt er sie unzweifelhaft richtig Spinnwirtel: sie wurden an die Spindel gesteckt, damit diese sich besser drehe.

Auch in der ersten Stadt fanden sich ganz ausserordentlich rohe Stücke aus Terrakotta, auch Stückchen aus Marmor, die irgend eine Idee einer Menschengestalt gehen, die Schliemann daher als Idole bezeichnet. Offenbar sind es Versuche menschenartige Wesen darzustellen. Sie sind freilich in der frühesten Stadt noch so primitiv, dass nichts als eine kopfartige Erhöhung und oben und an der Seite ein paar Ansätze von Armen erscheinen.

Schon in dieser ersten Stadt finden sich allerhand Sachen aus reinem Kupfer, keine Spur noch, so viel es scheint, von Bronze: ausser einer Gussform, die wahrscheinlich für Pfeilspitzen bestimmt war, Haarnadeln, Spangen, Panzen und Pfeilspitzen, ein Armband, ein Messer; die einzige Spur von Gold findet sich an der Messerklinge, die nach genauer Analyse deutliche Spuren von Vergoldung zeigt. Es sind auch Fragmente von Silberspangen gefunden worden und ganz kleine Quantitäten von Blei, von Eisen dagegen weder in dieser frühesten noch in einer späteren Stadt bis zum historischen Iliou hinauf, eine Spur. Sonst spielen noch unter den Funden Spangen, Pfiemen, Nadeln aus Knochen und Elfenbein eine ziemliche Rolle. —

Die Denkmale der über dieser ersten gelegenen zweiten prähistorischen Stadt behandelt Schliemann im sechsten Kapitel. Die Ansiedler, die diese zweite Stadt gegründet haben, nachdem die erste unzweifelhaft ganz verlassen war, bauten Häuser aus grossen Steinen, die mit kleinen gemischt waren. Hie und da finden sich Häuser mit Thonmauern. Es ist von diesen Bewohnern der zweiten Stadt eine Stadtmauer aus stattlichen Kalksteinblöcken errichtet worden, sie haben ferner Thore in dieser Mauer gebaut und eine Strasse angelegt, die mit grossen Platten aus weissem Kalkstein gepflastert war. Auch von den Bewohnern selbst sind Reste übrig geblieben: in einem Haus fand sich das Skelett eines Mädchens und nahe dabei Goldsachen, mehre Goldringe und eine Brustnadel, die aus Elektron besteht, jener Mischung von Gold und Silber wie sie in

alten Zeiten gerade in Vorderasien vielfach zu Münzen, Schmucksachen und dergl. verwendet wurde. Sonst fanden sich von Metallsachen in der zweiten Stadt noch Spangen und Nadeln aus Kupfer. Silber ist, jedenfalls zufällig, da schon die erste Stadt Reste davon aufzeigt, nicht gefunden worden.

Auch die zweite Stadt hat mancherlei Steingeräthe, dabei einen seltsamen Gegenstand, der kaum anders als Schliemann gethan hat, als Phallus, bezeichnet werden kann, wie derartige Symbole der befruchtenden Naturkraft auf alten lydischen Königsgräbern z. B. auf dem Grabe des Alyattes als Aufsätze gefunden worden sind.

Die in beträchtlicher Anzahl gefundenen Thongefässe der zweiten Stadt sind, wie Schliemann hervorhebt, nach Technik und Form von denen der ersten Stadt völlig verschieden. Das gewährt uns den sichersten Beleg dafür, dass die Bewohner der zweiten Stadt ein von denen der ersten Stadt verschiedene Volk waren, denn die verschiedenen Kunststile desselben Stammes in verschiedenen Perioden sind gleich den Gliedern einer Kette miteinander verbunden, unmöglich kann ein Volk, nachdem es für seine Thongefässe einen Stil herausgebildet, der nun bei ihm einen conventionalen Charakter angenommen hat, denselben plötzlich aufgeben und sich einem andern gänzlich abweichenden zuwenden.

Unter diesen Thongefässen erweckt zunächst unser Interesse eine Anzahl grosser, fassartiger sog. *πίθοι* von sehr beträchtlicher Grösse mit Wänden von 2—3" Dicke, aber trotzdem vollständig gebrannt. Es wird vielleicht von Interesse sein, wenn Sie hören, dass Schliemann über die Art und Weise dieses Brennens von keinem geringeren als dem Reichskanzler Fürst Bismarck Auskunft erhalten hat; er sagt darüber S. 316: „nach der Ansicht des Fürsten verfertigte man sie auf folgende Weise: zuerst stellte man für den Pithos eine Form aus Rohr oder Weidenruthen her, und baute rund um dieselbe von unten an allmählich die Thonmasse auf. Die fertige Form füllte man mit Holz und errichtete auch aussen ringsum einen grossen Holzstoss. Gleichzeitig innen und aussen zündete man dann das Holz an und erzeugte so durch das doppelte Feuer einen sehr hohen Hitzegrad; dieses Verfahren wiederholte man mehrmals, bis der Krug durch und durch gebrannt war.“ Ich muss gestehen, es hat mich überrascht zu vernehmen, dass Bismarck auch auf dem Gebiet der Töpferei sich so gründlich unterrichtet zeigt.

(Schluss folgt.)



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Die Malaiinen und ihre Nachbarinen haben also die rundesten, die Europäerinen und unter ihnen besonders die Irlanderinen, die am meisten querovalen Becken. Die grösste Conjugata zeigen die Amerikanerinen und unter ihnen die Chileninen, die kleinste die Buschmänninen, welchen auch der kleinste Querdurchmesser zukommt, den grössten Querdurchmesser die Schottinen. Die Buschmänninen haben also die kleinsten Becken, die grössten dürften neben den Europäerinen die Eskimoweiber und Amerikanerinen für sich in Anspruch nehmen. Die grössten und zugleich in gewisser Beziehung die schönsten, welche der Vortragende beobachtet hat, waren aus Santiago in Chile von Weibern, deren Blut wahrscheinlich aus dem der Spanier mit dem der alten Araucanerinen gemischt ist. Die mehrfachen Beobachtungen an Entbindungen, welche C. Martin u. A. in Südamerika, andere Aerzte in anderen Welttheilen gemacht haben, haben keinen Unterschied in dem Mechanismus der Geburt ergeben. In der That wird derselbe weniger durch den so sehr verschiedenen Querdurchmesser, auch nicht durch die Conjugata, als vielmehr hauptsächlich durch die schrägen Durchmesser, welche ja stets eine Mittelstellung einnehmen, bedingt.

Sitzung vom 10. Februar 1879.

Carl Martin spricht, anknüpfend an seinen Vortrag von 16. Dezember über Rassenbecken, diesmal von beiden Geschlechtern. Er legt die in seinem Besitze befindlichen von 3 Weibern von Chiloe, 1 Manne von Santiago de Chile, von 1 weiblichen und 1 männlichen Eskimo, von 2 Weibern und 1 Manne aus Neucaledonien vor. Auch demonstrirt er die sehr schönen Becken an den Skeletten 1 Negers und 1 Negerin, welche sich im anatomischen Museum der Universität Jena befinden. Er bespricht die an den verschiedenen Menschenrassen beobachteten Unterschiede, unter Anderem den Sulcus praearicularis, den Zaaijer an den Javaninen entdeckt hat, die Grösse des Foramen obturatorium, hoch an Javanen und Amerikanern, klein an Negern, die Durchsichtigkeit der Darmbeinschaufeln, beobachtet an Europäern, Amerikanern, Javanen, gering und oft fehlend bei Negern, die Gestalt des Kreuzbeins, breit an Europäerinen, besonders schmal an Australierinen und Buschmänninen. Er führt an, dass man die massivsten Becken bei Neucaledoniern, von denen er ein mit vielen Knochenbrücken und Auswüchsen behaftetes von einem alten Manne vorlegt und bei Negern kennen gelernt habe, während die zierlichsten und glattesten Exemplare

dieses Knochengürtels bei den Javaninen und Süd-Amerikanerinen gefunden worden sind.

Sitzung vom 28. Juni 1880.

Vortrag über einen Eingeborenen von den neuen Hebriden.

Herr Dr. med. C. Martin stellt einen Eingeborenen der Insel Espiritu Santo aus der Gruppe der neuen Hebriden vor. Derselbe ist von Hrn. Eduard Schiele als Diener aus Neucaledonien mitgebracht worden. Nach dem Dienstbuche, welches in der dortigen französischen Kolonie von der Kommission d'immigration angestellt war, heisst er Topelamène und war damals, vor 1½ Jahren, 12 Jahr alt geschätzt worden. Er selbst spricht seinen Namen Topelamen aus und nennt seine Heimatinsel Penticos oder Cos. Die Masse seines Körpers werden in seinem Referate über die Demonstration desselben in der jenaischen med. naturw. Gesellsch. am 9. Juli 1880 mitgeteilt. (Siehe Sitzungsber., beigegeben der jenaischen naturw. Zeitschrift).

Die Bewohner der Neuen Hebriden gehören zugleich mit denen der umliegenden Inselgruppen: Neu-Guinea, Neu-Caledonien, Salomonsinseln, Fidschi etc. den melanesischen oder Papua-Völkern an. Bekanntlich bilden diese in vieler Beziehung den Gegensatz zu den weiter im Westen, Norden und Osten wohnenden Malaien und Polynesiern. Beide letzteren reden eine einzige, nur dialektisch getheilte Sprache, wie sie ja von Madagascar bis zu den Osterinseln über mehr als die Hälfte des Aequator weg verbreitet zu sein scheint. Das ist einer der Gründe, aus welchen man schliesst, dass die Polynesier Abkömmlinge von Malaien seien, welche von den Sundainseln aus sich über die verschiedenen Gruppen des grossen Oceans ausgebreitet haben. Man nimmt an, dass sie bei ihrer Ankunft auf vielen Inselgruppen keine Urbewohner gefunden haben. Dagegen seien sie besonders in der westlichen Hälfte des Oceans auf den oben genannten Inseln auf eine Urbevölkerung gestossen und haben sich mit derselben an einzelnen Stellen gemischt; an anderen sollen sie dieselbe in schwer zugängliche Schlupfwinkel zurückgedrängt haben. Demgemäss glaubt man auch manche kümmerliche Reste von Bergbewohnern des Sundaarchipels den Melanesiern zuzählen zu dürfen.

Dem Charakter einer Urbevölkerung entspricht es nun in der That, wenn wir die Melanesier in ausserordentlich viele, ganz verschiedene Sprachen redende Völker getheilt finden. Diese Thatsache wird von vielen Weissen, welche in Neucaledonien gelebt haben, bestätigt. Herr

Schiele versicherte mir, dass auf dieser einen, mässig grossen Insel eine Menge ganz verschiedener Völker mit ganz verschiedenen Sprachen lebten. Ganz verschieden von ihnen sei auch die Sprache der Neu-Hebridier, sowie die der Fidschi-insulaner. So heisst z. B. das

deutsche Wort	auf Neu-hebridisch	auf Neu-caledonisch		auf Fidschi
		Tamou	Bulupari	
Gut	Ticapea	Até	Doseha	Vonaka
Schlecht	Ticapwá	Ayé	Dohora	Sathá
Ja	Jí	Mon	?	Jjú
Nein	?	?	?	Singhat
Lebewohl	Parim mono cuong	Jólido	?	Salako
Hau	Cannel	Ngiri	?	Vale

Die Zahlen heissen

	auf Neuhebridisch	auf Fidschi
1	balá	ndúa
2	carí	rrúa
3	cachíl	tólu
4	cavát	va
5	celim	líma
6	labahí	óno
7	caburri	thíva
8	labtsehíl	uálu
9	labét	?
10	?	sangvúlu oder tíni
11	?	tíni candúa
12	?	tíni carrúa
20	?	rrúa sangvúlu.

Als Beispiel von Sätzen mögen noch dienen:

Wo gehst hin? Du! heisst bei den Fidschiern:  
Salako ibe? Coigo!

Wo geht hin? Ihr Beide! Salako ibei?  
kemundrao!

Andere Ausdrücke für Ihr Drei, für Ihr Viele.

Weitere Sprachproben lieferte Topelemon bei zwei Tänzen, welche er in der Sitzung der entrop. Gesellschaft ausführte. Die hüpfenden Bewegungen und der begleitende Gesang machten einen recht angenehmen Eindruck und hatten einige Ähnlichkeit mit Balletttänzen. Der erste Tanz behandelte festliche Stimmungen im Allgemeinen und hatte zum Text Sätze wie: „vangarin námsasa“ = Morgen will ich singen, und „námsasa nanip“ = Gestern haben wir gesungen. Der zweite Tanz stellte das Heranfliegen und das Fangen eines grossen Raubvogels dar; dazu sang er:

Mánu, mánu vavaláchi; óve! habmáchi?

Raubvogel Raubvogel kommt; hört! (Fregebezeichnung).

úlini! bávalá? vavaláchi vavaláchi malini.

Blast in die Muschel! was kommt? er kommt, er kommt! geflogen.

Zu diesen Tänzen hatte er sich sorgfältig bemalt und geschmückt. In das krause Haar hatte er weisse Federn gesteckt. Auf Wangen, Armen und Brust hatte er einzelne kurze weisse Striche gemalt, die Nase sich roth gefärbt. In der Hand trug er einen Stock. Da die Tänze immer von vielen dramatisch aufgeführt werden, so dass z. B. einer den Raubvogel, einer den der ihm nachstellt, andere das übrige Volk darstellen, so sollen sie sehr lebhaft und interessant aussehen. — In Neu-Caledonien wird ein Tanz, Pilupilu genannt, aufgeführt, bei welchem ursprünglich ein junges Mädchen verzehrt worden sein soll. Kriegsgefangene werden noch heute geschlachtet und verzehrt. Herr Schiele hat Holzbecken, aus Schalen grosser Früchte bestehend, welche bei solchen Cannibalfesten benutzt worden sind, mitgebracht. Das grössere, ziemlich flache hat die Form eines Kartenherzens. In demselben wird dem Häuptling das Herz des Opfers präsentiert. Auf die Spitze, an welcher der Fruchtstiel inserirte, werden die grossen Gefässe gelegt. Ein zweites Gefäss von der Form eines Schiffchens wird zum Auffangen des Blutes benutzt. Bei den Festlichkeiten wird sehr viel Etikette angewandt. —

Kleidung gebrauchen die Melanesier nicht. Nur verhüllen sie gern das männliche Glied und manchmal auch das Scrotum, um dieselben vor Verletzung durch Zweige und Dornen zu schützen. Mehr Schamhaftigkeit zeigen die Weiber, welche gern Schürzen von Gras u. dergl. um die Hüfte befestigen.

Auf den Inseln, auf welchen europäische Mächte noch nicht eingegriffen haben, werden die Melanesier durch sehr despotische Häuptlinge regiert. Dieselben sollen sich gern mit bewaffneten Dienern umgeben haben, welche den Stammesgenossen Alles abpressten, was dem Häuptlinge begehrt erschien. Widersetzlichkeit wurde leicht durch den Tod gestraft, ja es werden oft Beschuldigungen absichtlich erlogen, um menschliche Schlachtopfer für die cannibalischen Festmahlzeiten zu erlangen. Auch bei den vielen Kriegen der Neucaledonier mit den unter französischer Regierung stehenden Niederlassungen der Weissen haben die Wilden immer neben grosser Energie und Schlaubeit auch furchtbare Grausamkeit an den Tag gelegt. Jetzt werden sie besonders durch Missionäre und durch Handelsleute schnell in den Bereich der europäischen Kultur gezogen.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Prof. Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion am 1. März 1891.



# Correspondenz-Blatt

der  
deutschen Gesellschaft  
für  
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

---

---

Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1881.

---

---

## Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

### Einladung zur XII. Allgemeinen Versammlung.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Regensburg als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und die Herren Pfarrer Dahlem und Graf H. v. Walderdorff um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung im In- und Auslande zu der am

8., 9. und 10. (event. 11.) August ds. Js.

in Regensburg

im Reichstagssaale des städtischen Rathhauses.

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Die Anmeldungen zur Theilnahme an der Versammlung werden namentlich im Falle der Vorausbestellung von Wohnungen an die lokalen Geschäftsführer, dagegen die vorläufigen Anmeldungen von wissenschaftlichen Mittheilungen in die Versammlung an den Generalsekretär erbeten.

Regensburg und München, den 21. März 1881.

Pfr. Dahlem,

Geschäftsführer für Regensburg,  
Carmelitenbräuerei G, 8.

Hugo Graf v. Walderdorff,

Geschäftsführer für Regensburg,  
Domplatz E, 59.

J. Ranke,

Generalsekretär der Gesellschaft,  
München, Brienerstrasse 25.

---

Am 12. und 13. August wird die Versammlung der Oesterreichischen Anthropologen in Salzburg tagen. Dieses zeitliche Zusammentreffen der allgemeinen Versammlungen der deutschen und österreichischen Anthropologen wird den Besuchern der Versammlung in Regensburg Gelegenheit bieten, auch an der Versammlung in Salzburg theilnehmen zu können und wir hoffen, dass auch die österreichischen Freunde vor der eigenen Versammlung noch zahlreicher, wie es bisher schon in erfreulichster Weise der Fall gewesen, an unserem Congress theilnehmen werden.

Ueberdiess vernehmen wir zu unserer Freude, dass auch die Numismatische Gesellschaft gleichzeitig oder im direktesten Anschluss an unsere XII. Versammlung in Regensburg zu tagen beabsichtigt. Von berufenster Seite ist schon für eine Sitzung unserer Versammlung ein Vortrag über die in Deutschland gefundenen ältesten Münzen in Aussicht gestellt.

Referat des Herrn Prof. Dr. C. Bursian in der anthr. Gesellsch. München vom 25. Febr. 1881 über Dr. H. Schliemann's „Ilios Stadt und Land der Trojaner.“

(Schluss.)

Wir haben ferner schon aus dieser zweiten Stadt eine Anzahl jener Vasen, die in der dritten so massenhaft auftreten, welche die rohesten, primitivsten Versuche einer Darstellung der menschlichen Gestalt wenigstens des oberen Theiles zeigen. Schliemann nennt sie Vasen mit Eulengesichtern, veranlasst dadurch, dass was den Kopf repräsentirt, einfach besteht aus grossen mächtigen Punkten, die die Augen darstellen, und schnabelartiger Nase mit Fortsetzung in dicken Strichen, die die Augenbrauen vorstellen. Hierbei muss ich, was ich schon früher öfter gesagt habe, wiederholen, dass sich derartige primitive Versuche die Menschengestalt zu bilden, wie wir sie vielfach auch in alten Idolen sehen, so ausgewachsen haben, dass man eben ein vogelartiges Gesicht gebildet hat, indem man Nase und Augen zunächst als Charakteristischstes hervorhob; erst allmählig ging man weiter, indem man den Mund hinzufügte, die Haare andeutete u. s. f. Es sind diese Vasen keineswegs auf die Troas und die Stätte von Hissarlik beschränkt. Es sind in Kypros, wie ich bei einer früheren Gelegenheit, wo ich die Ehre hatte über die Ausgrabungen Cesnola's hier zu berichten, erwähnte, eine Anzahl ähnlich ausgeführter Vasen gefunden worden. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, dass im hohen Norden die sog. Gesichturnen ganz analoge Versuche repräsentieren, wenn gleich sie der Zeit nach sehr weit von jenen Versuchen der alten Bewohner der Troade abliegen, die an Thongefässen eine ungefähre Darstellung der menschlichen Gestalt versuchten. Beide jedoch sind aus der primitiven Anschauung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Menschengestalt, aus demselben Unvermögen realer Nachbildung hervorgegangen. An den troischen Vasen finden sich auch oft, was an den aus Kypros stammenden auch vorkommt, die charakteristische Kennzeichen der weiblichen Gestalt: zwei Brüste und eine grosse Vertiefung oder Rundung, die wie Schliemann bemerkt, nicht den Nabel, sondern das charakteristische Kennzeichen des weiblichen Geschlechts bezeichnen soll. Es ist dann eine Reihe weiterer Vasen verschiedener charakteristischer Formen vorhanden, darunter auch ein ganz amuses Terrakottengefäss in Gestalt eines Schweine.

Auch die Gefässe der zweiten Stadt, die ich nicht weiter im Einzelnen verfolgen kann, sind

grösstentheils aus freier Hand gearbeitet, aber auch hier tritt daneben in vereinzelt Beispielen die Töpferscheibe, die eine der frühesten Erfindungen der menschlichen Kunstfertigkeit ist, schon hervor. —

Den grössten und interessantesten Theil des Werkes bildet das siebente Kapitel, das den Bericht über die (von unten auf gerechnet) dritte Stadt enthält. Schliemann nannte sie früher bestimmt Troja oder Ilios; auch jetzt, wenn auch mit manchen Restriktionen, hält er sie dafür, bezeichnet sie aber vorsichtig als die ‚verbrannte Stadt‘. Alles, was im Stratum dieser Stadt gefunden wurde, beweist, dass hier einmal eine furchtbare Feuersbrunst gehaust hat, wodurch die Gegenstände durchgängig einer gewaltigen Hitze ausgesetzt gewesen sind.

Die Bauweise dieser 3. Stadt ist wieder wesentlich von denen der früheren unterschieden. Während die 2. Stadt Mauern und Häuser aus grossen Bruchsteinen (Kalksteinen) mit untermischten kleinern hatte, bauten die Bewohner der dritten ihre Stadtmauer und Häuser durchgängig aus Ziegeln, welche durchaus mit Stroh gemengt sind, und verschiedene Grade der Brennung zeigen. Manche scheinen überhaupt nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet zu sein und erst durch das Feuer, das die Reste der Stadt verzehrte, einen gewissen Brand erhalten zu haben. Diese Ziegelmauern stehen auf Substruktionen von Bruchsteinen; diese Substruktionen bilden eine Art Souterrain der Wohnhäuser. In allen diesen Untergeschossen fanden sich grosse *πίθοι*, fassartige Thongefässe, die offenbar zum Theil, wie verkohlte Reste zeigen, zum Aufbewahren von Getreide gedient haben; andere scheinen für Flüssigkeiten — Wasser, Wein — bestimmt gewesen zu sein. Ueber diesen Souterrains war die eigentliche Wohnung. Ich will bemerken, dass ich eine ganz analoge Bildung von Häusern in Griechenland gefunden habe bei einem Besuch der Insel Euboea. Im südöstlichen Theil der Insel fand ich eine ausserordentlich alterthümliche Ortschaft in der wildesten Gegend am Abhang eines Berges, oberhalb einer ganz felsigen, engen Schlucht gelegen. Die grosse Anzahl Substruktionen von Häusern, welche ich dort vorfand, sind, weil sie nicht auf einer Fläche stehen, sondern auf einem ziemlich scharf ansteigenden Bügel, überall an den Hügel selbst angelehnt. Auch sie sind durchgängig mit Bruchsteinen erbaut, ohne Eingang von aussen, so dass man nur von oben hereinkamte. Die Bewohner der „verbrannten Stadt“ mussten eben so von oben herab aus ihren Wohnungen im



ersten Stock in ihre im Erdgeschoss gelegenen Vorrathskammern steigen. Auch in Euboea hat der obere Theil der Häuser die Wohnung enthalten, der untere nicht direkt von aussen zugängliche Theil bildete eine Art Vorrathskammer.

Näher beschreibt Schliemann eines dieser Häuser (nahe dem grossen Thor), von ihm früher ‚Palast des Priamos‘ genannt und jetzt als ‚Haus des Stadtoberhauptes oder Königs‘ bezeichnet. Er gibt eine hübsche Ansicht davon in Holzschnitt. Was darin gefunden wurde, sind hauptsächlich grosse Thonfässer. Schliemann sagt: „Fragt man mich: ‚ist dies des Priamos Palast, wie ihn Homer beschreibt?‘: ‚Als er aber zu des Priamos herrlichem Hause gelangte, dem mit geglätteten Hallen geschmückten, in ihm waren fünfzig Gemächer aus polirtem Stein, nahe bei einander erbaut, dort schliefen des Priamos Söhne bei ihren Ehefrauen. Diesen gegenüber auf der andern Seite des Hofes waren innen für die Töchter zwölf wohlbedachte Gemächer aus geglättetem Stein, nahe bei einander erbaut; dort schliefen des Priamos Eidame an der Seite ihrer keuschen Gattinnen‘, so antworte ich mit dem Verse Virgils (Georg IV 176):

*Si parva licet componere magna.*

Doch kann Homer nie das Troja gesehen haben, dessen tragisches Geschick er schildert, denn zu seiner Zeit und wahrscheinlich Jahrhunderte vor seiner Zeit, lag die von ihm verherrlichte Stadt unter Bergen von Schutt begraben. Zu seiner Zeit erbaute man die öffentlichen Gebäude und wahrscheinlich auch die Wohnhäuser der Könige, aus geglätteten Steinen: dieselbe Bauart gibt er deshalb auch der Residenz des Priamos, deren Pracht er mit poetischer Freiheit vergrössert.“ Die in diesen Häusern gefundenen Töpferwaaren sind wieder fast durchgängig Handarbeit und am offenen Feuer gebrannt.

Zunächst lindern wir wieder eine Anzahl Versuche die Menschengestalt zu bilden, Idole theils aus Terra cotta, theils aus Steinen verschiedener Art, Marmor, Trachyt, Versuche von ausserordentlicher Rohheit; auch da, wo hier Augen, Brüste, dann eine Art Halsband, Haare angedeutet sind, ist der Versuch sehr kindlich, bei andern nur Augen mit einer Art Schnabel und Andeutung von ein paar Haaren. Schliemann nennt alle Eulenköpfe. Doch muss ich gegenüber dieser ausserordentlich primitiven Manufaktur bemerken, dass drei Stücke mitgetheilt werden, die einen wesentlich verschiedenen Charakter tragen; sie sind auch noch sehr plump von künstlerischen Standpunkt, aber mit der entschiedenen Tendenz realistischer Darstellung des Menschenantlitzes.

Es ist das eine Vase mit einem Menschenhaupt, dann eine Terrakottafigur, die eine wirklich ordentliche Nase, Augen, Mund, Armansätze besitzt. und eine Bleifigur, welche, wenn auch roh, doch einen zu beiden Seiten mit langen Locken geschmückten Kopf, der auf einem anormal dünnen und hohen Hals steht, über die Brust gekreuzte Arme, ein unverhältnissmässig grosses weibliches Glied, grosse Kniee und geschlossene Füsse zeigt.

Ich muss gestehen, dass ich nicht glaube, dass dieselben Leute, welche jene primitiven Figuren und die Vasen mit sog. Eulenköpfen verfertigten, auch diese gemacht haben. Es ist weniger ein prinzipieller Unterschied, als eine sehr bestimmte Verschiedenheit des Könnens ausgeprägt. Nun ist es sehr leicht denkbar, dass so gut wie verschiedene andere Dinge (cfr. unten) in diese troische Gegend eingeführt wurden, dass diese drei vereinzelt stehenden Stücke fremde Arbeit waren, die eben von den Bewohnern eingeführt worden sind. Diese Bleifigur, cfr. S. 380, stimmt, wie schon Sayce, ein englischer Gelehrter, der über die sog. Inschriften dieser Stadt geschrieben hat, bemerkt, mit den Darstellungen, wie wir sie in alter Zeit in Vorderasien vielfach von der grossen Göttin, die bei den verschiedenen Stämmen verschieden benannt worden ist, finden; sie stimmt mit den frühesten Idolen der kyprischen Göttin, Aphrodite, wie die Griechen sie benannt haben, so vollkommen überein, dass wir wohl sicher ein Produkt auswärtiger Kunstübung darin zu erkennen haben. Was sonst an Idolen und Vasen vorhanden ist, zeigt dieselbe Tendenz, wie wir sie oben gefunden haben. Entweder sind es platte rohe, ungeführ Kopf und Arme andeutende, hie und da die Haare etwas ausführende Idole oder Vasen, die nur ein Gesicht, d. h. Nase und Augen, häufig auch noch flügelartig aufrechtstehende Arme, weibliche Brüste und Geschlechtstheile an sich tragen. Neben diesen Gesichtsvasen ist eine Reihe von Terrakotten-Gefässen von sehr mannigfachen Formen, darunter eine grosse Anzahl Dreifüsse mit darauf stehenden Kesseln, gefunden worden.

Ich muss bemerken, dass weder in der dritten noch in einer der darunter oder darüberliegenden Städte überhaupt Reste von Lampen sich gefunden haben. Es ist auch anderwärts richtig beobachtet worden, dass Lampen kaum vor dem 6. Jahrhundert etwa vor unserer Zeitrechnung sich vorfinden, so dass man sieht, dass die Leute — gelesen haben sie ohnehin nicht und die Zeit haben sie nicht zusammenzubalten gebraucht, wie wir armen Menschen der Gegenwart thun müssen — ausschliesslich mit dem Licht von Fackeln



und Kienspänen und dergi. ihre Beleuchtung hergestellt haben. Es sind neben den Vasen aus Thon eine Menge Teller, Schmelztigel, Löffel, Trichter und namentlich massenweise Spinnwirtel gefunden worden. Schliemann sagt, dass er mehr als 18000 Stück gesammelt hat. Es ist eine grosse Menge der Tafeln des älteren Werkes ganz bedeckt von Darstellungen dieser Spinnwirtel. Auch hier haben Sie eine Anzahl Proben im Text auf S. 464 und 465 und auf 32 Tafeln am Schluss des Buches, an denen Sie die seltsamen Zeichen sehen, in welchen Schliemann eine symbolische Bedeutung sucht, schwerlich mit Recht. Eher sehen sie wie Schriftzeichen aus; Sayce hat am Ende des Schliemann'schen Buches ausführliche Untersuchungen darüber angestellt, wonach sie wenigstens theilweise mit der kyprischen epichorischen Schrift übereinstimmen.

Das Interesse fesseln dann zunächst einige kleinere Gegenstände aus Holz und Elfenbein, darunter interessante Reste von Leiern und Flöten, welche beweisen, dass in der dritten Stadt schon Musik eifrig gepflegt worden ist in beiden Formen der Saiten- und Blasinstrumentmusik. Dann Reste von Bergkrystall: ein Löwenkopf, der als oberer Theil zu einem Stabe,  $\sigma\tilde{\eta}\pi\tau\epsilon\rho\nu$ , gedient zu haben scheint. Ein Stück aus ägyptischem Porzellan und ein Stück aus Glas, welche zeigen, dass ein auswärtiger Verkehr hier herrschte. Jenes ägyptische Porzellan und jene Knöpfe und Kugeln aus Glas sind sicher weder in der Troas noch in der Stadt gefertigt; sie sind vom innern Asien durch Phöniker, die frühzeitig Verkehr mit der Troade angeknüpft hatten, nach jener alten Stadt gebracht worden. Es wurden ferner Nadeln, Pfriemen aus Knochen und Horn gefunden, eine Gussform für Metallguss, steinerne Sachen, sonst namentlich noch Schleuderbleie und Steinschleudergeschosse, Steinhämmer, Aerte, Schleif- und Poliersteine, Sägen. Ich möchte auf einen ausführlichen interessanten Exkurs, zu dem verschiedene Gelehrte begeistert haben, über den Nephrit und dessen Fundorte aufmerksam machen. Endlich sind besonders hervorzuheben die Metallgegenstände, unter diesen jener berühmte Schatz, den Schliemann früher den Schatz des Priamos nannte, den er unmittelbar an der grossen Stadtmauer im Schutt zusammenliegend fand, so dass er in einer hölzernen Kiste gelegen zu haben scheint. Es hat sich auch ein bronzener Schlüssel dabei gefunden, der die Kiste überdauert hat. Der Schatz enthielt zunächst mehrere wahrhaft kunstreiche, ausserordentlich geschmackvoll ausgeführte Goldstirnbander; es ist

ein solches Stirnband S. 512 von Schliemann zu einem idealen Gesicht gezeichnet, um zu zeigen, wie sie getragen wurden; dann Armbänder, Ringe, grossartige goldene Gefässe, Silber- und Kupfergefässe, Kessel, Schilde u. dergi. mehr. Besonders interessant sind noch die S. 525 von Schliemann abgebildeten Silberbarren, die wie grosse Messerklingen erscheinen. Es hat sich nämlich gezeigt, dass diese Silberbarren genau den dritten Theil der babyl. Silbermine an Gewicht haben, so dass mit ziemlicher Sicherheit in ihnen Vorläufer von Münzen zu erkennen sind. Wie überall, ehe Geld geprägt wurde, als man anfang, die Metalle zum Tausch zu verwenden, eine Masse von einem gewissen Gewicht als feststehendes Tauschmittel benutzt wurde, so ist es auch hier der Fall gewesen, zunächst beim Silber, wie auch in Kleinasien neben und zum Theil vor der Goldwährung eine uralte Silberwährung, bezüglich Silbergewicht, in Geltung war.

Es kommt dann noch eine Reihe anderer Schätze in Betracht, zum Theil sehr zierliche Schmuckgegenstände namentlich Halsbänder und Ohrringe.

In einem Haus in der dritten Stadt östlich vom grossen Thurm wurden 2 Skelette gefunden, von Kriegerern, wie man aus den Helmresten schliessen muss, welche die Skelette auf dem Haupte trugen.

Es schliesst Schliemann an diese genaue Mittheilung eine kleinere Untersuchung an, worin er die Frage sich stellt, die ich mit seinen eigenen Worten wiederhole: „ob diese hübsche kleine Stadt mit ihren Ziegelmauern, die kaum 3000 Einwohnern Unterkunft zu gewähren vermochte, identisch gewesen sein kann mit der grossen homerischen Ilios unsterblichen Ruhmes, jener Stadt, die 10 lange Jahre hindurch den heldenmüthigen Anstrengungen des vereinigten 110000 Mann zählenden griechischen Heeres widerstand, und schliesslich nur durch eine Kriegslist eingenommen ward.“ Das Resultat ist, dass allerdings der Dichter der Ilias weder ein Augenzeuge des trojanischen Krieges gewesen, noch in der Troas gewohnt hat, dass er aber doch bestimmte Ueberlieferungen gehabt habe, die dann poetisch ausgeschmückt sind; so wurde aus einer Stadt, die kaum 3000 Einwohner enthalten konnte, eine grosse Stadt, die 10 Jahre lang belagert werden musste.

Es würde hier, abgesehen von meinem etwas abweichenden Standpunkte, wohl nicht am Platze sein, diese Frage zu behandeln.

Es folgt auf die dritte die vierte prähistorische Stadt, in den Funden mit



denen der dritten mannichfach übereinstimmend. Sie ist aber nicht aus Ziegeln gebaut, sondern aus mit Lehm verbundenen Steinen. Wir haben hier zunächst eine Reihe Thongefässe, die wesentlich mit denen der vorigen Städte übereinstimmen, darunter eine, das sehr grosses Interesse erweckt. Es ist wieder eine Vase in Menschengestalt, aber in weiterer Ausführung, als wir sie früher gesehen haben, indem nicht nur der Kopf mit der schnabelähnlichen Nase, zwei grossen Augen und von der Nase ausgehenden Augenbrauen, und der Hals, der mit Halsringen verziert ist, sondern auch zwei Arme gebildet sind, während das übrige der Banch des Gefässes ist; ferner befindet sich auf dem Kopf ein besonderes Gefäss, das die obere Mündung des Hauptgefässes bildet. Ich habe vor wenig Tagen in einer französischen Publikation eine Figur gefunden, die mit dieser merkwürdig übereinstimmt und den Beweis dafür gibt, wie eng in Bezug auf Art und Weise der Ausübung des Kunstgewerbes diese Funde auf dem Hügel von Hissarlik mit denen, welche Cypern namentlich aus Gräbern geliefert hat, verwandt sind. In dem Werke von Leon Beuxey: *Les figurines antiques de terre cuite du musée du Louvre*, livr. 3 (Paris 1878) zeigt Tafel 9 Fig. 2 eine kleine Terrakotta, die aus einem Grabe bei Dali (alt: Idalion) stammt, und eine Frau mit einem ganz vogelartig erscheinenden Gesicht, mit dieser schnabelartig ausgeführten Nase, wenig ausgeführten Augen und Ohren und ebenso wenig ausgeführten Munde darstellt. Sie trägt auf dem Kopfe eine Vase, die sie mit der rechten Hand hält, während in ihrem linken Arm ein Kind ruht, das an der linken Brust der Figur saugt. Im übrigen ist der Körper ebenso wenig ausgeführt, als es bei dieser Vase aus der vierten prähistorischen Stadt der Fall ist.

Sodann sind von dieser vierten Stadt eine Reihe weiterer Thongefässe, dann Terrakotten- etliche, die wohl Gewichte von Webstühlen sind, Thierbilder aus Thon, Siegel und eine Masse Wirtel gefunden worden; ferner Bronzenadeln, Bronzemesser und Streitäxte, auch Scheiben von Elfenbein, mit eingeschnittenen Kreisen, die Punkte in der Mitte zeigen, welche die Herren, die die Ausgrabungen des Herrn von Schab in den Pfahlbauten des Würmsee's kennen, an ähnliche dort gefundene erinnern werden; dort sind solche Zierscheiben aus Hirschgeweih und Hirschhorn, hier aus Elfenbein, aber sie zeigen genau dieselbe Verzierung. Ob sie als Ziermittel gedient haben, oder als Geräth, ob am Pferdgeschirr, obschon keine Spur von Pferden in der Stadt gefunden worden ist, muss dahingestellt bleiben.

Auch Steinhämmer und Werkzeuge aus Knochen sind gefunden worden.

In der fünften prähistorischen Stadt, die im neunten Kapitel behandelt wird, hat Schliemann Töpferwaaren des gleichen Typus, wie in der vierten gefunden. Aber es war ein allgemeiner Verfall eingetreten, die Häuser waren aus Holz und Lehm, keine Steinhäuser finden sich, dagegen Steinäxte, darunter eine aus weissem Nephrit (besonders selten), zahlreiche Thonwirtel in verschiedener Form, Nadeln, Messer, Streitäxte aus Bronze, keine Spur regelmässiger Stadtmauern.

Es folgt im zehnten Kapitel die sechste unter diesen Städten, die Schliemann als lydische Gründung bezeichnet. Man kann wohl nur sagen, dass wahrscheinlich ihre Gründung in die Zeit der Herrschaft der Lyder gehört, also in eine verhältnissmässig junge Periode. Von dieser sind weder Vertheidigungsmauern, noch Hausmauern vorhanden, aber nicht, als ob sie keine gehabt hätte, sondern, wie Schliemann bemerkt, nur deshalb, weil die aeolischen Griechen bei Anlage ihrer Stadt die Steine benutzt haben, um auf den Schutt der älteren neue Häuser zu bauen. Die Fundstücke sind wesentlich Töpferwaaren, theils mit der Hand, theils mit der Scheibe gedreht. Sie sind in Form und Technik, Farbe und Thon von denen der prähistorischen Städte wie von denen der historischen gänzlich abweichend. Von Vasen mit Frauenkörpern und Gesichtern keine Spur.

Bronzegegenstände kamen vor, auch ein eisernes Messer schreibt Schliemann dieser Stadt zu. Ich darf nicht verschweigen, dass dieses Messer in einer Tiefe von 13' unter der Oberfläche gefunden wurde, darnach der vierten oder fünften Stadt angehören müsste; da aber keine Spur von Eisen in den Resten jener Städte vorkommt, schreibt Schliemann es der von ihm 'die lydische' genannten Stadt zu. Dagegen muss bemerkt werden, dass auch in dieser Stadt sonst keine Spur von Eisen gefunden hat, so dass dahin gestellt bleiben muss, wie dieses Messer in diese Tiefe gekommen ist.

Endlich das elfte Kapitel: die siebente Stadt, behandelt das griechische Dion, welches anschliessend an den Tempel der seit uralten Zeiten hier verehrten Göttin, welche die Griechen mit der Athene identifizierten und als *Διός* bezeichneten, erst als kleine Niederlassung bestand. Zuerst wird sie erwähnt, als Xerxes, da er über den Hellespont ziehen wollte, da hinaufstieg um dieser Göttin zu opfern.

Noch zu Alexandros' Zeiten, der ebenfalls



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Vermuthung liegt gerade am Beginn des Bahnbachthales, welches bei Kirn in die Nahe mündet; der alte Ort Kirchberg, welchen die Archäologen mit dem Römercastell Belgium identificiren, das als Mittelstation auf der Römerstrasse von Bingen = Bingen nach Noviomagus = Neumagen an der Mosel gelegen war\*). Von dort aus führt jetzt noch eine alte Strasse auf der Höhe zwischen Simmern und Kirbach der Nahe zu am Schloss Dhaun vorüber. Und gerade in dieser Gegend am Abhang des Lützel Soon (= kleiner Wald) sind grosse Gruppen von Grabhügeln zu bemerken. Ueberall dort nördlich, westlich und östlich am Schloss Dhaun, dessen älteste Form zwischen Dun und Dune schwankt (vgl. das deutsche Düne und die gallische Ortsbezeichnung -dunum = Wall, Verschanzung), am Koppenstein und an der Altenburg, auf der Hennweiler Heide und bei Schlierscheid, bei Weitersborn und bei Kirn, links und rechts des Simmerbaches in den Waldgewannen: Heisterbeck und Römerwald, Teufelsfels und König, schwarzer Bruch und Mauerschied, am Dewelsborn und am Heidenhübel liegen Hügel offenbar künstlichen Ursprunges, meist in unregelmässigen Gruppen vereinigt.

Die einzelnen Tumuli haben eine Höhe bis zu 7 Fuss, einen Umfang von 40—50 Schritt\*\*), sind, wenn nicht vom Regen und der Waldkultur auseinandergelegt, von ovaler Gestalt und bestehen aus Erde, nach den bisherigen Beobachtungen ohne Zusatz grösserer Steinbrocken oder einem aussen angelegten Steinring. Im Innern der untersuchten Grabhügel befinden sich förmliche 30—40 cm lange und 20—30 cm hohe Steinkisten aus Sandstein, entweder mit einem Flachstein oder einem dreiseitigen prismatischen Steindeckel geschlossen. Andere Särge bestehen aus quadratisch zusammengestellten Schieferplatten. Die von dem Verfasser auf Schloss Dhaun untersuchten Steinsärge zeigen deutliche Spuren von Bebauung mit metallenen resp. eisernen Werkzeugen.

Sowohl der Inhalt der Särge, calcinirte Knochen, wie die in den Hügeln häufig angetroffenen Ustrinen oder Verbrennungsplätze geben uns als Bestattungsart der Todten deutlich die Verbrennung an. Von Beigaben wurde bekannt aus einem der oberhalb Kirn gelegenen Grabhügel ein doppelhenkeltes Gefäss römischer Art. Sonst werden als Beigaben in den Särgen meist Bronzegegen-

stände gefunden. Im Besitze des Schlossbesitzers Weinmann auf Dhaun bemerkte ich aus solchen Hügelgräbern in der Nähe an Bronzen:

1. einen Torques von 20,5 cm Durchmesser; gedreht und zusammengeschweisst; die Verbindung ist zu Wege gebracht durch Einhäckelung der Enden.

2. eine Endverzierung in Form eines Vogels von 6 cm Länge und 5 cm Breite. Nach den Berichten Weinmann's scheint es der Ausläufer der Scheide eines Bronzeschwertes gewesen zu sein. Der Gegenstand ist platt und war offenbar an der unteren Stelle (resp. der oberen) zum Einschieben bestimmt. Die schweifartige Anslangung ist mit Riefen überzogen, welche ebenso wie die Ausbeugung selbst die Schwanzfedern bezeichnen soll.

Von Eisengegenständen entstammt den Grabhügeln mit Sicherheit nur ein sog. Paalstab mit starken Schachtlappen. Er hat eine Länge von 13,2 cm und an der Schneide eine Breite von 5 cm.

Ob eine stark ausgeladene eiserne Francisca von 24 cm Länge und 15,5 cm Breite an der Schneide den Grabhügeln entstammt, muss man noch bezweifeln, obwohl alle Anhaltspunkte dafür sprechen, dass die Grabhügel der Gegend zum grösseren Theil der römischen Periode ihre Entstehung danken, wie uns ja bekannt ist, dass noch zu Zeiten Gregor's von Tours die Franken in Hügeln sich bestatten liessen. Dafür spricht der massenhafte Fund von römischen Münzen auf dem ganzen Terrain am Kellen- und Kirbach, die Verbrennung, ferner die Beisetzung der Asche in behenenen Steinkisten analog solchen Einsargungen zu Wiesbaden und Eisenberg, Bonn und Salzburg, ausserdem das Vorkommen von nach Römerart hergestellten Aschenurnen (vgl. oben). Dafür zeugt auch das seltene Vorkommen von Steinwerkzeugen in diesen Grabhügeln. Herr Weinmann konnte sich nur in den Besitz einer Steinaxt setzen, obwohl den Bauern der Umgebung bekannt ist, dass er seit Jahren nach solchen Objekten fahndet. Dieselbe ist zugeschliffen, besteht aus Kieselschiefer und hat, an der Beilseite abgebrochen, noch eine Länge von 10 cm bei einer Breite von 7 cm. Das mitten befindliche, sehr rein ausgebohrte Loch besitzt einen Durchmesser von 2 cm.

Mitten auf der Wasserscheide des Lützel Soon liegt ein dreifach, gezogener, prähistorischer Ringwall, genannt die Altenburg. Südwestlich davon zieht die Strasse über den Hunsrück an ihm vorbei, die nach Dhaun und nach Böckelheim, sowie weiter an die Nahe zieht. Napoleon I.

\*) Vgl. Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfr. im Rheinlande H. LXIII 2. Taf.; eine treffliche Karte der rheinischen Römerstrassen gez. von H. Kiepert.

\*\*) Ein Tumulus oberhalb Kirn hat nach meiner Messung eine Höhe von 8 Fuss und einen Umfang von 65 Schritten.



hat einst auf demselben sich gelagert, sowie einen Denkstein daselbst errichtet. In seiner Nähe werden öfters Steinartefakte gefunden.

Der innere Wall umgibt die Kuppe des Berges und hat quadratische Gestalt mit einer Seitenlänge von 64 Schritten. Der aus losen Steinen bestehende Wall hat noch eine Höhe von  $1\frac{1}{2}$ —2 m und eine Breite von 4—5 m. Die beiden äusseren, am Abhang gelegenen, ovalförmigen Wälle sind vom ersten und unter sich 30—35 Schritte entfernt. Nach der Versicherung von

Waldarbeitern liegt an dem 3. Ringe in 7—800 Schritten Entfernung noch ein 4. Wall. Der nach Südosten im spitzen Winkel angebrachte Haupteingang ist geschützt durch einen vorliegenden Rundwall, sowie von mehreren hohen, offenbar zur Vertheidigung dienenden Steinhaufen flankirt. Die Höhe des Gebirgszuges, auf dem dieser Hünenring liegt, lässt besonders nach Süden und Westen das vorliegende Terrain übersehen. Zur Zeit steht hier ein Holzthurm, der zu Vermessungszwecken dient.

### Bücher- und Schriften-Einläufe bei der Redaktion.

#### 1) Nordenskiöld „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ (Leipz. F. A. Brockhaus 1881).

In der ersten und zweiten Lieferung der Beschreibung dieser wahrhaft epochemachenden Reise ist die Vorgeschichte der Vegafahrt und die Geschichte der Entdeckung der nördlichen Meeresküsten Asiens in der anziehendsten Weise dargestellt. Dann begleiten wir den grossen Forscher zu den ersten Stationen seiner glücklichen Reise bis nach Chaborowa. Nun folgt eine interessante Schilderung des Thierlebens auf Nowaja-Semlja. Wir erhalten eingehende Mittheilungen über das Vorkommen und die Lebensweise der verschiedenen Land- und Seevögel, des Rennthiers und Eisbärs, der Walfische, Walrosse und Seehunde sowie über den Fang dieser Thiere, wieder verbunden mit einer Fülle von historischen Notizen, welche dem Werke ganz besonderen, eigenthümlichen Werth verleihen. Die vierte Lieferung enthält die Weiterfahrt der Expedition. Sie lichtete am 1. August (1878) die Anker, fuhr von Chabarowa durch die Waigatsch- oder Jugorstrasse in das Karische Meer und lief am 6. August in Dicksonshafen an der Nordküste Sibiriens ein. Der vielgewanderte und vielbelesene Verfasser knüpft an diese Fahrt die mannichfachsten Belehrungen, unter denen die ethnographischen sowie die über Gestaltung der Eismassen, über Gletscher und schwimmende Eisberge unser hohes Interesse erwecken. Die in grosser Zahl eingedruckten Illustrationen dienen zur lebendigen Darstellung der Natur und Scenerie jener Polargegenden. Wir sehen mit Spannung den folgenden Lieferungen entgegen.

#### 2) Dr. Franz Wieser, Professor an der Universität zu Innsbruck: Magalhães-Strasse und Austral-Continent auf den Globen des Johannes Schoener. Innsbruck, Wagner 1881. 122 S. 8. m. 5 Kart.

Das Werk behandelt in ansprechender und lichtvoller Weise mehrere Fragen aus der Geschichte der Erdkunde in den ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts, die bei der tiefeinschneidenden Bedeutung dieser Periode für die Entwicklung der geographischen Wissenschaft des lebhaften Interesses zunächst der Fachmänner aber auch in weiteren Kreisen, die sich für die Entwicklung der Wissenschaft interessiren, sicher sein dürfen. R.

#### 3) Dr. C. Mehlis. Bilder aus Deutschlands Vorzeit. Jena. Hermann Costenoble, 1879. Der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmet. kl. 8. 127 S.

Albin Kohn, der langjährige Mitarbeiter des Hrn. Dr. Mehlis sagte darüber: „Lebensvoll und wahrheitgetreu sind die Schilderungen, welche uns das Büchlein bietet. Es ist keine Geschichte des Rheinlands und prätendirt es nicht eine solche zu sein; aber Dr. M. hat mit Geschick aus den zahlreichen Funden, die während vieler Jahre in Deutschland namentlich aber am Rhein gemacht werden sind, die Vorgeschichte des Landes, das Leben und Geschick seiner Bewohner von der Eiszeit bis auf die geschichtliche Zeit herausgelesen und geschildert.“

#### 4) Dr. Rob. Hartmann, Professor an der Universität zu Berlin. Handbuch der Anatomie des Menschen. Mit 465 in den Text gedruckten zum Theil farbigen Abbildungen, grossentheils nach Original-Aquarellen, oder à deux Crayons-Zeichnungen des Verfassers. Strassburg, R. Schultz & Comp 1881. 8. 928 S.

Wir werden oft gefragt, nach einem Werke, in welchem sich derjenige verständlichen und sichern Aufschluss erholen kann, der anthropologischer Untersuchungen wegen sich einen Ueberblick und Einblick in die einschlagenden anatomischen Fragen zu verschaffen wünscht. Das Werk des als Ethnographen und Anthropologen rühmlich bekannten Verfassers ist wie kaum ein anderes zum Selbststudium geeignet. Die reichen Abbildungen ersetzen einen anatomischen Atlas, dessen Anschaulichkeit und Eindringlichkeit durch die Verwendung verschiedener Farben zur Darstellung der zu unterscheidenden anatomischen Einzelgebilde noch wesentlich erhöht wird. Wir haben der sehr geachteten Buchhandlung von R. Schultz für die mühevollen und kostspieligen Ausstattung des Werkes ganz speciell Dank zu sagen.

#### 5) Johannes Ranke, Dr. med. und Professor an der Universität zu München, Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Grundzüge der Physiologie des Menschen mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege. Für das praktische Bedürfniss der Aerzte und Studirenden zum Selbststudium bearbeitet. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit 274 Holzschnitten. 8. 1065 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1881.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Prof. Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion am 24. März 1881.



# • Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XII. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1881.

### Mineralogisch-archäologische Beobachtungen.

Von H. Fischer (Freiburg).

V. Ueber die Gül-Baba-Pilger.

(Vergl. Corr.-Bl. 1881. N. 1.)

Indem ich in den folgenden Zeilen eine Mittheilung in obigem Betreff und zwar aus der Feder eines eifrigen Freundes der anthropologischen Studien, Herrn Fr. von der Wengen, Privat, in Freiburg, zum Druck befördere, glaube ich auch im Sinne derjenigen Leser des Corr.-Blattes zu handeln, welche im Uebrigen vielleicht der vielen Nephrit- und Chloromelanit-Artikel im Stillen allmählig überdrüssig geworden sind und denselben ein nabes seliges Ende wünschen \*).

„Der in Nr. 1 dieses „Corr.-Blattes“ vom laufenden Jahre enthaltene Artikel des Herrn Prof. Dr. Fischer hieselbst, die Heimat des Chloromelanit betr., bringt auf Seite 2 die auf eine Mittheilung des Herrn Professor Wartha in Budapest sich stützende Angabe, dass das Grab des Gül-Baba bei Ofen nie von asiatischen, sondern nur von bosnischen Pilgern besucht worden sei. Indessen erinnerte ich mich beim Lesen dieser Notiz, dass im Sommer 1862, wo ich als Offizier bei dem k. k. österreichischen 1. Dragoner-Regimente Prinz Eugen von Savoyen in unserer Stabsstation Moór (Stuhlweissenburger Komitat) stand, unserem Oberst, jetzigen Generalmajor a. D. Herrn v. Schindlöcker, zwei Pilger aus Asien vorgeführt wurden. Gegenüber jener Aussage des

Herrn Professor Wartha glaube ich es von Interesse geboten, den gegenwärtig in Graz wohnhaften General Herrn v. Schindlöcker um Näheres in dieser Sache ersuchen zu sollen, worauf derselbe die folgenden Mittheilungen mir zu machen die Gewogenheit hatte.

Es war im Sommer 1862, dass die in Moór domicilirende Gräfin Lemberg (Besitzerin der dortigen Grundherrschaft) zwei bei ihr bettelnde Männer, welche orientalische Kleidung trugen, zu dem damals unser Regiment commandirenden Herrn General v. Schindlöcker führen und ihn ersuchen liess, sich mit diesen eine unbekante Sprache redenden Leuten zu verständigen, da er 1856/57 im Auftrage der österreichischen Regierung Persien sowie einen Theil der angrenzenden Länder bereist und demzufolge die dortigen Volksstämme kennen gelernt hatte. Die Kleidung der beiden Männer war orientalisches, doch, wie Herr v. Schindlöcker zu beurtheilen vermochte, weder persisch noch arabisch. Er sah sich von den Leuten in einer ihm durchaus unverständlichen Sprache an-geredet. Vergebens versuchte er durch europäische Sprachen, darunter auch das slavische Idiom, mit den Fremdlingen sich zu verständigen. Erst als er sich des Persischen bediente, soweit seine geringen Kenntnisse dieser Sprache reichten, wurde er von ihnen verstanden. Sie antworteten ihm darauf auch in einem Idiom, welches er für persisch hielt und wovon er theilweise etwas verstand. Ob die Fremdlinge aber ein reines Persisch oder einen dahin gehörenden Dialekt etc. sprechen, vermochte der Herr General nicht zu beurtheilen. Die beiden Wanderer gaben an, aus Kabul und Peschawar zu sein; sie erzählten auch von Kaschmir, in welcher Beziehung Herr v. Schind-

\*) Ein solches ist wahrscheinlich auch in nicht zu weiter Ferne abzusehen, da wenigstens die aus Europa zu erwartenden Resultate in obigem Betreff wohl bald erschöpft sein dürften.

löcker jedoch kein bestimmtes Verständniss gewinnen konnte. Wie sie aussagten, kamen sie von Ofen und wollten nunmehr nach Wien wandern; die Namen dieser beiden Städte nannten sie auf Ungarisch. Als Herr v. Schindlöcker sie befragte, ob sie auch Teheran kennen, bejahten sie dies und nannten ihm zugleich mehrere andere persische Städte. Er liess den Beiden einige Mahlzeiten verabfolgen, wobei sie jedoch durchaus kein Fleisch assen. Der früher in unserem Regimente dienende Prinz Karl von Arenberg, welcher sich zu dieser Zeit gerade besuchsweise in Moór befand, führte die beiden Wanderer auf seine Kosten nach Wien, liess sie dort einige Zeit hindurch in einem Gasthose verpflegen und soll sie durch einen Dolmetscher der orientalischen Akademie haben inquiren lassen, worüber aber dem Herrn General von Schindlöcker nichts Näheres bekannt geworden.

Es scheint kaum glaublich, dass jene Pilger bosnische Vagabunden gewesen sein sollten, welche über ihre Herkunft falsche Angaben gemacht hätten. Wäre Bosnien ihre Heimath gewesen, so dürfte ihnen das dort häufig gesprochene slavische Idiom, dessen sich u. a. auch Herr v. Schindlöcker bediente, nicht ganz unbekannt gewesen sein. Dagegen wäre in Betracht zu ziehen, dass das Persische in Afghanistan und den angrenzenden indischen Landestheilen als Schriftsprache dient, wodurch sich die Bekanntschaft der beiden Fremdlinge mit demselben erklären lassen könnte. Auch erscheint es nicht glaubwürdig, dass bosnische Vagabunden die geographischen Kenntnisse bekundet haben würden, wie sie bei unseren zwei Pilgern vorhanden waren.

Uebrigens waren, wie die seither verstorbene Gräfin Lemberg dem Herrn General v. Schindlöcker bezeugte, schon zu verschiedenen Malen derartige Leute durch Moór passirt.\*

Freiburg i. Baden, am 18. Februar 1881.

von der Wengen.

Es scheint mir nun immerhin merkwürdig, dass wir früher von diesen Pilgern gar nichts wussten; doch wird dies gerade aus obiger interessanten und sehr dankenswerthen Notiz jetzt vollkommen begreiflich, da die Pilger in tiefer Armuth und bettelnd zu uns nach Europa kommen.

Erwägen wir nun, wie unbehaglich wir uns (vermöge der von mir schon bei so mancher Gelegenheit verherrlichten Unterweisung in lebenden Sprachen Seitens humanistischer Mittelschulen) fühlen, wenn wir — mit vollen Reise-

mitteln ausgestattet — in ein Land kommen, dessen Sprache wir nicht verstehen, wo wir uns demnach auf die Sprachkenntnisse der Gastwirthe, Kellner und Dolmetscher angewiesen sehen! Wie gross muss nun die Anspruchslosigkeit und andererseits die Energie, der Antrieb vielleicht durch Gelübde oder irgendwelche andere religiöse Anschauungen bei solchen armen asiatischen Pilgern sein, wenn sie — obwohl vermöge ihrer Mittellosigkeit allerdings vor räuberischen Anfällen unterwegs besser als Andere sichergestellt — blos auf Gastfreundschaft pochend und unter den herbsten Entbehrungen es unternehmen, viele hundert Meilen weit (circa 50 Längengrade) bis nach Budapest (ca. 37° östl. L. v. Ferro) durch Länder zu ziehen, von denen sie durch ihre Vorgänger wissen müssen, wie unglaublich selten sie allerfernstens von ihrer Heimat noch eine Persönlichkeit, wie nun im obigen Fall den Herrn General v. Schindlöcker, treffen, welcher sich mit ihnen irgend noch verständigen kann!

Wenn der geneigte Leser die Karte zur Hand nimmt, so wird er sehen, wie nahe das Vaterland der aus Kabul und Peschawar (37° n. Br., 86°—90° ö. L. von Ferro) kommenden Pilger nun gerade dem Vorkommen der turkestanischen Nephrite (Kaschghar u. s. w.) liegt und wenn unter den von ihnen mitgebrachten Derwisch-Aexten u. s. w. eben auch solche aus Chloromelanit waren, wie ich früher berichtete, so müssen diese Leute doch der asiatischen Heimat dieses Minerals, liege dieselbe nun, wo sie wolle, wohl ziemlich nahe wohnen.

Es ist jetzt aber auch einige Aussicht vorhanden, durch eben solche Pilger der Sache ganz und gar auf die Spur zu kommen. Herr Ingenieur-Geolog Ludwig Lóczy am Nationalmuseum in Budapest, welcher vermöge seiner asiatischen Reise mit Herrn Grafen Béla Széchényi (vgl. meine Mitth. hierüber in der Augsb. Allg. Ztg. 1881 Nr. 33 Beilage 2. Febr.) sich hiefür interessirt, schreibt mir kürzlich, er habe bei einem Besuch des Ghil-Baba-Grabmals von dem Aufseher daselbst erfahren, dass fortan noch solche Pilger kommen und habe denselben daher beauftragt, für das Nationalmuseum solche Derwisch-Aexte, Amulette u. dgl. zu kaufen. Es wird aber gleichzeitig auch möglich werden, durch unmittelbaren Verkehr mit den Pilgern Seitens der HH. Lóczy und Prof. Vambéry in Budapest, Erkundigungen einzuziehen, aus welchen verschiedenen Ländern diese Leute kommen, wer die Amulette verfertigt, zu welchen Zwecken sie hergestellt werden, woher das Material dafür stammt, ob ein Tauschhandel für solche Objecte aus weiter



Ferne getrieben wird, endlich welches mächtige Agens sie auf so weite Reisen treibt, welche Bedeutung dieser Sectenhauptling für sie habe.

So können denn schliesslich diese unscheinbaren bettelnden Boten aus dem Orient uns wichtige Berichte über ethnographisch-archäologische Fragen erstatten.

**Nachschrift.** — Bezüglich der obigen Pilger erhielt ich in Folge fortgesetzter Correspondenz von Hrn. Prof. Vambéry noch folgende weitere Auskunft. Nach Nedchef\*) als zum Grube eines schiitischen Heiligen kommen Pilger aus Persien, aus dem Hezare-Gebirge im Norden Kahls und aus Nordindien; die „Teber“ aber, die über Ungarn nach Europa kamen, waren Eigenthum der aus weiter Ferne kommenden Derwische (persisch) oder Fakir (arab.), (eine Art Bettelmönche), denn zum Grabmal Gül-baba's in Ofen gelangen viel mehr Indier, Kaschmirer, Afghanen, Perser und Araber, als Bosnier oder Muhamedaner aus der europäischen Türkei.

In Betreff des Chloromelanit im Einzelnen habe ich zu melden, dass ich inzwischen sogar aus Neu-Guinea! ein Beil aus diesem Mineral noch im Originalholzheft für unser Museum erwarb und eine Mittheilung von meinem verehrten Freunde Damour, bekanntlich dem Begründer der Species Jadeit und Chloromelanit, bringt neues Licht über die wohl gemeinschaftliche Heimat der beiden letzten Mineralien. Er gelangte nämlich in den Besitz einer (modernen) chinesischen Sculptur, welche eine Lotosblume aus weissem Jadeit darstellt, von der sich in Relief eine „amaragdgrüne Krabbe und ein kleiner schwärzlicher Frosch abhebt, letzterer ganz vom Aussehen des Chloromelanit! Offenbar zeigte, wie Damour gewiss mit Recht annimmt, das rohe Gesteinsstück die dreierlei Farben weiss, grün und schwarz nach Lagen getrennt und wurden dieselben von dem Steinschnitzer in sinniger Weise zu den obigen drei Gestalten verwertet. Der allmälige Verlauf von Jadeit in Chloromelanit, der durch so viele meiner Untersuchungen an den in Europa gefundenen prähistorischen Beilen schon nahe genug gelegt war, ist jetzt gleichsam zur Evidenz erwiesen. Da

\*) Soviel ich weiss, bringen die Schiiten nach dem in der Nähe eines grossen Sumpfes gelegenen Orte Nedchef von weither die Leichen ihrer Angehörigen und gibt dieser schlimme Gebrauch bis in die neueste Zeit (vgl. den Bericht des Generalgouverneurs von Smyrna, Midhat Pascha, in der Frankfurter Presse vom März 1881) Anlass zur Entstehung der Pest bei Bagdad und Nedchef.

nun durch die sehr werthvollen Einsendungen der HH. Graf Széchényi und Ingenieur Lóczy, welche mir das Jadeitmineral und verschiedene Nebenvarietäten in rohen Stücken aus Birma selbst mitbrachten (in Bälde werde ich hierüber unter Anführung der unterdessen durch Damour damit vorgenommenen chemischen Analysen ausführlicher in einem mineralogischen Fachjournal berichten), die Heimath des Jadeit zweifellos nachgewiesen ist, so werden, wie schon Eingangs in der Anmerkung angedeutet wurde, die mineralogischen Akten in Betreff der ursprünglichen Abkunft der in Europa ausgestreuten Jadeit- und Chloromelanitbeile wohl bald und zur Zufriedenheit der Archäologen geschlossen werden können. — Ueber deren Verbreitung werden die Nachrichten freilich immer noch vereinzelt eintreffen. So lernte ich in der Zwischenzeit aus der Sammlung S. D. des Fürsten Ernst Windischgrätz in Wien ein 1871 in Döllach, Kärnten, N.O. Lienz gefundenes schönes Jadeitbeil durch Hrn. Hofrath F. v. Hochstetter kennen und aus der Sammlung des Hrn. Sanitätsrath Dr. Kremppler in Breslau erhielt ich ein Chloromelanitbeil zur Ansicht, welches man beim Chausseebau von Kempen-Reichtal in Preussisch-Posen nebst einem Bronzekelt und mehreren während der Arbeit leider in Scherben gegangenen Thongefässen ausgegraben hatte. — Hiemit rücken diese Funde östlich nach Gegenden vor, welche früher noch nichts geliefert hatten. Ueber Jadeitbeile aus Spanien, ferner über prächtige Nephrit-Amulette, welche ich für unser Museum aus Allahabad (Indien) nebst wichtigen Mittheilungen über die Orte ihrer Anfertigung erhielt, soll später Bericht erstattet werden. (Berichtigung. — In Nr. 1 des Corr.-Bl. S. 2 Zeile 19 v. o. in der 2. Spalte lese man 71° ö. L. von Greenwich und dann O. Chokand statt 80. Chokand.)

## Mittheilungen aus den Lokalgesellschaften.

### I. Anthropologischer Verein für Schleswig.

Der Anthropologische Verein für Schleswig-Holstein hielt am 16. März 1880 seine erste diesjährige Quartalsversammlung und nahm zuerst den Jahresbericht über das Vereinsjahr 1879 entgegen. Die Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 116. Der Schatzmeister Herr Behncke beantragt einige Aenderungen in den Statuten. Er empfiehlt die Rechnungsablage nicht in der letzten Jahresversammlung sondern in der ersten des nächstfolgenden vorzutragen, und ferner, wegen der erheblichen Kosten für die Einziehung der Jahres-



beiträge, zu beschliessen, dass die Mitglieder in Zukunft den Betrag portofrei an den Schatzmeister einsenden. Nach dem Kassenbericht hat das Jahr 1879 eine Einnahme von 963 M. 39 Pf., eine Ausgabe von 550 M. 6 Pf. ergeben und sind von dem Ueberschuss 400 M. bei der Sparkassa auf Zinsen belegt. Zu Revisoren der Jahresrechnung 1879 wurden die Herren Otto Schlemann und Dr. med. Paulsen gewählt und auf Vorschlag des Herrn Geh.-Rath Professor Thaulow der Vorstand insgesamt durch Aclamation wieder erwählt. Nach einigen Bemerkungen des Herrn Professor Handelsmann über die Eddelacker Fundstelle, über deren Charakter Herr Handelsmann und Frl. Mestorf bekanntlich verschiedener Ansicht sind, hielt Herr Handelsmann seinen schon früher angekündigten Vortrag über die Denkmäler und Oertlichkeiten, an welche die Sage vom Nerthusdienst anknüpft, der von Tacitus in der „Germania“, Capitel 40 erwähnt wird. H. Prof. Handelsmann bezeichnet im Gegensatz zu der Kultusstätte von Stonehenge, wo kein Kultus nachweisbar sei (vgl. den Vortrag von Herrn Thaulow in der Sitzung vom 11. Nov. 1879), den Nerthusdienst als einen Kultus ohne nachweisbare Stätte. Die Lesart Nerthus in der „Germania“ ist durch die Handschriften verbürgt und hat die alte von Beatus Rhenanus in seiner Ausgabe zuerst aufgebrachte „Hertha“, wie die altdutsche „Mutter Erde“ Jahrhunderte lang genannt ward, und wie sie auch zur Benennung einer Corvette der deutschen Marine Anlass gegeben, wieder verdrängt. Die Kultusgenossenschaft der sieben deutschen Volksstämme, Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudoser, Suardonen und Ruitonen ist nach dem Namen der Angeln und Variner am nördlichen Ufer der Elbe, in Schleswig-Holstein, allenfalls bis nach Jütland und Mecklenburg hinein zu suchen. Als die mit den Angeln genannten Variner sah Müllenhof in den „Nordalbingischen Studien“ die Umwohner von Warnik an, Usinger suchte sie im östlichen Holstein, wo der Name an den späteren wendischen Einwohnern, die auch Vari, Vagiri, Vagirenses, Wagrier genannt worden, haften blieb. Andere deuten den Namen auf die Gegend der Warnitz, Warnemünde, im Mecklenburgischen. Ueber das Lokal der Nerthussage sind mehr oder minder scharfsinnige und phantasiewolle Ansichten im Lauf der letzten drei Jahrhunderte geäußert worden. Zuerst verlegte Philipp Klüver 1616 in seinem Buch über das alte Deutschland die Nerthussage nach der Insel Rügen, wo bei der Stubbenkammer ein dichter Wald, und ein sehr tiefer See mit schwarzem Wasser, der „schwarze

See“ vorhanden ist. Dann brachte der dänische Geograph Isaak Pontanus 1631 die Insel Helgoland in Vorschlag, deren friesischer Name Hallaglalon er als heilige Haine missversteht; doch sagt Heinrich Rantzau, dass von einem Wald auf Helgoland keine Spur. 1826 ward dieser Hypothese von dem Generalfeldzeugmeister von der Decken neues Leben gegeben. Nach Seeland, in die Gegend des alten Leire verlegte den Nerthuskult 1645 Johannes Stephanus in seiner Ausgabe von Saxo Grammaticus, indem er das Ertedal, Erbsenthal, in Herthathal Vallis Herthae deae, umtaufte. Dem dänischen Staatsminister und Patron der Universität, Johann Ludwig Grafen von Holstein, zu gefallen erneuet der Kopenhagener Professor Anchersen 1745 und 1747 die Deutung auf Lethraborg, den Wohnsitz des Grafen Holstein. Vor 20 Jahren wollte der verstorbene Arzt Dr. von Maak in Kiel den Nerthussee im Oldenburger Land, das früher eine Insel gewesen und mit Fehmarn durch einen Landstreifen zusammengehangen, und zwar in dem damals eben trocken gelegten Siggener See aufgefunden haben. Von Heiligenhafen habe die Nerthus sich mit ihrem Wagen zur Sundfahrt bei den sieben kultusgenössischen Stämmen eingeschifft, und als einer ihrer Landungsplätze wird auch an der mecklenburger Küste der Heiligedamm bei Dobberan gedeutet. Auf Hellewith und Hellesee bei Norburg auf der Insel Alsen hat endlich Geheimrath Michelsen-Schleswig das Lokal des Nerthusdienstes in seiner 1878 herausgegebenen Schrift „Von vorchristlichen Kultusstätten in unserer Heimath“ gedeutet. Er will den Opferaltar der Nerthus wiederfinden in einem schönen Steindenkmäl beim Dorfe Kattry, dem sog. Trosteen oder Traudsteen, von welchem Referent durch die Gefälligkeit des Herrn Stabsarztes Dr. Meisner in Flensburg eine Zeichnung vorlegen kann. Man kann sich danach überzeugen, dass es nichts anderes ist, als eine ganz gewöhnliche Grabkammer aus dem sog. Steinalter, und die Wissenschaft ist sich längst darüber einig, dass man solche Steindenkmäler nicht mehr als Opferaltäre deuten darf. So bleibt die Nerthusfrage trotz aller gewagten Etymologien und landschaftlichen Aehnlichkeiten, welche man geltend gemacht hat, ein ungelöstes Räthsel! Von Herrn Professor Pansch ward der Vortrag über die Bedeutung der Horizontalstellung des Schädels wegen vorgerückter Zeit auf die nächste Sitzung vertagt, für welche auch Geheimrath Thaulow wieder einen Vortrag angekündigt hat. Zum Schluss wurden noch die Nubier und ihre Kulturfähigkeit besprochen.



## II. Weissenfeller Verein für Natur- und Alterthumskunde.

Im verflossenen Jahre 1880 sind seitens des Vereins verschiedene Ausgrabungen vorgeschichtlicher Fundstellen erfolgt.

Am 11., 12. und 13. Mai wurden die beiden prähistorischen Hügel, welche, in der Gemeinde Pretsch im Kreise Merseburg gelegen, der grosse und der kleine Huth-Hügel genannt werden, ausgegraben und in Bezug auf ihren Inhalt einer gründlichen Untersuchung unterzogen, deren Resultate in einem besonderen Berichte verzeichnet sind, während die dabei erzielten prähistorischen Fundobjekte in der Vereinssammlung Aufnahme gefunden haben.

Bei der Erweiterung der städtischen Kiesgrube, welche auf dem Mühlberge nahe der Strasse nach Markwerben gelegen ist, traten eine Anzahl prähistorischer Gräber zu Tage, die, etwa 1 m tief und breit und 2 bis 2 $\frac{1}{2}$  m lang, mit schwarzer Erde gefüllt, sich dadurch sehr deutlich von dem sie umgebenden helleren Kiese abhoben. Die Gräber lagen nach verschiedenen Richtungen und in unregelmässigen Abständen von einander. In denselben wurden menschliche Gebeine, Urnenscherben, Stücke gebrannten Thons, die letzteren mit Riefen versehen und nach Art unserer Backsteine röthlich gefärbt, ferner verschiedene Steinkeile, ein aus Thon geformtes löffelartiges Geräth und einige an einem Ende durchlochte Fangzähne vom Hunde oder Wolfe, welche wohl als Schmuck gedient haben mögen, aufgefunden. Die ausserordentlich rohe Beschaffenheit der Urnenscherben, an denen mit wenigen Ausnahmen keine Spur von Verzierungen wahrzunehmen ist, und das gänzliche Fehlen von Metallgegenständen lassen es als unzweifelhaft annehmen, dass es sich hier um einen Begräbnissplatz aus der Steinzeit handelt.

Auch die in der Johannismark südlich der Leipziger Chaussee gelegene städtische Kiesgrube lieferte bei Gelegenheit der im vorigen Jahre in derselben stattgehabten Kiesgewinnung wiederum eine Anzahl interessanter vorgeschichtlicher Alt-sachen. Beim Abräumen der alluvialen Ackererde von etwa 1 Fuss Stärke fanden sich unter dieser in einer Tiefe von 1 $\frac{1}{2}$  bis höchstens 2 Fuss verschiedene Stellen von schwarzer Erde, die sich gegenüber dem sie umgebenden Kiese sehr deutlich markirten, aber keine regelmässige Form zeigten. In dem schwarzen Erdreich stiess man auf Urnen von verschiedener Gestalt und Grösse, theils leer, theils mit Knocheninhalt. Auch eine Bronzenadel, ein kleines Bronzestück von unregelmässiger Form, ein kleiner Steinmeissel, eine Lanzen-spitze, von Feuerstein doppelschneidig und sehr

kunstvoll hergestellt, ein eigenthümliches, mit zwei eingebohrten Löchern versehenes kleines Steingeräth, sowie mehrere kurze in der Mitte mit einem runden durchgehenden Loche versehene Cylinder von gebranntem Thon wurden in den Urnen gefunden. Die in den letzteren befindlichen Knochensplitter sind unzweifelhaft mit Feuer in Berührung gewesen, und es gewinnt somit mehr und mehr den Anschein, dass man es bei diesem Fundorte nicht, wie früher angenommen wurde, mit einem vorgeschichtlichen Wohnplatze, sondern mit einer Begräbnissstätte zu thun hat, und dass bei den einst stattgefundenen Beerdigungen, nachdem zuvörderst die Leichen verbrannt worden waren, die Knochen- und Aschenreste mit anderen Beigaben in Urnen gefüllt und vergraben worden sind.

Nächst dem wurde noch ein am nordöstlichen Hange des Fuchsberges in der Schönburger Flur nahe der Leislinger Grenze aufgefundenes vorgeschichtliches Einzelgrab, und zwar zweifelsohne die letzte Ruhestätte eines Kriegers, ausgegraben. Dasselbe enthielt ein menschliches Skelett, dessen Knochentheile bereits mehr oder weniger verwest waren; zu seiner Rechten lag eine eiserne, zweischneidige Schwertklinge von erheblicher Länge und Breite, zur Linken eine eiserne Lanzenspitze, an dem nach Osten gerichteten Fussende stand eine kleine Urne ohne jedwedes Ornament. Das Grab hatte nur eine geringe Tiefe von etwa 2 $\frac{1}{3}$  Fuss; ob dasselbe früher mit einem Grabhügel versehen gewesen ist, liess sich nicht mehr feststellen.

## Anthropologisches von Amerika.

Von den neueren Publikationen der Smithsonian Institution sind zwei anthropologischen Inhalts. Die eine von Dr. C. Yarrow herrührend ist betitelt: „Studien über die Begräbnissgewohnheiten der nordamerikanischen Indianer“ und enthält eine Fülle von Thatsachen, die sich auf die verschiedenen Arten der Bestattung beziehen. Hügelgrab, Höhlengrab, Steingrab, Wassergrab, Luftgrab und Feuergrab werden detaillirt geschildert. Der Yankton Stamm hängt seine Todten in Felle eingnäht an Bäumen oder Fäulen auf, die Cherokee übergeben sie dem Wasser, die Mohave dem Feuer; die Aleuten bestatten sie in Höhlen, die Navajoa in der Erde. Ferner werden die Gewohnheiten bei einem Trauerfall und die Ansichten über den Tod bei den verschiedenen Stämmen erwähnt.

Die zweite grössere Publikation rührt von Ch. Rau her und behandelt die bei den Ruinen von Falouque aufgefundenen Bilderschriften. Das Werk enthält 5 Kapitel: 1) Geschichte der Pa-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



mit der Zeit noch manche Aufklärung über die Stämme, von denen sie errichtet wurden, bringen würden.

**Kunstreste der Ureinwohner, von Ch. Whittlesay.**

In Ohio wurden Stein-Skulpturen, Menschenköpfe darstellend, gefunden, die indess einen sehr niedern Grad von Kunst verrathen.

**On ancient quartz-workers, von E. Babbit.**

In Minnesota hat man verschiedene Werkzeuge von Quarz aufgefunden, welche man der palaeolithischen Zeit zurechnet, weil sie im Gletscherschutt eingebettet vorkommen.

**Fine Fabel der Otoe-Indianer: Der Hase und die Heuschrecke.**

Ueber Feuersteinobjekte aus der Wyandot-Höhle von C. Hovey. Diese Höhle liegt in Indiana und soll 23 engl. Meilen lang sein. Man hat frühere Bearbeitung des darin vorhandenen Alabasters constatirt und Pfeilspitzen aus Feuerstein vorgefunden, sonst nichts von Bedeutung.

Ueber die Verwendungen des Kupfers bei den Eingebornen Amerika's. Es wird die Behauptung widerlegt, dass aus Kupfer nur Werkzeuge, aber keine Waffen hergestellt worden seien. In Wisconsin hat man viele Lanzen spitzen aus Kupfer vorgefunden.

Einige Notizen über die Twana-, Clallam und Chemakum-Indianer, im Washington-Territorium. (Nahrung, Aberglauben, Begräbnissgewohnheiten.)

Ferner sind mehrere neue Werke über Mound-builders erschienen bei R. Clarke & Co. in Cincinnati. Das eine von Mc. Leane behandelt die grossartigen Hügelgräber des Mississippi- und Ohiothals, das andere von J. Conant bezweckt mehr eine Spekulation und ist betitelt: „Footprints of vanished races.“

Ein weiteres Werk: „Our Indian Wards“ von W. Manypenny enthält die Geschichte vieler Indianerstämme und Vorschläge wie diese Völker mit der Civilisation zu versöhnen seien. O. L.

## Kleinere Mittheilungen.

### Die Prillwitzer Idole.

Die anthropologische Ausstellung in Berlin hat dem Professor Jagic, jetzt in Petersburg, vordem in Berlin, Veranlassung gegeben, die wendischen Götzenbilder der Neustrelitzer Alterthümersammlung, die sog. Prillwitzer Idole, einer eingehenden Untersuchung namentlich in Bezug auf ihre Inschriften zu unterwerfen. In dem

neuesten Heft des Archivs für slavische Philologie theilt er unter dem Titel: Zur slavischen Runenfrage das Ergebniss seiner Forschungen mit. Er weist nach, dass die runischen Inschriften den verkehrten Vorstellungen, welche im Anfang des 18. Jahrhunderts die herrschenden waren, so durchaus entsprechen, dass gerade dadurch die Fälschung auf Grund der literarischen Quellen zweifellos gemacht wird. Die Schriftzeichen sind von dem Fälscher aus der 2. Auflage von Klüver, Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg, entlehnt, und sind auf Arnkiel zurückzuführen, wie eine vergleichende Zusammenstellung der Runenalphabete aus Arnkiel, Klüver 1. Auflage und Klüver 2. Auflage ergibt. Damit fällt dann die letzte Schanze, hinter welcher die Vertheidiger der Prillwitzer Idole ihre Echtheit zu retten suchten, nachdem Levezow bereits im Jahre 1834 aus der Technik und dem Stil der Arbeit ihre Unechtheit dargelegt hatte.

Neustrelitz, im Februar. Dr. G. Götz.

Kairo, 19. März. Der „Moniteur Egypteen“ vom 8. März veröffentlicht einen Brief Brugsch Pascha's an das Institut Egyptien, worin er über die letzten Ausgrabungen Mariette's bei Sakkara berichtet. Er erzählt darin, dass er auf Mariette's Bitte am 4. Januar sich in Begleitung seines Bruders Emil, Conservators am Bulaker Museum, nach Sakkara begeben habe, um die beiden von den im Dienste des Museums stehenden Arabern eröffneten Grabdenkmäler zu untersuchen; die Resultate dieser Untersuchung fasst er in folgende Punkte zusammen: 1) die freigelegten Monumente sind wirkliche Pyramiden, und keine Mastaba, d. h. einfache über den Gräbern stehende Freibauten. 2) Sie enthalten das Grab des Königs Pepi (Meri-ra) und seines Sohnes Hor-un-saf (Mer-en-ra) aus der sechsten Dynastie. 3) Die Granitsarkophage, welche ehemals die Königsmumien enthielten, befinden sich noch an Ort und Stelle und beweisen durch ihre Inschriften, dass die Namen Pepi und Hor-un-saf Königen angehört haben. 4) Die Mumie des letzteren, zwar des Schmuckes und der Bandagen entkleidet, ist in der Pyramide gefunden worden. 5) Die beiden Pyramiden bieten das erste Beispiel von Königsgräbern aus dem alten Reiche, die hieroglyphische Inschriften enthalten: letztere bestehen aus Texten religiösen Inhalte, ähnlich den Texten des Todtenbuches. 6) Dieselben erwähnen die Sterne Sirius (Sothis), Orion (Sahn) und Venus, und eröffnen uns so Einblicke in die astronomischen Kenntnisse der damaligen Zeit. 7) Die Corridore



und Kammern der Pyramiden, die Sarkophage, Mumien, kurz alles was sich dort befand, sind stark beschädigt und stellenweise zerstört durch frühere Eindringlinge. 8) Die Stele des Una, eines Beamten des Königs Pepi, welche sich im Bulaker Museum befindet, steht in directem Zusammenhange mit den beiden Pyramiden und der Anfertigung der in denselben gefundenen Sarkophage. 9) Die zahlreichen in den Stein eingegraben und grün bemalten Hieroglyphen sind nicht allein ihres theologischen Inhalts wegen beachtenswerth, sondern bieten auch wegen ihres hohen Alters, ein besonderes Interesse für die Erforschung der altägyptischen Sprache. Ausser diesen beiden Pyramiden ist kurz darauf noch eine dritte gefunden worden, die aber keine Inschriften enthielt und daher nicht näher bestimmt werden konnte. Die vierte ist nun in den letzten Tagen von dem neuen Direktor des Bulaker Museums, Maspero, eröffnet worden und als das Grab des Königs Unas, auch aus der sechsten Dynastie, erkannt. Sie enthält gegen 2000 Zeilen hieroglyphische Inschriften, also wohl den längsten bis jetzt aufgefundenen Text. Maspero selbst, oder einer seiner Begleiter, berichtet im „Moniteur“ vom 15. März über diesen Fund so: Am 28. Februar hatten die Araber des Museums eine neue, einer ganz anderen Gruppe angehörige, Pyramide eröffnet, und aus den in der Eile genommenen Abklatschen ergab sich, dass man das Grab des Unas gefunden hatte. In Folge dessen begab sich Maspero mit den beiden Conservatoren des Museums am 8. März an Ort und Stelle und drang in die Pyramide ein. Natürlich war sie wie alle anderen schon früher eröffnet. Der schmale Gang, der in sie hineinführt, endigt zunächst in einer halbverachteten Kammer, aus der ein zweiter etwa 20 m langer Gang in die eigentlichen Grabkammern führt. Dieser Gang ist dreimal durch gewaltige Steine verbarricadirt, welche bereits die ersten Eröffner mit einem sehr schmalen Gange zu vermeiden gewusst haben. Hinter der letzten Barricade setzt der Corridor sich fort, an beiden Seiten grüngefärbte Inschriften tragend, während seine Decke mit grünen Sternen besät ist. Durch ihn gelangt man in eine zweite Kammer, an deren Wänden die Inschrift sich fortsetzt; der Boden derselben ist mit Trümmern aller Art besät. Links öffnet sich ein Gang in eine niedrige Kammer mit drei Nischen, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung

der Statuen der Verstorbenen diente und keine Inschriften trägt. Rechts gelangt man auf dieselbe Weise in die Kammer des Sarkophags, deren drei Seiten mit Hieroglyphen bedeckt sind. Nur die der Thür gegenüberliegende Wand trägt deren nicht, ist aber mit feinem Alabaster bekleidet und in schönen Farben bemalt. Der Sarkophag, aus schwarzem Basalt, ist ohne Inschrift; sein Deckel ist, wie gewöhnlich, abgeworfen. Von dem damals herausgerissenen Körper des Königs Unas hat man einen Arm, Stücke des Schädels und eine Rippe gefunden. Der Fussboden der Grabkammer ist auch aufgerissen und mit Trümmern aller Art bedeckt, unter denen sich vielleicht noch andere Stücke der Königsmumie finden werden. Man hat auch ein etwa 1 1/2 Fuss tiefes Loch in den Fussboden gegraben, ist dann aber auf den Felsen gestossen. Die Inschriften bieten kein besonderes Interesse, da sie identisch sind mit den im Grabe des Pepi gefundenen und auch in thebanischen Gräbern vorkommen. Maspero will jetzt alle Pyramiden öffnen lassen, um zu sehen, ob die bereits öfters ausgesprochene Vermuthung sich bestätigt, dass die von Gizeh bis zum Faijüm sich erstreckende Pyramidenreihe die Gräber der Könige von der 4. bis zur 12. Dynastie enthält. Es muss sich nun zeigen, ob man wirklich zwischen Sakkara und dem Faijüm die Königsgräber der 7. bis 10. Dynastie findet. (A. Allg.-Z.)

#### Ein Handbuch der Anthropologie.

Es sei gestattet, nochmals auf den von mir in der Berliner Generalversammlung gestellten, jedoch nicht mehr zur Verhandlung gekommenen Antrag (Verhandl. der XI. allg. Versammlung zu Berlin 1880 S. 106) aufmerksam zu machen, da ein solcher kurzer, nicht steatographirter Bericht mit Gründen nicht ausgestattet werden konnte. Es wird beabsichtigt, den Antrag wiederum auf die Tagesordnung der nächsten Generalversammlung in Regensburg zu bringen und etwa folgendermassen zu formuliren:

„Krause (Göttingen) und Genossen beantragen: die Gesellschaft beauftragt ihren Vorstand, die Herren Virchow u. s. w., für die Herausgabe eines von mehreren Mitarbeitern verfassten Handbuches der Anthropologie Sorge zu tragen.“

Zur äusserlichen Motivirung würde die Hervorhebung des buchhändlerischen Erfolges, der einem solchen Werk in Aussicht gestellt werden kann, wahrscheinlich schon ausreichend sein. Im Uebrigen ist mir der Mangel eines ganz zuverlässigen Handbuches bei meiner summarischen Darstellung der deutschen Racechädel (Handbuch der menschlichen Anatomie 1880 Bd. III) nur zu sehr fühlbar geworden.

W. Krause (Göttingen).

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Prof. Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 38. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion am 30. April 1881.



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

---

XII. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1881.

---

Dieser Nummer ist das **Programm** beigegeben der  
**XII. General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft**  
zu Regensburg am 8., 9. und 10. August l. Js.

---

### Wolken und Wind, Blitz und Donner.

Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit. — Von Dr. F. L. W. Schwartz, Professor und Direktor des k. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen.

Berlin bei Wilh. Hertz (Dessers'sche Buchhandlung) 1879.

Besprochen von Albin Kohn. †

Der auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Mensch hat keine Ahnung von den Naturkräften; er sieht nur Naturerscheinungen, und fasst sie, da er nicht fähig ist über die Ursachen ihres Entstehens Rechenschaft zu gehen, grobsinnlich auf. Namentlich ist dies der Fall mit den meteorologischen Erscheinungen, die hoch über seinem Baupfe vorgehen, und da er sich alles körperlich denkt, ist es kein Wunder, dass er jede Naturerscheinung auch als die That eines körperlich gedachten, wenn auch unsichtbaren Wesens auffasst. Da nun gerade Wolken, Wind, Blitz und Donner auf der ganzen Erde sowohl in der Art, wie sie in die Erscheinung treten, als auch in ihren Folgen ganz gleich sind, ist es auch nicht zu verwundern, dass der Urmensch sie auch überall den gleichen Ursachen, oder, um im Geiste des Urmenschen zu sprechen, den gleichen Wesen zugeschrieben hat. Je höher ein Mensch oder ein Volksstamm stieg, je mehr er selbst veredelt wurde, desto mehr veredelten und poetisirten sich nach seine Ansichten über die vermeintlichen Wesen, welche alle Naturerscheinungen hervorbringen; er strebte nach dem Abstractum: Diesem Streben aber verdanken wir die poetischen Schilderungen der Griechen und Römer, ja sogar der alten Arier, deren Naturanschauungen aus den Rig-Vedas zu uns herüber-tönen.

Wir, die wir bereits eine hohe Stufe der Kultur erklimmen haben, erfreuen uns an den poetischen Darstellungen sowohl der klassischen, wie der modernen Dichter aller Nationen, trotzdem sie sich in dem Gedankenkreise des Volkes, das alle Naturerscheinungen weniger poetisch auffasst, bewegen, nennen die Schilderungen jener „Poesie“, die Schilderungen des letztern „Aberglauben“. Ich meine, es geschehe dies mit Unrecht; wir müssen, meiner Ansicht nach, in allen diesen uns abergläubig erscheinenden Aeusserungen des Volkes das Streben, die Wahrheit ergründen zu wollen, anerkennen. Je mehr ein Theil eines Volkes sich der Erkenntniss der Wahrheit nähert, desto mehr vergisst dieser gehobene Theil der Gesellschaft den Ursprung der Naturanschauungen seiner eigenen Vorfahren und des zurückgebliebenen Theils des Volkes, das zähe festhält an den Traditionen seiner Vorfahren, oder, wie es selbst sagt, am „Glauben seiner Väter“, aber immer bestrebt bleibt, die Wahrheit zu ergründen. Für den ernstesten Forscher aber haben solche vermeintliche, im Volksglauben lebende Vorurtheile, ganz den hohen Werth, den die Volkspoesie



und die naive Religionsanschauung des Volkes hat.

Um ein Beispiel dafür anzuführen, dass wir in allen abergläubigen Anschauungen des Volkes sein Streben nach Ergründung der Wahrheit sehen müssen, weise ich auf die verschiedenen kosmogonischen Ansichten hin, welche wir bei den verschiedenen Völkern finden. Alle schildern das Entstehen der Erde und des Himmels in verschiedener Weise zwar, aber mit einer solchen Präcision, als ob ihre Ahnen, von denen sie diese Schilderungen überkommen haben, beim Acte der Schöpfung — Gevatter gestanden hätten, während wir, gestützt auf wissenschaftliche Forschungen, alle diese Erzählungen belächeln. So geht es mit allen Naturanschauungen des Volkes, so namentlich auch mit den meteorologischen Erscheinungen.

Wer von uns hat am Himmel noch kein Schiff, keinen feurigen Wagen, keinen Drachen, keine Schlange oder keine Riesen und Zwerge, keine Hirten und Herden, ja keine Bilder, wie Murillo's Madonna gesehen? Freilich sagten wir uns beim Anblick solcher Gebilde, dass es Wolken seien, ohne uns weiter die Mühe zu nehmen uns zu fragen, wie lange wohl die Menschheit geistig gearbeitet hat, um den Begriff „Wolke“ zu schaffen, um die Ursachen ihres Entstehens und Verschwindens zu ergründen. Und doch ist es klar und einleuchtend, dass solche Erscheinungen auf den rohen Urmenschen einen ganz anderen Eindruck hervorbringen mussten, als auf uns, — dass die Form für seine Begriffsbildung entscheidend werden musste.

Steigen wir, *exempli gratia*, noch einmal ins Leben hinein. Es erscheint ein Komet am Himmel. Der Gelehrte beobachtet ihn, um seine Bahnen zu berechnen; der Gebildete sucht sein Erscheinen mit Hilfe des Kampfes ums Dasein am Himmel zu erklären, das Volk, dem hauptsächlich, ja lediglich der lange Schweif ins Auge fällt, glaubt, es sei die furchtbare feurige Ruthe, mit der Gott die sündige Menschheit züchtigen, oder ein Feuerbesen, mit dem er die Sünder von der Erde fegen will; ihm ist also die ganz natürliche kosmische Erscheinung, das Prognosticum einer nahen grossen Plage, namentlich aber die Vorbedeutung eines furchtbaren Krieges. Ganz in ähnlicher Weise deuteten russische Bauern in Sibirien dem Schreiber dieses eine andere Erscheinung, — das Nordlicht. Wenn wir jedoch den bei solchen Denkopoperationen nothwendigen geistigen Prozess näher ins Auge fassen, so finden wir, dass auch heute noch der civilisirte Mensch unbekanntem Erscheinungen gegen-

über ganz ebenso verfährt, wie der rohe Urmensch, und wenn er sich aus ihnen nicht gleich ungeheuerliche Fetische verschafft, so ist dies lediglich dem Umstande zu verdanken, dass überhaupt sein geistiger Horizont weiter ist, und dass er sich auf wissenschaftliche Resultate stützt, welche viele Generationen angesammelt haben.

Für den Forscher, ja für jeden Gebildeten, der sich für die geistige Entwicklung des menschlichen Geschlechts interessirt, sind die Naturanschauungen des Urmenschen, wie sie uns noch heute in vielen Ausdrucksweisen des gemeinen Mannes und — unserer bedeutendsten Dichter entgegnetreten, von hoher Wichtigkeit, denn sie sind ein sicheres Maas zur Bestimmung des Fortschritts, welchen der menschliche Geist seit dem Augenblicke, in welchem der Mensch auf der Erde erschien, bis auf unsere Tage gemacht hat; ihre Deutungen sind um so wichtiger, als sie ja in den uns bekannten sogenannten „heiligen Büchern“ der verschiedenen Kulturvölker eine Stelle gefunden haben. Freilich erklären heute Exegeten solche Ausdrucksweisen für Hyperbeln, Metaphern u. dgl., doch unterliegt es keinem Zweifel, dass sie von denen, die sie aufgezeichnet haben, eben so als unumstössliche dem Wortlaute entsprechende Wahrheiten geglaubt wurden, wie von denen, für die sie aufgeschrieben waren. Sie sind also unwiderlegliche Zeugnisse für die Kulturstufe der Völker, bei denen sie entstanden, für welche sie aufgeschrieben worden sind. Und hierin finden wir den hohen Werth von Sammlungen, welche uns mit den Naturanschauungen der verschiedenen Völker bekannt machen, sie für künftige Generationen erhalten, auf dass diese Zeugnisse der geistigen Entwicklung des menschlichen Geschlechts nicht verloren gehen. Zu diesen werthvollen Sammlungen gehört das vor uns liegende Buch des Herrn Dr. Schwartz, „Wolken und Wind, Blitz und Donner“, welches den 2. Band seines vor mehreren Jahren erschienenen Werkes: „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen“ bildet.

Es ist ein ausgedehntes Gebiet, auf das uns der gelehrte Verfasser führt, und das er, wie selten einer, beherrscht. Jahre lang hat er unterm Volke geforscht, gesucht, seinen Aeusserungen über Naturanschauungen gelauscht, Hunderte von dichterischen Ergüssen der alten und modernen Völker gesammelt, um ein Gesamtbild der Naturanschauungen der Völker des Erdballs zu schaffen, aus dem wir mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen lässt, ersehen, wie in prähistorischen Zeiten, bei niedrig stehenden Individuen und Völkern sich das religiöse Gefühl und



mit ihm der Gottesbegriff, der in ihrer Mythologie verkörpert, entstanden ist und sich entwickelt hat. Was der Hebräer, Grieche, Römer, Germane, Slawe und Finne, was der Indoeuropäer in seiner Urheimath im lernen Asien, und seine spätern Nachkommen in ihren derzeitigen Wohnsitzen beim Anblicke von Wolken und Blitz, unter dem Einflusse von Donner und Sturm, gedacht und empfunden haben, führt uns Dr. Schwartz möglichst gedrängt, sowohl in der kernigen Ausdrucksweise des Volkes, wie im edlen Gewande, in das es die Dichter gekleidet haben, vor Augen, und hierdurch ermöglicht er, uns selbst ein möglichst klares Bild von der geistigen Verwandtschaft aller Völker zu schaffen.

Es sei mir gestattet, um ein Beispiel dieser geistigen Verwandtschaft, welche sich in den Naturanschauungen der verschiedenen Völker offenbart, vorzuführen, auf die S. 6 des hier besprochenen Werkes gebotene Schilderung der drei spinnenden Schwestern hinzuweisen, welche bei den Deutschen, Griechen und Römern die drei Schicksalsgöttinnen bedeuten; man dachte sie sich als den Faden des menschlichen Lebens spinnend. Eine dieser den Lebensfaden der Menschen spinnenden Schicksalsfrauen hat neuerdings der russische Forscher Majnow bei den Mordwinern und zwar speciell beim Stamme Mokscha unter dem Namen „Wjedawa“\*) oder „Wjedyń-asyr-awa“ (das Wasserweib oder die alte Hauswirthin des Wassers) gefunden, wo sie noch hent' den Schicksalsfaden der Menschen spinnt, indem sie Liebespärcchen begünstigt und Ehen schliesst, aber auch den Sterblichen Leid zufügt. Die Mordwiner (Mokscha) sagen:

„Kato war ein schönes Mädchen; Kato war so schön, dass man in der ganzen Umgegend kein eben so schönes Mädchen finden konnte. Kato hatte sich in Iwan verliebt, doch liebte Iwan die Kato nicht, ging in die Schänke, ging auch

\*) Auch das polnische Volk kennt eine Art Schicksalsweib unter dem Namen „Wjedma“, das jedoch nicht mit der Hexe (czarownica oder ciota) zu verwechseln ist. Die Wjedma ist das Bild und die Verkünderin des Elends und der Noth. Sie ist ungemein hager, bleich, geht mit zerzausten Haaren und in Lumpen gehüllt einher und bringt Noth in das Haus, in welches sie einkehrt. Böse scheint sie nicht zu sein, denn das böse Prinzip wird durch ein anderes Weib, durch die Furie „Judza“ dargestellt. Beide Weiber sind zerlumpt. Mit einem Schicksalsfaden stellt man sich jedoch diese beiden Gestalten nicht vor. Immerhin ist die Aehnlichkeit der polnischen Bezeichnung Wjedma und der mordwinischen Wjedawa bezeichnend. In der polnischen ist die Radix Wjed, davon wjedziec, wissen, enthalten.

zur Frau des (in weiter Ferne weilenden) Soldaten, die im Dorfe lebte. Und Kato ging, um sich in den Fluss zu stürzen, — da sah sie am Ufer ein altes Weib, das Fäden in der Hand hielt und etwas zu suchen schien. „Was suchst du — Aka!“, frug Kato. „Ja, sieh', ich suche einen Faden, Kato-masa!, er ist mir aus der Hand in's Wasser gefallen und ist weggeschwommen, ich weiss nicht wohin!“ antwortete die Alte. — „Sieh', ist ers nicht?“ sagte Kato und reichte der Alten einen Faden, der auf einem Steinchen lag. — „Jetzt kann man es nicht erkennen“, sagte die Alte, und flocht zwei Fäden zusammen. Und Iwan liebte von nun an die Soldatenfrau nur noch mehr wie früher, so dass er sie sogar heirathete, — Kato hat selbst der alten Wjedawa den Faden der Soldatenfrau gegeben, sie hat selbst ihr Geschick bestimmt, und stürzte sich in den Fluss“.

Aus diesem Bilde scheint zwar heraus, dass der Mordwiner glaube, der Mensch habe die Wahl seiner Schicksalsfäden; immerhin spinnt sie jedoch die Wjedawa, hält sie in ihren Händen, verflechtet sie mit andern, wie die Schicksalsmächte der indoeuropäischen Völker.

Das vorliegende Werk des auf diesem Gebiete längst bekannten Forschers zeichnet sich durch eiserne Consequenz der Schlüsse aus, und wenn gleich wir nicht glauben können, dass die Mythen der Alten, so wie der Volksglauben von Stämmen auf niederer Kulturstufe logische Reflexe sind, die wie Radien aus einem Centrum ausstrahlen, im Gegentheil sogar annehmen müssen, dass sie phantastische Ranken seien, die häufig wohl sehr weit über die Peripherie greifende Luftwurzeln trieben und treiben, so müssen wir doch zugestehen, dass es Herrn Dr. Schwartz gelungen ist, uns von der Einheit des in den Mythen (und im Volksglauben) liegenden Grundgedankens bei allen Völkern, namentlich aber davon zu überzeugen, dass die Anfänge der prähistorischen Mythologie und Religion zugleich mit den ersten Denkkoperationen und Begriffsentwickelungen begonnen und sich stetig im Laufe der Jahrtausende entwickelt haben. Der Faden, den die Urmenschen zu spinnen begannen, wurde von Generation zu Generation fortgesponnen, zog sich durch die Poesie der klassischen Zeit hindurch bis in die der Neuzeit, und fand sogar Eingang in die Schöpfungen der Bildhauer und Maler. Die Schlange der Celten, Finnen und Egypter finden wir in der ebernen Schlange der Hebräer noch gedacht, in Laokoon (von Göthe ein festgehalten er Blitz genannt) auf's Höchste idealisirt wieder, und Murillo hat die griechische Mythe von der Thetis in



seiner Madonna christianisirt (indem er den Regenbogen durch den Mond ersetzte).

Dass es hohe Zeit sei, die Naturanschauungen der europäischen Völker zu sammeln, und vor dem gänzlichen Verschwinden zu bewahren, wird uns wohl jeder zugestehen, der Sinn hat für die Kulturgeschichte, der es liebt, nicht allein die geistige Entwicklung des Volkes, dem er angehört, sondern auch die Entwicklung des eigenen Geistes von der Stufe der Kindheit bis zur Reife des Mannesalters wie in einem Zauberspiegel vorgeführt zu haben. Noch wenige Jahrzehnte und die allgemeine, immer fortschreitende Bildung wird alle heute noch unterm Volke lebenden alterthümlichen Naturanschauungen verwischen und nur in Poesien werden einige derselben fortleben, losgelöst von der Wurzel und deshalb unfähig, uns über die Auffassung derselben seitens des Volkes Aufschluss zu geben. Darum gebührt Herrn Dr. Schwartz für seine Arbeit unstreitig der wärmste Dank nicht allein der Forscher, sondern des ganzen gebildeten Publikums.

## Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

### 1. Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung den 1. April 1881.

#### Das älteste Kulturvolk Babyloniens.

Vortrag von Dr. C. Bezold. (Skizze.)

Seitdem die Inschriften von Persepolis entdeckt und entziffert worden sind, ist es der Wissenschaft der babylonisch-assyrischen Sprach- und Alterthumskunde, der Assyriologie, gelungen, ein längst für immer verloren geglaubtes Gebiet der orientalischen Philologie aufs neue zu bebauen und nutzbar zu machen. Aber nicht nur die semitischen Sprachen wurden hierdurch um eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Schwestersprache vermehrt, sondern es gelang durch die Entzifferung der Keilinschriften auch, ein uraltes Sprachidiom zu entdecken, welches bisher mit keiner der bekannten Sprachen verglichen werden konnte, auf keinen Fall aber semitisch noch auch arisch ist. Der englische Forscher Layard entdeckte nämlich 1850 zu Niniveh-Kuyundschik in der sogenannten Bibliothek Assurbanipal's eine ungeheure Menge von Thontafeln, welche nebeneinander in zwei Kolumnen Assyrisch und jene alte Sprache enthalten. Man lernte nun mit Hülfe des Assyrischen den Inhalt der Täfelchen verstehen und erfuhr, dass derselbe lexikographischer und grammatischer Natur sei. Ihr Zweck war, bei den assyrischen Gelehrten die Kenntniss einer Sprache und Literatur wach zu erhalten, die den

Assyrern selbst für heilig galt. Eine zweite Gruppe von Thontafeln, deren Texte theils wie die der ersteren in dem von Sir. H. Rawlinson edirten grossen englischen Inschriftenwerke,\*<sup>1</sup>) theils in einer kleineren Sammlung von Dr. Paul Haupt\*\*<sup>2</sup>) veröffentlicht werden, enthält zahlreiche Theile der heiligen Literatur selber, die grösstentheils religiös-mythologischen und magisch-liturgischen Inhalts ist. Lange Zeit blieb man nun im Zweifel darüber, welchen Namen man der nichtsemitischen Sprache geben solle, erst die neuesten Forschungen, vor allem eine Entdeckung Dr. Haupt's führten zu dem Resultate, dass die uns überkommenen Texte in zwei Dialekten ein und desselben Sprachidiomes abgefasst sind, von denen der eine, ältere der sumerische oder süd-babylonische, der andere dagegen der akkadische oder nordbabylonische heisst, Namen, mit welchen zugleich geographisch Süd- und Nordbabylonien selbst bezeichnet wurden (Sumer vom 30—32<sup>n</sup> nördlicher Breite und von da ab nördlich Akkad).

Die Frage nach dem Gesamtnamen dieser alten Sprache und des Volkes, welches sich ihrer bediente, um jene heilige Literatur zu schaffen, wird gegenwärtig im Zusammenhange mit der seit anderthalb Jahrtausenden besprochenen Frage nach der Lage des Paradieses von Prof. Friedrich Delitzsch\*\*\*<sup>3</sup>) in einer binnen kurzem erscheinenden Monographie behandelt.

Schon bei dem ältesten nachweisbaren Volke Babyloniens, bei den Sumeriern und Akkadern, finden wir die Spuren einer vorgerückten Civilisation, die Grundzüge der Kultur vor.

Die Gräberfunde, vornehmlich Gegenstände aus Gold, Bronze, Eisen und behauenen, polirten Kiesel, ergaben, dass das Eisen noch nicht als Werk-, sondern als Werthmetall galt. — Ackerbau und Viehzucht lassen sich beide bei dem Volke nachweisen. Sowohl für Nutz- und Zierpflanzen und ihre Verwendungen, als auch für die zahlreiche Fauna haben wir umfangliche Wörterverzeichnisse. — Die Staatsform war die Despotie; für Verwaltung und Verfassung gewähren eine Menge von Beamtennamen Anhaltspunkte, für ein ausgebildetes Gerichtswesen sprechen eine Reihe aufgezeichneter Gesetze, insbesondere hoch-

\*<sup>1</sup>) 'The cuneiform inscriptions of Western Asia'; vol. I London 1861; vol. II L. 1866; vol. III L. 1870; vol. IV L. 1875; vol. V, part I L. 1880. —

\*\*<sup>2</sup>) 'Akkadische und Sumerische Keilschrifttexte' als erster Band der von Friedrich Delitzsch und Paul Haupt herausgegebenen 'Assyriologischen Bibliothek', Lieferung 1—3; Leipzig (Hinrichs) 1881. —

\*\*\*<sup>3</sup>) 'Wo lag das Paradies? eine historisch-kritische Untersuchung. Nebst zahlreichen assyriologischen Beiträgen zur biblischen Geographie' (Leipzig, Hinrichs). —



interessante Familiengesetze, denen zufolge das Weib in ziemlichen Rechten und Ehren stand. — Unter den Beschäftigungen und Gewerben des Volkes sind Jagd und Fischerei, Weberei und Färberei, und besonders auch die Töpferei zu führen. Auch die Magie, zusammenhängend mit der weltberühmten chaldäischen Astrologie, galt als eigenes Handwerk. — Die grossartigen Bauten Babyloniens, Tempel, Paläste, Kolossaltheater, sowie ausgedehnte Strassen- und Wasserbauten und Bewässerungssysteme lassen sich ebenfalls bis in die vorsemitische Zeit zurückverfolgen. —

Was die wissenschaftliche Bildung der Sumerier-Akkader anbelangt, so pflegten sie die Geographie, Anatomie und Pathologie und vor allem die Mathematik. Die Zeiteintheilung, astronomische Begriffe und Aufzeichnungen, das Münz-, Mass- und Gewichtssystem, ja sogar das Zalen-system und die Keilschrift, deren Entstehung aus Bilderschrift noch nachweisbar ist, wurde von ihnen erfunden und von den babylonischen Semiten entlehnt. Das Gleiche gilt von den religiösen Anschauungen, indem nicht nur die Ideen von Himmel, Erde und Unterwelt, nicht nur verschiedene Götternamen, sondern auch die religiösen Grundgedanken selbst von ihnen ihren Ausgang nahmen, um zu den Semiten zu wandern. Die Schönheit ihrer Literatur lernen wir hauptsächlich aus den zahlreichen Beschwörungsformeln und Busspsalmen kennen, und sie war sogar in der Form, dem sogenannten „Parallelismus der Glieder“ der späteren, semitischen massgebend. Selbst die Sprache der Babylonier-Assyrier ist von der sumerisch-akkadischen aufs tiefste beeinflusst. Die Wanderung der alten nichtsemitischen Worte erstreckte sich aber nicht nur bis zu den Hebräern, Syrern und Arabern, sondern ging von da auch in die klassischen Schriftsteller über und hat in einzelnen Spuren bis in unsere modernen Sprachen gereicht.

## 2. Gruppe Hamburg - Altena.

Sitzung am 11. März 1881.

Der Vorsitzende Herr Dr. Krause eröffnet um 8 Uhr die Sitzung und erstattet den Jahresbericht: Die Gruppe ist im Jahre 1880 viermal versammelt; Vorträge haben gehalten: am 31. Januar Dr. R. Krause „über Schädeltypen und ihre Vertheilung auf den Inseln der Südsee“ unter Vorzeigung des überaus reichen Materiales des Museums Godeffroy; (vgl. Katalog des Museums Godeffroy, Hamburg 1880); am 16. März Dr. Rud. Krause „über prähistorische Alterthümer aus Nord-Amerika“ und Dr. Rautenberg über „Sprachgeschichte und prähistorische Forsch-

ungen“; am 29. Oktober Dr. R. Krause „über die ethnologische Stellung der Eskimos“ mit Vorzeigung einiger dem Herrn Hagenbeck gehörigen Eskimoschädel aus älteren Gräbern; Dr. Rautenberg „über einen Urnenfriedhof zu Basthorst in Lauenburg“; am 25. November Professor Dr. Frans aus Stuttgart „über alte Kultusstätten auf den Berghöhen und am Wasser“.

Aus den Berichten über neue Erwerbungen der Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer in Hamburg sind hervorzuheben:

Der Bericht über die von Direktor Dr. Wihel und Dr. Krause gemachten Funde am Stocksee bei Ploen (Holstein) in Hügelgräbern mit Steinsetzungen. (Correspondenzblatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1881 Nr. 1 und 2 pag. 6); der Bericht über die Urne von Stinnitz mit vier Thierzeichnungen (Wasservogel; Vgl. Katalog der Berliner Ausstellung pag. 146, 1. Photograph. Album Sect. V. 7). Der Bericht über die von Dr. Rautenberg in Basthorst (Lauenburg) gemachten Funde, die im Wesentlichen mit den Fundgegenständen von Darzan übereinstimmen; wichtig sind besonders die Urnen und Urnenscherben mit eigenartig entwickelten Hammermaßanderlinien, die mit einem Töpferrädchen eingedrückt sind (Correspondenzblatt des Gesamtvereines 1881. Nr. 1 und 2, pag. 1 und 7).

Nach Erledigung der sonstigen Vereinsgeschäfte giebt Dr. Prochownik: Mittheilungen über anthropologische Beckenmessung.

In der rein anatomischen Anthropologie verdanke man das meiste und beste der Kraniologie; doch sei es wünschenswerth, dass auch andere Vergleichsobjekte als nur der Schädel zu Rathe gezogen würden, namentlich der Becken(Ortel). Die wenigen zuverlässigen Beckenmessungen, die existirten, seien vom geburtsbilligen Standpunkte aus gemacht, einige vom anatomisch-physiologischen, vom rein anthropologischen Standpunkte aus sei fast gar kein Material vorhanden. Messungen männlicher Becken z. B. existirten beinahe gar nicht.

Sodann wurde der Arbeitsplan entwickelt. Es könnten die Messungen erstens an Lebenden vorgenommen werden, namentlich um die Neigungsverhältnisse des Beckens zur Horizontalen, zur Beinachse und zur Wirbelsäule zu konstatiren. Die Untersuchungen an todttem Material könnten sowohl am getrockneten oder an frisch dem Kadaver entnommenen oder an skelettirten Becken vorgenommen werden. Bei der geringen Anzahl getrockneter Becken müsse man sich mit skelet-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



#### 4. Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der anthropologischen Sektion am 8. Febr. 1881.  
(Auszug der Redaktion aus dem gedruckten Bericht.)

Von Quaschin sind eine Reihe von Gesichtsurnen überwiesen worden. Dieselben zeichnen sich durch hochinteressante Ornamente und durch die eigenthümliche Ausführung der Gesichtsdarstellungen aus. Insbesondere finden sich hier wiederholt Bärte in einer Art angedeutet, wie die Gesichtsurnen unserer Sammlung Aehnliches noch nicht aufweisen. Auch unter den Funden aus dem Kreise Lauenburg, von Herrn Gymnasial-Oberlehrer Dr. Schmidt eingesendet, befinden sich einige Gesichtsurnen mit eigenthümlichen interessanten Verzierungen, sodann einige im Moor gefundene Geweihstücke vom Hirsch, und eine Statuette von Bronze. Dr. Marschall übersendete ferner die Abbildungen zweier Gesichtsurnen, welche er 1879 in Willenberg-Braunswalde aus Steinkisten gehoben hat. Durch diese Funde wird das geographische Gebiet für die Auffindung der interessanten Grabgefäße wiederum erweitert.

Ober-Stabsarzt Dr. Fröling hält Vortrag über die Küchenabfälle der Steinzeit bei Tolkemit:

Vor 5 Jahren entdeckte Herr Professor Dr. Berendt in der Nähe des Städtchens Tolkemit, bei seinen geognostischen Bodenuntersuchungen unserer Provinz, den dänischen Kiöckenmøddings verwandte Ablagerungen von Küchenabfällen der Steinzeit angehörig. Im letzten Sommer unternahm ich mit Herrn Postrath Seiler eine zweimalige Exkursion nach Tolkemit, um die einzigen bis dahin bekannt gewordenen Kiöckenmøddings unserer Gegend kennen zu lernen und wo möglich neue Resultate zu gewinnen. Wir langten gegen Abend an und untersuchten vom Strande des frischen Haffes aus die steile Uferwand östlich von Tolkemit aufs Sorgfältigste mit unseren guten Feldstechern, ohne etwas der Berendt'schen Beschreibung Aehnliches aufzufinden. Erst nachdem wir bereits die von Berendt bezeichnete Stelle über 1 Kilom. überschritten hatten, entdeckten wir in einer Höhe von etwa 20 m über dem Strande, nahe unter der Kante der steilen Uferwand in der Ausdehnung von etwa 3 m eine horizontal verlaufende, 1 m mächtige dunkle Schicht, welche etwa ebenso hoch von Sand überlagert wurde. Ich bemerke, dass die Uferwälle dem Diluvium angehören und in ihnen der köstliche, zur älteren Periode desselben zählende plastische Thon eingebettet ist, welchen seit Jahrhunderten das Töpfergewerk des Städtchens ausbeutet. Wir erkletterten den schroffen Absturz und fanden unsere Vermuthung, auf Küchenab-

lagerungen gestossen zu sein, bestätigt. Hier tritt der über die Höhe nach Frauenburg führende Weg in einer Kurve, deren Tangente die Uferkante bildet, bis direkt an den Abhang und ist durch Dornsträucher geschützt. Die dunkle Kulturschicht füllt den Keil zwischen Weg und Uferwand und scheint sich auch jenseits des Weges, nach den auftretenden Scherben zu schliessen, noch fortzusetzen. Unsere sofort begonnenen Nachgrabungen wurden durch interessante Funde, welche schon das Wesentliche der von Berendt entdeckten Thonscherben und animalischen Reste umfassten, reichlich belohnt. Bei unseren am nächsten Morgen eingezogenen Erkundigungen nach der Berendt'schen Fundstelle, welche wir dann später in Begleitung des Herrn Fischmeisters Klein uns näher ansahen, wurde es uns klar, dass dieselben durch unvorsichtiges Graben entweder in die Tiefe gerutscht und mit ihrem Inhalt von den Wassern des Haffs entführt, oder vom nachstürzenden Sande verschüttet seien. Wir fanden nur noch in der Uferwand steckende, meist ornamentlose rohe Thonscherben von derselben Technik, wie die der Küchenabfälle, aber keine Spur einer 1 m mächtigen Kulturschicht. Weitere Nachforschungen waren ohne Beschädigung des Ufers nicht ausführbar und mussten daher unterbleiben.

Unsere am Vorabende aufgedeckte Fundstelle, obschon von verhältnissmässig geringer Ausdehnung entschädigte dafür reichlich, sowohl bei diesem mit Herrn Klein, als auch bei unserem späteren mit dem Stadtkämmerer Herrn Hoppe unternommenen Besuche.

Wir fanden ziemlich genau Berendt's Angaben bestätigt. Auch die von uns aufgedeckte Kulturschicht bestand zumeist aus Fischresten, mehr oder weniger wohl erhaltenen Theilen des Skeletts: Schädel- und Wirbel-Fragmenten, Gräten, Flossen, vorwiegend aber Schuppen. Letztere hatten meistens eine bräunliche Farbe und zeigten, obwohl sehr mürbe, sich in ihrer Gestalt und ihrem Gefüge kaum verändert. Sie bildeten in der dunklen, mit vielen Kohlenstückchen gemengten Humus-Masse Ansammlungen von 10 bis 30 cm Länge und 6 bis 10 cm Dicke. Auch hier stammten die Schuppen meistens von Cyprinoiden.

Es fand sich aber auch im Verhältniss zu der nur etwa 3 Kubikm. einnehmenden Schicht eine ziemliche Menge Knochen anderer Wirbelthiere, so vom Huhn und der Taube; von Säugethieren waren der Hase, das Schaf, das Rind vertreten, die Mehrzahl der Knochen ist noch nicht näher bestimmt. Sie liefern den Beweis, dass die alten Bewohner dieser Gegend Abwechslung in ihren Küchenzetteln zu bringen wussten.



Von Geräthen oder Waffen aus Stein oder sonstigen Stoffen war die Ausbeute gering. Es fanden sich: 1) ein 4 cm langes, unten  $1\frac{1}{2}$  cm breites Bruchstück eines aus einem Röhrenknochen gefertigten messerartigen Instruments. 2) Ein von beiden Seiten aus, wahrscheinlich mit einem scharfen Flintsplinter, deren Berendt ja mehrere enffand, durchbohrter Eckzahn wohl eines Fuchses, zu einem Schmuck gehörig. 3) Herr Kämmerer Hoppe fand ausserdem dort ein 8 cm langes, 2 cm breites, oben falzbeinartig abgerundetes, an den Rändern zugeschärftes Stück eines Röhrenknochens, welches unten an seiner quer verlaufenden Bruchstelle die obere Hälfte eines Bohrloches erkennen liess. Es ist leider verloren gegangen. (Schluss folgt.)

### Kleinere Mittheilungen.

I. **Renathier und Edelhirsche.** In unserm Museum befindet sich eine Rennthierstange (halbes Geweih), welches tief im Moore (im Kreise Schlochau) zusammen mit einem starken Geweih uners heutigen Edelbirschen (*cervus elaphus*) gefunden wurden. Das Rennthier hat also auch hier in der gegenwärtigen Kulturperiode zusammengelebt und Caesar (bell. Gall. VI 26) hat Recht. In demselben Moor ist eine Elchschaufel gefunden und wenige Meilen davon ist im Sande des Flussbetta das Horn eines alten Auerochsen gefunden. Auerochsenhädel auch im Flussbett des Kreises Graudenz.

Regierungs-Rath v. Hirschfeld, Vorsitzender des historischen Vereins f. d. K. B. Marienweiler.

II. **Urnenfund in Niederschlesien.** Glogau, 20. Mai. Beim Graben nach Sand in einer Grube unfern Mangelwitz fanden Arbeiter wenige Fuss tief eine Urne, die beim Ausheben leider zerbrochen wurde. Dieselbe enthielt mehrere sogenannte Paalstäbe oder Kelte, einen Meissel und einige Spiralfeder-Armringe aus Bronze. Möglicher Weise stammen diese Gegenstände aus Etrurien, eine Annahme, die deshalb an Wahrscheinlichkeit gewinnt, weil schon früher auf der Mangelwitzer Feldflur Bronzesachen und darunter eine Fibula, gefunden worden sind, die mit den in den etruskischen Gräbern bei Marino, Narni und Valentini gefundenen Bronzarbeiten übereinstimmen. Einer der bei Mangelwitz gefundenen Kelte hat dieselbe Form, wie jener aus Narni, den Professor Rossi mit andern Gegenständen dem anthropologisch-archäologischen Kongresse in Bologna vorlegte. Die älteste etruskische Handelsstrasse, welche aus Italien durch Noricum über Hallstadt, Linz und das Budorgis des Ptolemäus nach Schlesien und der Bernsteinküste führte, theilte sich in der Nähe des Zobten, von wo ein Weg über das untere Brieg (das heutige Dyhernfurth) und ein anderer über Glogau ging, welche an der Obra zwischen Gostyn und Dolzig sich wieder vereinigten. Dieser Weg ist durch Funde etruskischer Bronzarbeiten und bemalter thönerner Gefässe bezeichnet, welche letztere etruskische, auf den Sonnenkultus bezügliche Zeichen enthalten. von der Wengen. (Niedersch. Anz.)

III. **Die Römergräber von Nomi.** In jüngster Zeit mehrten sich die Funde römischer Grabstätten in höchst erfreulicher Weise; auch für Südtirol haben

wir eine letzthin gemachte merkwürdige Entdeckung dieser Art zu verzeichnen, worüber wir nach dem „Raccoglitore“ Folgendes im Auszuge mittheilen: Auf einem Landgute des Barons von Moll, nur wenige Schritte von Nomi und rechts an der nach Aldeno führenden Strasse stiessen Ende des vorigen Monats Bauern zufällig während ihrer Arbeit auf einen römischen Sarg, welcher sofort auf die Spuren von 7 andern Gräbern führte, von denen sich 5 in einer Reihe und 2 nebeneinander befanden. Im ersten lag ein ziemlich beschädigter roher Sarkophag aus weisslicher Kalkmasse, dessen Länge aussen 2.30, innen 1.85, die Höhe aussen 0.80, innen 0.37, mit der Breite zu Häupten aussen 1.00, innen 0.75, zu Füssen aussen 0.85 und innen 0.67 beträgt. Das Innere zeigt, wie derartige Todtenwarge überhaupt, eine Erhöhung für die Kopflage und in der Mitte eine leichte Aushöhlung mit einer runden Oeffnung, wo die „Tabes“ (die feinen Bestandtheile des Verwesungsprozesses am Cadaver) ihren Ausweg zur Erde finden soll. Der eben beschriebene Sarg enthielt 2 in verkehrter Ordnung gelegte Skelette und war nur einen halben Schuh tief in die Erde geneigt, von der der Sarg angefüllt war. Das 2. und 3. Grab enthielten bei flüchtiger Besichtigung nur 1 Skelet. Ebenso beschaffen waren die beiden Gräber nebeneinander; das eine, klein, enthielt eine Kindesleiche, das andere, sehr gross und fast in quadratischer Form, schloss 7—8 Kinderleichen in sich. Im 4. Grabe in der Reihe ruhte ein sehr gut erhaltener Cadaver, die Vorderarme auf dem Banchen gefaltet, nur der Kopf etwas seitlich verschoben und stark beschädigt, so dass man an demselben zum allerwenigsten eine kranziologische Studie anstellen konnte. Das 5. Grab fand man bereits eingestürzt, Bruchtheile von Steinen und Gebein lagen umher; offenbar war dasselbe schon einmal geöffnet und durchsucht worden, was auch die Arbeiter hier bestätigten. Befremdend ist eben auch, dass sich ausserdem keine anderen Funde in den Gräbern ergaben, ein kleines unförmliches Bronzestück und eine kleine Münze von Constantin II. (337—340 n. Chr.) können ebensowohl von der nächsten Umgebung herrühren, so dass man im allgemeinen nur sagen kann, es handle sich wahrscheinlich um Gräber der spätrömischen Kaiserzeit, die früher schon einmal durchsucht wurden. Adam Chiavole noch im vorigen Jahrhundert und P. Flavian Orgler erst jüngst wiesen auf den interessanten Umstand hin, dass man in dieser Gegend alte Gräber mit Cadavern und römischen Münzen gefunden habe. Landleute sagen auch aus, dass nach ihrer Erinnerung manch' altes Grab da und dort entdeckt wurde. Es darf also mit einiger Sicherheit behauptet werden, dass hier ein neuer Ort (vicus) im alten römischen Municipium von Tridentum erschlossen worden sei, nämlich Nomi, die römische Begräbnisstätte, welche wahrscheinlich noch mehrere Gräber enthält. Wenn auch die archäologische Ausbeute bislang eine sehr bescheidene ist, so hat doch die ganze Entdeckung eine eminent locale Bedeutung und dürfte die Basis weiterer Nachforschungen bilden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich wohl auf die Wichtigkeit von Lokal-museen hinweisen und behaupten, dass die Anlegung solcher an geeigneten Punkten für eine programm-mässige Erforschung des vaterländischen Alterthums eine unabwiesbare Nothwendigkeit wäre. (Tirol. Bote.)

IV. Nach den neuesten Nachrichten ist unser verehrtes Mitglied der Afrikareisende Herr Dr. Max Buchner gesund auf dem Rückweg in die Heimath.



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

XII. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1881.

### Die Ludwigsburger Fürstehügel

von Dr. Oscar Fraas.

In den Berichten der Tagesblätter über das wohlgelungene städtische Ludwigsburger Wasserwerk ist wohl von der Pflugfelder Pumpstation und von dem Hochréservoir auf dem sogenannten Römerhügel die Rede, aber nicht von dem hohen archäologischen Interesse, das beide für das Studium der schwäbischen Vorgeschichte gewähren.

Um unser volles menschliches Interesse in Anspruch zu nehmen, müssen Quelle und Hügel sich beleben, die vermoderten Wurzelknorren um die Quelle müssen wieder treiben und die alten Recken sich lagern unter den Eichen. Auf der Hochfläche gegen Ludwigsburg muss wieder Volk sich tummeln, das geschäftig den Hügel zusammen trägt, unter welchem ihrer Fürsten einer mit dem Goldreif um die Stirne zur ewigen Ruhe gebettet wird. Tritt doch die Natur erst dann unserem Herzen recht nahe, wenn wir wissen, dass am selben Orte vor Zeiten schon Menschen geliebt und getrauert haben. Und wenn nun vollends Bilder einer grossartigen deutschen Vergangenheit vor unseren Augen sich aufrollen, wenn die Leiber der Fürsten und edler Frauen aus ihren Gräbern erstehen, wenn die Beigaben in den Gräbern mit ihren kulturhistorischen Merkmalen verkündigen, was vor dritthalbtausend Jahren Menschen hier planten und schufen, da begrüsst das Herz mit doppelter Liebe den alten schwäbischen Boden, auf dem ein Stück schwäbischer Geschichte, ob auch längst vergessen, in altersgrauen Zeiten sich abgespielt hat.

Als zu Anfang des Frühlings 1877 die Fassung der Pflugfelder Quelle vorgenommen und die

Pumpstation in dem Moorgrund an der Quelle fundirt wurde, zogen die Arbeiter ein Haufwerk Knochen, Geweihstücke und Zähne aus dem Schlamm, darunter allerdings Hirsche, Wildschweine und Rinder, auch Schafe und Ziegen als die gewöhnlichen Schlachtthiere sich kenntlich machten. Neben denselben lagen aber auch die Knochen von Wisent und Elch, die zwar dem Mönche von Weingarten\*) im 10. bis 11. Jahrhundert noch bekannt sind, aber auch schon in altgermanischen Pfahlbauten und auf den Opferstätten der Bergeshöhen sich finden. Unwillkürlich reiben wir die geheimnissvoll aus der Tiefe sprudelnde Quelle mit ihrer Fülle klarsten Wassers, das, der Schwarzwaldmoräne entstammend, jetzt der zweiten Residenz des Landes zugeleitet ist, an die Zahl der heiligen Quellen, an deren Saume Wodan die Opfer dargebracht und wo im Schatten der urwüchsigen Eichen die Geschicke des Stammes berathen wurden, der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Eine künstlich abgerundete Kugel aus Schwarzwälder Sandstein war ausser den zerschlagenen Thierknochen die einzige Spur von Menschenhand, die hier zu Tage kam. War die faustgrosse Sandsteinkugel ein friedlicher Kornquetscher oder, wenn in Leder vernäht, eine nicht zu verachtende Handwaffe? Jedenfalls

\*) In der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet sich unter Nr. 210 der Manuscripte des Codex theol. et philos. auf Blatt 135 eine von derselben Mönchshand beschriebene Seite, welche auch das „hexameron Ambrosii“ abschrieb. Auf dieser Seite steht eine augenscheinliche Privatstudie des Mönche: die Aufzählung der wilden Thiere in lateinischen Hexametern. Ueber jedem der lateinischen Namen steht auch der deutsche Name, über „bubolus“, „alx“ steht „wisent, elch“.



gleicht sie aufs Haar den vielen Sandsteinkugeln, die bald im Torfmoor, bald auf Bergeshöhen, bald sonst im schwarzen Moderboden in der Nähe alter Niederlassungen gefunden werden.

Ueber das fruchtbare Lehmfeld zwischen Pflugfeldern und dem Neckar ging damals schon der Pflug und bauten die Anwohner das Feld. „Langes Feld“ heisst heute noch die Quadratmeile des besten Fruchtlandes, auf der Ortschaften wie „Kornwestheim, Kornthal, Pflugfeld“ an alte Ackerbau treibende Bevölkerung erinnern, welche die ersten Besiedelungen des Landes mit den bezüglichen Namen belegte. In der Natur der Sache liegt es, dass die am besten ausgestatteten Felder vor den Feldern zweiter und dritter Qualität bebaut wurden, und da die natürliche Beschaffenheit eines Feldes immer als unveränderliche Grundlage bestehen bleibt, so darf wohl die Anschauung keinen Widerspruch finden, dass Gegenden in Schwaben wie das Langefeld zu den ältesten Kulturfeldern gehören. Halten wir sonstwo Umschau in Schwaben, so begegnen uns Grabhügel ausschliesslich nur auf vortrefflichen Kulturböden, auf den mageren Böden der Schichtengebirge suchen wir sie vergeblich.

Eben darum mag auch das Langefeld zum Oestern von Stoss und Hieb erdröhnt haben, wenn feindliche Stämme lüsternd nach der reichen Ernte in der Ansiedelung einbrachen. Die Hufe der stüchtigen Rosse zerstampften dann das Feld und der eiserne Kriegswagen des Fürsten rasselte über die Ebene. Eines Tages aber erscholl dort Jammer und Wehklagen, denn der Fürst und Heerführer lag erschlagen und sollte jetzt mit allen ihm gebührenden Ehren bestattet werden.

Auf der höchsten Erhebung des Feldes erhob sich sichtbar auf weite Entfernung hin ein Hügel von 6 Meter Höhe und 60 Meter Durchmesser. Das lebende Geschlecht nannte den Hügel Belremise, weil er den württembergischen Herzogen bei ihren Hasen- und Hühnerjagden diente; andere nannten ihn Römerhügel, weil ein gelehrter Pfarrer der Nachbarschaft zur Zeit der Romanomanie den Hügel für einen Wachthügel der Römer erklärt hatte. Kurz vor dem Bau des Wasserwerks hatte ich die „Heroengräber“ an der Besikabai mir angesehen, und unwillkürlich kamen mir diese in den Sinn, als es sich darum handelte, auf Belremise das Hochréservoir zu gründen. Es ward daher der befreundete Oberingenieur des Wasserwerks, Dr. v. Ehmann, mit in's Vertrauen gezogen, der beim Verkauf des in Staatseigenthum befindlichen Hügels an die Stadtgemeinde das Eigenthum etwaiger kulturhistorischen Funde für die k. Sammlungen reservirte.

Zu Anfang Aprile begannen die Grabarbeiten in dem Hügel zur Aushebung des Réservoirs. Immer fand sich stets ein und derselbe fruchtbare Ackerboden ohne eine Spur von Stein, endlich wurde mir bei dem Besuch am 23. April verkündigt, man „spüre“ Steine. So war es denn auch: ein Haufwerk roher Steinklötze, von denen die Mehrzahl dem Eckenkohlendolomit des Kugelbergs entnommen war, andere aber nach Kornwestheim wiesen, lag augenscheinlich auf der alten Erdoberfläche und über dem Steinhaufen war erst die Erde zum Hügel aufgeführt. Bereits hatten die Arbeiter, als ich in den Hügel eintrat, angefangen, die Steinklötze abzuführen, bereits hatten sie eher auch einen Bronze-Eimer zerschlagen und lagen die Fetzen von Bronzeblech zerstreut umher. Hier durfte kein Augenblick mehr versäumt werden, und die grösste Vorsicht war geboten, um nicht Unersetzliches zu verlieren. Dank dem wohlwollenden Freunde, dessen Autorität es ermöglichte, ungehindert von 30 wühlenden Erdarbeitern und lärmenden Fuhrleuten, deren Wagen im zähen Lehm einsanken, ein Grab blosszulegen, das, 3,5 m lang und breit, mit Holzdiehlen umrahmt war, die, ob auch der Moder das Holz zerfressen, durch den Hohlraum, den sie bildeten, das Grab bezeichneten. Der obengenannte Bronze-Eimer stand, wie sich im Verlaufe zweier aufregenden Stunden erwies, zu den Füssen eines männlichen Skeletts, das genau im Meridian lag, den Kopf im Süden, die Füsse im Norden, so dass das Gesicht des Todten nach der mit Asche gefüllten „situla“ zu seinen Füssen und am Himmel auf das Gestirn des grossen Bären gerichtet war. Zur Rechten der Leiche lag ein Dolch von 37 cm Länge, dessen Griff 10 cm misst. Der reich verzierte Griff, wie der Bügel und die Scheide, ist von Bronze; die Klinge war einst von Eisen, aber jetzt nur noch eine Rostmasse, welche die Scheide gesprengt und auf der Unterseite vollständig zerstört hatte. Auf der Innenseite war die Scheide mit einem gewobenen Zeug belegt, das sich in der Rostmasse abgedruckt hatte. Statt einer Beschreibung der eben so künstlerisch durchdachten, als künstlerisch ausgeführten Arbeit verweise ich auf das photographische Album der prähistorischen Ausstellung in Berlin von 1880 (VII, Taf. 17, Nr. 65).

War der Fund des Dolchos schon ein freudiger Anfang, so erhöhte sich die Spannung, als auf der rechten Seite der Leiche zwar kein Schwert — denn dieses war vollständig vergangen und als Rost von den Wassern ausgeführt — aber ein in der Nähe der morschen Handwurzel ein Goldreif glänzte. Während die Rippen des Ske-



letzte zerstört waren, war die Wirbelsäule so weit erhalten, dass man ihr nachgraben konnte, dem Kopf entgegen. Ein Fläschchen von farbigem Glas, wie ich ganz ähnliche im Museum zu Bulaq bei Kairo gesehen zu haben mich erinnere, und ein 10 cm langer Wetzstein aus schwäbischem Sandstein waren die einzigen Beigaben auf der Brust des Todten. Erwartungsvoll liess ich den schweren Stein, der in der Kopfgegend lag, heben. Kaum aber sah ich Gold blinken, so ward auch mein Taschentuch darüber gebreitet und das Gold vor gierigen Augen verdeckt, um es unter dem Tuch in aller Stille und Ruhe zu bergen. Es war ein Goldreif von 3 cm Höhe unter der Last des Steins zerdrückt und verbogen, dazwischen lagen die morschen unter der Hand zerfallenden Knochenfetzen des Schädeldaches, welche sich später nur kümmerlich wieder zusammenfügen liessen. Der wieder in seine ursprüngliche Form zurückgebrachte Goldring zeigte eine lichte Weite von 20 cm, eine Breite viel zu gross nicht nur für den Gräberschädel, um den er gelegt war, sondern überhaupt für jeden noch so grossen Menschenkopf. Der Goldreif kann daher nicht als Diadem, sondern als Verbrämung der Kopfbedeckung, etwa einer Pelzmütze, angesehen werden, für welche er passt. Die Ornamente, die in das Goldblech eingetrieben sind, bestehen aus zwei Perlstäben, zwischen denen einfache Linien gezogen sind.

Die Leiche unseres Helden lag an der Westseite der Grabkammer und nahm einen verschwindend kleinen Theil des Grabraumes ein. Der übrige grosse Grabraum war mit den Resten eines Todtenwagens erfüllt, von dem freilich nur die aus Kupfer getriebene Bekleidung der Radnaben und eines Theils der Speichen erhalten war. Das Gestell des Wagens, Achsen und Räder, waren aus Birnbaum- und Birkenholz gearbeitet, aber leider nur so weit erhalten, als sie mit der Bronze in Berührung waren, dessen Kupfersalze conservirend auf das Holz eingewirkt hatten. Wo kein Kupfersalz ins Holz eingedrungen war, fand sich das Holz zu Moder und Staub zerfallen. Der Kasten des vierräderigen Wagens scheint mit Eisenblech beschlagen und mit einem Stoff gepolstert gewesen zu sein; denn auch hier war in der mehr als 2 m grossen unförmlichen Rostplatte auf dem Boden verschiedenes Gewebe abgedrückt. Kenntlich auf der Rostplatte waren eiserne Gegenstände, wie Radreile, eiserne Ketten, Beschläge, Trensen, Aufhalter, Nägel u. s. w. Zwischen den vier Rädern theils auf, theils unter ihnen lag eine Menge Pferdeschmuck aus getriebenem Kupferblech mit Vergoldung, dabei fanden

sich Ketten aus Bronze, Messerchen aus Bronze, eine Anzahl Hohlringe, kleine Bronzeornamente, welche Vögel und Vierfüssler darstellen mit Oesen zum Anhängen u. dgl. Der Wagen wie die Leiche war innerhalb des durch Holzdielen bezeichneten Raumes auf der früheren Erdoberfläche, somit in keinem ausgehobenen Grab. Indessen etliess man am nächstfolgenden Tag bei der tiefer fortgesetzten Ausgrabung auf ein nördlich vom Flachgrab gelegenes 1,20 m in den Boden eingelassenes und mit Feldsteinen ausgefülltes Grab. Ein Skelett war nicht in dem Grabe zu finden, dagegen lagen Fetzen von Bronzegeräthen, wie ein Dolchgriff, Bronzebleche, Ringe, Pendeloques von Bernstein, Goldbleche, goldene Nietnägeln zerstreut unter den Steinen in einem Haufwerk von Asche, Kohle und Lehm. In aller Eile musste gearbeitet werden, denn sobald die Erdarbeiter den Hügel verliessen, kamen sogleich die Maurer, und wenige Tage nach der Hebung des Schatzes gab es nur noch Cement und wasserdichte Mauern, zwischen welchen jetzt das Wasser geschwätzig sich hören lässt, und plätschernd in stiller Nacht die Geschichte vom alten Hünen erzählt, der hier zwei Jahrtausende gelegen.

Der Schatz von Belremise war kaum geborgen, so beschloss ich, einen zweiten nur 3 km von Belremise entfernten Fürstenhügel, das sogenannte „Kleinaspergle“, zu untersuchen. Verschiedene Hindernisse und complicirte Eigenthumsverhältnisse verzögerten den eigentlichen Anfang der Arbeit bis zum 19. Mai 1879. Eine Abgrabung ward von den Eigenthümern nicht gestattet; es sollte sich jetzt zeigen, was im Stollenbau bei Grubenlicht das Grab uns offenbare. Höhe und Durchmesser des Kleinaspergle war derselbe, wie bei Belremise, und so lag die Vermuthung nahe, dass in dem nahen Zwillinggrab die Verhältnisse in Betreff der Lage der Gräber die gleichen seien. Diess bestätigte sich auch; der Hügel wurde in einem Stollen von West nach Ost angefahren und in der That ein Grab bei 18 m Stollenlänge aufgefunden, das von Nord nach Süd lag. Auch dieses Grab war durch Holzrahmen umgränzt und mass 3 und 2 m. Zeltstangen waren gesteckt um ein Zeltdach zu tragen, das, aus Linnenzeug, den Grabinhalt zudeckte. Holz und Linnen waren selbstredend längst vergangen, hatten sich aber in dem fetten Lehm deutlich abgedrückt. Die Ausräumung des Grabes am 29. bis 31. Mai geschah in der vollkommensten Ruhe und Abgeschlossenheit. Bald hatte sich das Auge an das Grubenlicht gewöhnt, bei dem es die kleinsten und zartesten Gegenstände zu erkennen vermochte. Von den zu



Hilfe geeilten anthropologischen Freunden \*) löste stets einer den anderen bei der mühseligen Grabarbeit ab; unwillkürlich fühlte jeder sich während der Arbeit in eine gewisse feierliche Stimmung versetzt, die durch den Gedanken an die rührende Sorgfalt noch erhöht wurde, mit welcher die Grabkammer ausgestattet war. In stattlicher Reihe standen neben einander an der Ostwand des Grabes vier prachtvolle Bronze- und Kupfergefässe; an Grösse übertraf alle ein riesiges Mischgefäss aus Kupfer (sogenanntes labrum) von 1 m Durchmesser. Die Flüssigkeit, die in der Wanne einst stand und wohl hundert Liter betragen haben mag, ist natürlich spurlos verschwunden; dass aber im Grabe noch Trankopfer dargebracht wurden, beweist die hölzerne Schapfe, die, freilich sehr vergangen, in dem Gefässe lag. Neben dem labrum stand eine Cyete aus Bronzeblech, genau von der Höhe und Weite der in Belremise zu Füssen des Skeletts gestandenen Cysto oder der Cysten von Hunderingen, Hallstadt oder Bologna, über welche wir am Schlusse noch einiges zur Bestimmung des Alters beifügen werden. Das dritte Gefäss war ein zweihenkeliges Bronzegefäss mit massiven Griffen, verziert mit den schönsten Löwen- und Panther-Ornamenten aus der edelsten etruskischen Kunstperiode, das heute noch als ein Musterbild des Geschmacks und der Schönheit gelten muss. Nicht minder ist das vierte Gefäss als rein etruskische Arbeit zu verzeichnen, eine einhenkelige Kanne, deren Schnauze sowohl, als deren Henkelfuss mit phantastischen Thierköpfen verziert ist, wahren Musterbildern der Schönheit und Harmonie.

Lag dieses alles auf der Ostseite des Grabes in Reih' und Glied aufgestellt, so lag auf der gegenüberstehenden Westseite der Leichenrest, d. h. ein Häufchen Asche und weissgebrannter Knochen, mit einem goldverbrämten Tuch einst sorgfältig zugedeckt; runde Goldplättchen und längliche Besatzstreifen, zum Annähen durchlöchert, lagen auf der Asche, dergleichen ein Ring aus Ebenholz mit goldenem Knopf, der auf einen Frauarm passt. Zwischen den Opfergefässen und dem Leichenrest, also in der eigentlichen Mitte des Grabes, waren die Kostbarkeiten beigesetzt: zwei attische Schalen aus lemnischer Erde von vollendeter Form, innen bemalt roth auf schwarz und aussen mit aufgenietetem Goldblech besetzt. Die Malerei der einen Schale stellt eine Priesterin dar, die mit einem brennenden Holzschiff den Opferbrand auf dem Altar ent-

zündet. Der Band der Schale ist mit einem Ephengkranz bemalt, während auf der zweiten Schale mit gelbgrüner Farbe ein Kranz aus Mohn und Binsen aufgemalt ist. Die Unterseite auf der zweiten Schale ist mit Goldblech drapirt, das mit goldenen Nietnägeln auf die zierlichste Weise befestigt ist. Neben den Schalen lag eine Art Prätension oder Gürtelschnalle von Eisen und Gold, ein goldener Armschmuck mit einer silbernen Kette, deren Gelenke auf's Künstlichste ineinanderhängen. Der Glanzpunkt von Schönheit und Kostbarkeit aber war ein Paar goldener Füllhörner von 18 cm Länge. Das Horn ist von der Gestalt eines Stierhorns, an dessen unterem spitzigen Ende ein Widderköpfchen sitzt. Die Technik der Arbeit besteht darin, dass ein eiserner Dorn mit doppelter Krümmung gleich dem Horn der Kuh das Gerüste bildet, um welches Holz gelegt ist; das Holz ist mit Kupferblech belegt, auf welchem erst das reich ornamentirte Goldblech liegt. Das Ende verläuft in zierlichen Zacken gleich den Blättern eines Blumenkelches.

Die beiden Bronzegefässe hatten wohl ebenso wie das Mischgefäss und der Eimer für Opferzwecke gedient, waren sie doch bis zum Rande mit einer mehligem, korkartigen Masse erfüllt, die sich als ein freilich sehr verändertes Harz erwies, das aber noch beim Erhitzen auf Platina-blech das Zimmer mit Weibrauchduft erfüllte.

Angesichts dieser Funde steigerte sich selbstverständlich die Spannung auf's Höchste. Enthielt das Nebengrab, darin augenscheinlich die Reste einer edlen Frau bestattet lagen, schon solche Schätze, welche kostbaren Beigaben werden erst bei der Leiche des Fürsten im Hauptgrabe zu erwarten sein? Am 12. Juni waren wir im Mittelpunkte des Hügels angekommen. Es war aber bereits höchst verdächtig, dass der Boden in der Mitte sich lockerte, dass zerstreute Menschen- und Pferdeknochen zwischen Schnecken- und Thonscherben sich fanden. Bald genug schwand leider die Hoffnung auf Funde vollständig, denn das 2,3 m unter die alte Erdoberfläche vertiefte Kesselgrab, zwar auch mit Holzdielen umgränzt, war vollständig geleert. Grabräuber waren längst durch einen Schacht von oben her in das Fürstengrab eingedrungen und hatten, mit Ausnahme der Menschen- und Pferdeknochen, dessen Inhalt geräumt.

Auf Grund dieser merkwürdigen Funde auf der Ludwigsburger Höhe treten wir im Geiste der feierlichen Stätte wieder nahe, da die Fürstenleichen der Erde übergeben werden sollten. Auf der höchsten, die Umgebung beherrschenden Höhe war der Leichenwagen angekommen, darin sass,

\*) Es waren die HH. Major v. Tröltach, Professor Häberlin und Paul Stotz von Stuttgart, welche ihre Zeit und Kraft gern der Sache zum Opfer brachten.



wie sonst, wenn es zum Kampfe ging, der todte Fürst mit der goldverbrämten Mütze und dem goldenen Armring, Dolch und Schwert an der Seite. Vor der erwartungsvoll harrenden Menge begannen die Opfer. Der Opfer grösstes brachte die Fürstin, die sich selbst nach alter Skythensitte den Tod gab und auf den Holzstoss niedersank, den die Priester entzündeten und weihten. Die geliebte Asche aber ward, reichlich besprengt mit dem duftenden Weine, in der Cyste gesammelt. In dem einen Grab stellten die Priester die Cyste zu den Füßen der Leiche, im anderen füllten sie dieselbe mit einem Opfertrank und stellten sie zwischen dem grossen Mischgefäss und der Weihrauchvase ins Grab. Die Opferfeierlichkeiten nahmen ihren Fortgang. Die Lieblingsrosse fielen zuerst und wurden verbrannt, denn der Wagen, den sie zum letztenmal gezogen hatten, sollte die geweihte Stätte nicht mehr verlassen, hernach wurden die gefangenen Feinde dem Tode geweiht, indem sie mit Keulen erschlagen wurden. Ihre Leichen nebst den zerbrochenen und verbogenen Geräthschaften und Ringen warf man einfach in die Grube, welche abseits von der Fürstenleiche in den Boden gegraben wurde und mit der Leichenfeier an der Oberfläche in keine Berührung mehr kommen durften.

Nach vollbrachten Opfern beginnen die Beerdigungsarbeiten. In der Mitte liegt die fürstliche Leiche, zu ihrer Rechten der Todtenwagen, mit allerlei Schmuckwerk verziert und behangen. Nach den vier Himmelsgegenden werden 3 m lange Spiesse gesteckt und von diesen aus die Abstände genommen, um bei den wochenlang währenden Beerdigungsarbeiten den Hügel richtig aufzuschütten und dessen Centrum nicht zu verlieren. Selten fehlte es bei diesem Geschäfte an Schmausereien, die zerschlagenen Gefässe und die Menge von Thierknochen, im aufgeschütteten Boden zerstreut, sprechen dafür. Monate lang währt heutzutage die Abtragung eines Fürstenhügels für Kulturzwecke, zum Mindesten eben so viele Zeit hatte die Aufführung des Hügels in Anspruch genommen.

Die Frage nach der Zeit unserer Fürstengräber muss natürlich zur Sprache kommen. Prähistorisch sind sie unter allen Umständen, denn weder eine Münze, noch eine Urkunde ward in einem der Gräber gefunden. Um so mehr müssen die Beigaben Auskunft geben. Die griechischen Schalen, die Henkelgefässe, die Oysten sprechen für eine vorrömische Zeit, vorrömisch jedenfalls in Betreff der Berührung Germaniens mit dem Volke der Römer, vorrömisch aber auch wohl im

weiteren Sinne, denn jene Arbeiten weisen nach dem Osten und mögen ihren Weg in's Herz von Schwaben eben so gut auf dem Völkerweg längs der Donau gemacht haben, als auf dem Umweg über Italien, wo um jene Zeit umbrische und etruskische Kunst blühte. Der Weihrauch jedenfalls, ob Myrrhe oder Olibanum, weist nach sonneren Gefilden als die Abhänge des Asbergs und Hasenbergs.

Am werthvollsten dürfen in Betreff der Zeitfrage die Cysten oder „situlae“ sein, welche in keinem der Gräber fehlen, nach der ganzen Art ihrer Technik auf eine gemeinsame Quelle hinweisen und zu den eben so leicht kenntlichen als am meisten verbreiteten Todtengefässen gehören. Auf der Berliner Ausstellung waren zwar nur drei Stück vertreten, eines aus Posen, ein zweites aus Lübeck, das dritte aus Hannover. In Anbetracht der Technik ihrer Erstellung mittelst Nietens und Ineinanderrollens der fein ausgehämmerten Bronzebleche hängen sie alle nicht nur unter einander zusammen, sondern auch mit Hallstadt und mit den schwäbischen, badischen und elsässischen Funden, die alle zusammen nach dem alten Kirchhof des Bologneser Carthäuserkloster nach Certosa weisen, wo im Untergrunde der Kirche eine lange Reihe solcher Oysten mit den gebrannten Todtenbeinen gefüllt, aufgedeckt wurden.

Weit entfernt, den Gedanken hegen zu wollen, Bronze-Oysten von Nord- und Süddeutschland stammen aus Bologna, soll nur vielmehr damit die Thatsache constatirt werden, dass lange vor der Berührung der Römer mit den Germanen diese aus derselben Kulturquelle schöpften, welche später den Römern und zwar in noch viel höherem Mass zu gute kamen, als es bei den germanisch-gallischen Völkern der Fall war. Man trägt gegenwärtig, namentlich in Bologna selbst, kein Bedenken, die Funde der Certosa in ein sehr hohes Alter zu verlegen, das der etruskischen Zeit sogar noch vorangeht und als umbrische Kultur bezeichnet wird. Die Funde in Pommern, an der Wolga, in der Krim weisen jedenfalls auf ein im Osten gelegenes Centrum hin, von dem aus das Licht der Kultur nach allen Richtungen ausstrahlte.

(A. Allg. Ztg.)

## Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

### 1. Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung d. anthropol. Sektion, 8. Febr. 1881. (Schluss.)

Unser vorwiegendes Interesse nahmen die Thonscherben der Küchenabfälle in Anspruch, welche die ganze Kulturschicht durchsetzten. Sie bestanden



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



zu behängen pflegt, sprechen, nämlich die schweren Mahlschalen von Granit, die wohlgestalteten Todtengefässe, nächstdem die auf dem Windmühlenberg von Lesewitz und Pruppendorf-Paswark aufgefundenen Steinsetzungen, endlich dürfte auch wohl die Auffindung eines für die damaligen Bewohner sehr kostbaren und seltenen Glasgefässes für stabile Niederlassungen sprechen.

## 2. Anthropologischer Verein zu Koburg.

### Der Fund auf dem Bansenberg bei Mährenhausen.

Nachdem schon zum Oefteren auf der Höhe des Bansenberges bei Mährenhausen antike Bronzefunde gemacht worden waren, gab die neuerliche Auffindung eines Bronzearmbandes und kurzen Dolches in einer dortigen Steinaufschüttung Herrn Oberförster Müller Veranlassung, dem anthropologischen Verein zu Koburg hiervon Mittheilung zukommen zu lassen, und fand in Folge dessen am 14. d. M. eine genauere Untersuchung der Fundorte durch diese Gesellschaft statt. Es wurde eine Anzahl ründlicher, flacher Steingräber vorgefunden, welche leider mehr oder weniger durch Grabungen nach Steinmaterial gelitten hatten, und bot auch jener Hügel, welchem Dolch und Armband entnommen waren, ausser zahlreichen Skeletresten einer höchst wahrscheinlich weiblichen Leiche trotz sorgfältiger Durcharbeitung keine weitere Ausbeute.

Ein besser erhaltener Grabhügel, etwas weiter entlegen, wurde Nachmittags entdeckt und sofort in Angriff genommen. Er hatte einen Durchmesser von etwa 15 m bei einer Mittelhöhe von 1,5 m, lag am nordöstlichen Abhange des Berges und bestand, wie die übrigen, aus einer losen Steinaufhäufung, in welcher sich auch von anderen Bergen beigeschleppte Sandsteine vorfanden. Seine südliche Hälfte war früher bereits theilweise abgetragen, und wurde er nun direkt im Centrum eröffnet. Schon nach kurzer Zeit kamen Knochenbruchstücke zu Tage, und fanden sich schliesslich die Ueberreste einer bejahrten weiblichen Person, welche in gestreckter Lage in der Richtung von Nordost nach Südwest auf den blossen Felsboden gebettet war, von Mittelgrösse und sehr zartem Knochenbau, den wenigen erhaltenen Zähnen nach einem Jäger- oder Hirtenvolke angehörig. Ihr zu Füssen stand eine roh gearbeitete, ungebrannte und mit Erde gefüllte Urne. Die würdige Matrone hatte vermuthlich Alles, was sie an Schmuck besass, mit in's Grab genommen und bot hierdurch dem anthropologischen Verein, der sich schon oft bei mühsamster Arbeit

mit nur sehr dürftigen Resultaten hatte begnügen müssen, einen wahren Schatz von Fundstücken.

Zuerst fand sich ein starkes Bronzearmband einfachster Arbeit am rechten Vorderarm, welcher wie der linke geschlossen am Körper lag, — dann ein gleiches am linken, über den Knöcheln die noch erhaltenen Vorderarmröhren umschliessend. Ueber diesem Armband lagen in gleicher Weise die Bruchstücke einer aus Kupferblech geschnittenen, bandförmigen Armspirale. Am gleichseitigen Oberarm wurde, ebenfalls die Röhre umschliessend, ein prächtiges starkes Armband mit zwei grösseren, spiralförmig aufgewundenen Bosetten aufgedeckt. In der Gegend des durch die ursprünglich aufgelagerte Steinlast zerdrückten und sehr defekten Schädels wurden vier Stück Bronzeplättchen gewonnen, welche einem Diadem angehört zu haben scheinen, wie ebenso neben dem Schädel, zu beiden Seiten desselben, zwei sehr gut erhaltene Haarnadeln mit einer grossen Verzierung in Gestalt eines Doppelrades mit Speichen an ihrem oberen Ende. Dieses Doppelrad hat bei der einen einen Durchmesser von 48, bei der anderen, an welcher die Spitze fehlt, von 58 mm. Die unverletzte Nadel selbst zeigt eine Länge von 23 cm.

Ueber dem Kopfe entdeckte man einen unscheinbaren, aber hochinteressanten Fund: ein Stück Harzkuchen, wie solcher zum Befestigen von Pfeilspitzen und besonders von Steinäxten in Hirschhorn häufig gebraucht wurde, — in unserem Falle vermuthlich der Kern des aus dünnster Bronze gefertigten Diademes.

Längs des Skeletes wurden, unregelmässig verstreut, sieben hohle, kegelförmig spitz zulauende und mit je zwei seitlichen Oeffnungen versehene Knöpfe aufgehoben, welche höchst wahrscheinlich zum Zusammenhalten des Gewandes gebraucht worden waren, möglicher Weise aber auch als Halschmuck gedient haben können. Sie zeigen eine stahlglänzende, polirte und nur stellenweise vom Roste zernagte Oberfläche und dürften aus sogenannter Stahlbronze (?) gefertigt sein. Sie sind jedenfalls, wenigstens für hiesige Gegenden, als Unica zu betrachten und wohl nur in sehr wenigen Museen vertreten. Sämmtliche Bronzen sind mit echter Patina überzogen.

Die kleine Urne endlich, welche sich zu Füssen der Leiche befand und von welcher nur wenige Bruchstücke zu erhalten waren, erschien von einfachster Form und sehr roher Mache. Sie war mit der Hand aus ungechlemmtem Thon mit zahlreichen Kieselstückchen vermischt gefertigt und nicht gebrannt.



Im Gegensatz zu den bisher, und speciell auf dem grossen Mirsdorfer Grabfelde, geöffneten vorgeschichtlichen Kistengräbern repräsentirte sich sonach der auf dem Mährenhauser Bausenberge erschlossene Hügel als reines Skeletgrab, ohne Grabkammer und Deckplatten, mit einfacher Bestattung der Leiche auf dem natürlichen Boden, Ungrenzung des Platzes mit grossen, ringförmig gestellten Steinen und Bedeckung des Ganzen mit lose und regellos aufgeschütteten, kleineren Steinmassen. Kohlenreste und calcinirte Knochen fehlten vollständig.

Die Frage: von welchem Volke und zu welcher Zeit der betreffende Grabhügel errichtet worden sein mag? ist vor der Hand noch schwer zu beantworten. Die Urnenreste vindiciren durch ihre ausserordentlich primitive Komposition, welche hinter den Mirsdorfer Urnen z. B. bei Weitem zurückbleibt, dem Grabe ein sehr hohes Alter — jedenfalls noch weit vor den Beginn unserer christlichen Zeitrechnung.

### Kleinere Mittheilungen.

#### Institution Ethnographique.

Herr Hermann von Schlagintweit-Sukūninski theilte in der Mai-Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft mit, nach Correspondenz, die er aus Berlin Mitte Mai, und speziell zur Vorlage in der Sitzung des 26. Mai diesen Morgen noch nebst Beilage erhalten hatte, dass die Institution Ethnographique, ein wissenschaftlicher Verein internationalen Charakters, der seit 17. Dezember 1879 besteht, gegenwärtig auch eine „Generaldelegation für Deutschland“ zu Berlin aufgestellt hat. In dem ersten Briefe war ihm, als Ehrenmitgliede des Vereines, gemeldet,

dass Dr. Wilhelm Löwenthal Generaldelegirter wurde, und dass jetzt in Berlin W. Friedrichstr. 78/L, nahe den Linden, ein Spezialbureau eingerichtet ist, welches mit Lese- und Korrespondenz-Sälen etc. jedem Mitgliede zur unentgeltlichen Benützung offen steht; dem zweiten Briefe war das Annuaire von 1880 zur Vorlage in der Sitzung beigelegt.

Es ist vorzüglich Professor Léon de Rosny, bekannt durch zahlreiche und vielfache Arbeiten über japanische wie über chinesische Sprache und Literatur, an der Gründung der Gesellschaft beteiligt gewesen; er ist auch bei der jüngsten Neuwahl der Vorstandschaft wieder zum Präsidenten ernannt worden.

Nach den Statuten, die im Annuaire S. 20 bis 26 gegeben sind, besteht die Gesellschaft aus drei Klassen. Diese sind: I. Membres Protecteurs oder Ehrenmitglieder; II. Membres Donateurs, die als Gabe zum Fond des Vereines ein Minimum von 100 Frca. einmal gegeben haben; III. Membres Associés, aufgenommen auf empfehlenden Vorschlag eines Mitgliedes und durch Zahlung einer Eintrittssumme von 35 Frca., zu welcher noch 5 Frca. für das „Diplôme Circulaire“ hinzutreten; irgend eine weitere Verpflichtung zu jährlichen Beiträgen besteht nicht.

Das Annuaire erhalten alle Mitglieder unentgeltlich durch ihren Delegirten.

Die Institution Ethnographique umfasst auch

1) die Société d'Ethnographie.

2) die Société Américaine de France.

3) das Athénée Oriental (12 Sectionen), und

4) die Société des études Japonaises (5 Sectionen);

es ist jedes Mitglied einer jener Gesellschaften zugleich Mitglied der Institution.

Zweck der Gesellschaft ist Förderung der ethnographischen Forschungen und Studien, auch Erleichterung der Publikation wissenschaftlicher Untersuchungen. Es sind bereits unter Delegirten Bureaux mit Bibliotheken, vorzüglich in fernen Gebieten ausserhalb Europas, eingerichtet worden; die Gesellschaft hatte schon 1880 ein Kapital von 100,000 Frca. sich sichern können, und es ist unter diesen Verhältnissen auch für die Folge entsprechende Zunahme der Betheiligung und des Erfolges zu wünschen.

Die II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher tritt am 12. und 13. August l. Js. in Salzburg zusammen unter Vorsitz der Herren: Dr. Ed. Freiherr von Sacken, Dr. Aug. Prinzinger, Dr. Much, Fried. Pirkmayer.

Die Versammlungstage gestatten es, dass die Besucher des Kongresses unserer Gesellschaft in Regensburg (8., 9. und 10. August) auch noch rechtzeitig in Salzburg eintreffen können, wohin sie zur Theilnahme an der österreichischen Versammlung auf das Freundlichste eingeladen sind.

Wir theilen das reichhaltige Programm der Salzburger Versammlung mit:

**Donnerstag, den 11. August.** Abends: Gesellige Zusammenkunft zur gegenseitigen Begrüssung in den Lokalitäten der Landeskundigen Gesellschaft zu St. Peter.

**Freitag, den 12. August.** Vormittags 9 Uhr: 1. Sitzung im Saale der Oberrealschule. Vorträge und Erörterungen über die Kultur und nationale Stellung der ältesten Bewohner der östlichen Alpenlande, insbesondere Norikums. (Ueber dieses Thema werden sprechen Dr. Prinzinger, Dr. Zillner, Dr. Much.) Mittags: Gemeinsames Mahl im Karsalon. Nachmittags: Besichtigung des Museums. Abends: Gemeinsamer Spaziergang auf den Mönchsberg und gesellige Zusammenkunft.

**Samstag, den 13. August.** Vormittags 9 Uhr: 2. Sitzung. Vorträge. (Vorträge für diese Sitzung haben zugesagt Graf Wurmbrand, Prof. Müllner, Dr. Prinzinger, Dr. Much.) Mittags: Gemeinsames Mahl. Nachmittags: Besichtigung des Domschatzes und anderer Sammlungen. Abends: Gesellige Zusammenkunft im Karsalon.

**Sonntag, den 14. August.** Morgens: Fahrt auf den Dürnberg bei Hallein und Einfahrt in die schon von den Kelten betriebenen Salzgruben. Nachmittags: Weiterfahrt nach Bischofshofen und Besichtigung der Ringwälle auf dem Götschenberge nebst Versuchsgrabungen daselbst.

**Montag, den 15. August.** Fahrt nach Mühlbach, Besuch der prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg und Besichtigung der Funde daselbst. Besteigung des Aussichtspunktes auf dem Hochkeil.



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

XII. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1881.

### Der Schädel von Kirchheim.

Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn  
am 20. Juni 1881. (Cfr. diese Nr. S. 64.)

Professor Schaaffhausen legt den ihm von Herrn Dr. Mehlig in Dürkheim übersendeten Schädel von Kirchheim\*) vor, der einem Skelette angehört, welches in hockender Stellung auf dem Hochufer des Eisbaches 1 m tief in einem diluvialen Letten gefunden worden ist. Die hockende Stellung konnte daraus geschlossen werden, dass Ober- und Unterschenkel einen spitzen Winkel bildeten und das Becken tiefer lag als der Schädel. Die schmale hohe Form mit stark vorspringenden Scheitelhöckern weicht von der gewöhnlichen Form des Germanenschädels, die wir aus den Reihengräbern kennen, ab und nähert sich mehr dem Typus einiger heutigen rohen Rassen, wenn auch bei diesen die Schmalheit in einem höheren Maasse vorhanden ist. Auch die Begräbnissweise muss als eine sehr alte gedeutet werden, sie kommt in den skandinavischen Steingräbern vor und war die der Guanachen auf Teneriffa, sowie die der alten Peruaner. Der Schädel erinnert an den Höhlenschädel von Engis und ist dem von dem Redner im Jahre 1864 beschriebenen von Nieder-Ingelheim ähnlich, den er als der vorrömischen Zeit angehörig bezeichnet hatte. Auch bei diesem wurden nur Stein-geräthe als Beigaben des Grabes gefunden. Der Todte von Kirchheim hielt mit beiden Händen vor seiner Brust ein 13 cm langes Steinheil aus Melaphyr-Mandelstein, der am rechten Ufer der Nahe vorkommt. Auch die groben, aus der Hand geformten Thongefässe gleichen denen von

Ingelheim. Eigenthümlich und an den späteren germanischen Töpfen und Gefässen nie vorkommend, sind Ornamente, welche Pflanzenformen darstellen. Eine kleine Schale von letzterem Ort ist mit aufrechtstehenden Blättern reich verziert. An einigen schwarzen Scherben sind die scharf eingeschnittenen Strichverzierungen mit einer weissen Masse ausgefüllt, die aus der in dortiger Gegend vorkommenden und noch heute vielfach benutzten weissen Thonerde besteht. Lindenschmit hat die gleichen Thongeräthe auf dem Grabfelde von Monsheim gefunden, das er als einen der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes bezeichnet. Auch hier schienen die stark zerfallenen, mürben, von Pflanzenwurzeln benagten Skelette, deren Köpfe meist auf dem Gesichte lagen, in sitzender Stellung bestattet zu sein. Ecker fand an einigen dieser Schädel dieselbe schmale lange Form wie bei dem von Nieder-Ingelheim und deutete sie mit dem Redner als altgermanisch. Auch die schmalen Schädel von Höchst und Steeten dürfen mit dem vorliegenden verglichen werden. In der Nähe des ersteren wurde ein Steinheil, bei dem letzteren aber Thongeräthe gefunden, die mit weissem Kite eingelegt waren.

Der Schädel von Kirchheim ist hoch, lang und schmal, die hochstehenden Scheitelbeinhöcker springen vor. Die nur wenig zurückliegende Stirn ist kurz und schmal und über den ziemlich starken Augenbrauenbogen etwas eingesenkt. Die Hinterhauptschuppe ist ein wenig vorgewölbt, die *l. nuchae* bildet eine mässig starke Querleiste. Die Zitzenfortsätze sind klein aber doch durch den *sulcus* tief eingeschnitten. Die Schläfengegend ist anfallend flach. Die Nähte sind wenig ge-

\*) Vgl. Ausland 1880, Nr. 10.



zackt, die in der Mitte geschlossene *a. sagittalis* bildet in ihrem vorderen Theile nur eine geschlängelte Linie, die *for. parietalia* fehlen. Der Schädel ist prognath die *cr. naso-facialis* fehlt. Das Gebiss war vollständig und ist ziemlich abgeschliffen. Der Unterkiefer hat einen stumpfen Winkel von  $50^\circ$ , das Kinn ist schmal und vorspringend, so dass der Schädel fast ein Frege-naeus ist. Der bereits von Herrn Professor Waldeyer in Strassburg aus seinen Bruchstücken zusammengesetzte, aber unvollständige Schädel wurde später von Herrn Dr. Mehli nach Bonn gesendet, kam aber zerbrochen an, so dass er auf das Neue zusammengefügt und theilweise in Gyps ergänzt wurde. Die Maasse sind die folgenden: L. 190, B. 138, Index 72,6. Gerade Höhe 141, aufrechte Höhe 141, Längenhöhen Index 74,2, Breiten-Höhen Index 102,1. Untere Stirnbreite 96, geringste Breite des Schädels in den Schläfen 98, FK. 109, FN. 114, dies Maass ist nur geschätzt, MB. 119, Gg. 87, HU. 522, Qu. U. 325, C = 1350 ccm. Dieses Maass kann, da ganze Theile des Schädels in Gyps ersetzt sind, nur annähernd richtig sein. Der Schädel ist platyrrhin mit einer Breite der Nasenöffnung von 30 mm, er ist phanerozyg.

Noch unter den Reihengräberschädeln ist diese Form erkennbar, deutlicher ist sie an älteren Schädeln. Der Engisschädel hat eine etwas breitere Stirn und bessere Nähte, auch ist die Schläfengegend weniger flach. Gross ist die Aehnlichkeit mit dem Schädel von Nieder-Ingelheim, wiewohl die Gesichtsbildung verschieden ist. Die Maasse des Kirchheimer Schädels sind: L. 190, B. 138, H. 141, HU. 522, Qu. U. 325, die des Ingelheimer: L. 190, B. 137, H. 144, HU. 523, Qu. U. 335. Eigenthümlich ist bei beiden Schädeln das tiefstehende Grundbein, dessen Gelonkhöcker tiefer stehen als die Zitzenfortsätze, so dass die basis cranii nach unten gewölbt erscheint. Bei beiden schneidet die Horizontale fast den Nasengrund und die Ebene des *for. magnum* liegt horizontal.

Das Vorspringen der Scheitelhöcker veranlasst vorzugsweise die Pentagonalförmigkeit der *norma occipitalis* bei alten Schädeln wie bei niederen Rassen. Thurnam bildet sie bei Britenschädeln ab, B. Davis und R. Krause bei Inselbewohnern des stillen Meeres, A. B. Meyer bei den Papuas. Man ist berechtigt, diese Eigenthümlichkeit prähistorischer Schädel mit einem niedern Bildungsgrad in Verbindung zu bringen. Die Scheitelbeine haben die stark gekrümmte kindliche Form bewahrt, weil die volle Entwicklung des Gehirnes fehlt, welche den Schädel mehr und mehr abrundet.

Schon in seiner ersten Mittheilung über den Nieder-Ingelheimer Schädel vom Jahre 1864 habe er diesen dem Engisschädel verglichen und einen rohen und ursprünglichen Typus genannt, wie er von den alten Skandinaven, den Kelten und Briten bekannt sei und zum Theil in höherem Grade uns bei den heutigen Wilden begegne. Im Jahre 1868 fügte er den früher genannten Merkmalen einige hinzu, die an den Typus der heutigen Wilden erinnern und sagte, dass er durch diese Eigenschaften von der bekannten Form des Germanenschädels bedeutend abweiche. Damit sollte nicht gesagt sein, dass er einer anderen Rasse angehöre. Mit der vorgermanischen mongoloiden oder finnisch-lappischen Rasse haben der Ingelheimer und Kirchheimer Schädel keine Verwandtschaft. Wir haben eine ältere Form des Germanenschädels vor uns als die, welche wir aus den Reihengräbern kennen. Vielleicht ist es die keltische, der schon Retzius die schmalen Skandinavenschädel zuschrieb. Wenn Schliemann in Hissarlik dieselben mit weissem Kitt eingelegten Thongefässe fand, so spricht das für nahe Kulturbeziehungen der Kelten und Pelasger. Wiewohl beide Schädel eine ältere Form darstellen, so fehlt ihnen doch nicht ein gewisser Kulturgrad, der sich beim Ingelheimer in dem geringen Prognathismus und dem Fehlen starker Brauenwülste ausspricht, bei dem Kirchheimer in dem vorspringenden Kinn, das auf den griechischen Vasenbildern so gewöhnlich ist. Auch sei hier noch bemerkt, dass ein von Virchow untersuchter Trojansschädel schmal, hoch und lang ist, Schliemann, Ilios, S. 568. Eine ausführliche Beschreibung des Kirchheimer Fundes wird Herr Dr. Mehli demnächst im XL. Jahresbericht der Pollichia veröffentlichen.

## Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

### 1. Naturwissenschaftlicher Verein in Braunschweig.

Sitzung vom 25. November 1881.

Herr Dr. Nehring stattete mündlich den Dank der Bibliothek in Wolfenbüttel für den übersandten Jahresbericht des Vereins ab. Derselbe machte sodann dem Vereine mehrere Mittheilungen.

Er knüpfte zunächst an seine vorjährigen Bemerkungen über das Vorkommen der Knoblauchskröte (*Pelobates fuscus*) in unserer Gegend an und berichtete, dass ihm inzwischen zwei grosse Exemplare dieses bei uns noch seltenen beobachteten Batrachiers aus dem Garten des Herrn Bürgermeisters Brinkmann in Hornburg zu-



gegangen seien. (Vergl. Sitzungsbericht, vom 30. Oktober 1879.)

Sodann zeigte Herr Dr. N e h r i n g zwei runde, mit abgeschliffenen Flächen versehene Kieselsteine vor, welche der Magen eines in einer hiesigen Restauration zubereiteten Birkhahnes enthalten hat. Bekanntlich verschlucken die sämtlichen Hühnervögel Steinchen und andere harte Gegenstände, um dem Magen das Zerreiben der ihnen zur Nahrung dienenden Körner und Sämereien zu erleichtern. Die vorgelegten Steine sind von auffälliger Grösse, so dass man kaum begreifen kann, wie der betr. Birkhahn dieselben hat hinabwürgen können; der eine derselben wiegt etwa 70 g. Herr Dr. N e h r i n g knüpft daran die Bemerkung, dass, wenn man bei Ausgrabungen in Höhlen und sonstigen Lagerstätten fossiler Knochen solche abgeschliffene Kieselsteine in grösserer Menge vorfinde, man bisher stets geneigt gewesen sei, anzunehmen, dass diese nur durch Anschwemmung an den Ablagerungsort und zwischen die fossilen Knochen gekommen sein könnten. Wenn man aber bedenke, dass Höhlen und Felsspalten häufig die Wohn- und Nistorte von Füchsen, Mardern, Eulen und ähnlichen Raubthieren bilden, dass diese Raubthiere zahlreiche Hühnervögel (vom Auerhahn bis zur Wachtel herab) verzehren, und dass so mit dem Mageninhalt der letzteren im Laufe der Jahrhunderte Tausende von abgeschliffenen Kieselsteinchen in jene Höhlen und Felsspalten gelangen müssen, so darf man aus dem Vorhandensein solcher Steinchen an diesen Orten noch nicht ohne Weiteres auf Anschwemmung schliessen. Es würde natürlich noch durch weitere Beobachtungen festzustellen sein, bis zu welcher Grösse solche Magensteine, z. B. beim Auerhahn, vorkommen, um die Grenze festzustellen, bis zu welcher dieser Erklärungsversuch möglich resp. berechtigt ist.

Endlich machte Herr Dr. N e h r i n g Mittheilungen über zahlreiche und wichtige Funde von diluvialen Thierresten, welche ihm neuerdings zur Untersuchung zugegangen sind. Dahin gehören zunächst Reste einer Stachelschweinart, welche theils einer oberfränkischen Höhle, theils einer diluvialen Ablagerung bei Saalfeld entstammen; der Vortragende glaubt diese Reste auf Grund mehrerer Kriterien nicht der südenropäischen Art (*Hystrix cristata*), sondern der in den osteuropäischen und westasiatischen Steppengegenden lebenden Art (*Hystrix hirsutirostris*) zuschreiben zu müssen. Die betreffenden Reste gehören theils dem Vortragenden, theils dem mineralogischen Museum der Universität Jena. —

Ein anderer wichtiger Fund von charakteri-

stischen Steppenthieren ist dem Vortragenden aus dem Königl. mineralog. Museum zu Dresden durch Herrn Geh. Hofrath Professor Geinitz zugesandt. Die betreffenden Reste sind 1869 in einem Lösslager bei Pössneck in Thüringen ausgegraben. Dr. N e h r i n g erkannte darin Reste des grossen Pferdespringers (*Alactaga jaculus*), des Altai-Ziesel (Spermophilus altaicus), des Zwergpfeifhasen (*Lagomys pusillus*) mehrerer Wühlmaus-Arten (z. B. *Arvicola raticeps*), des Birkhahnes und des Moorschneehuhns, also von lauter Thierarten, welche heutzutage in den westsibirischen Steppengegenden zahlreich vorkommen und zum Theil für diese charakteristisch sind.

Die umfassendsten Funde sind dem Vortragenden aus Ober-Ungarn zugegangen. Hier hat kürzlich Herr Professor Roth (Leutschau) seine schon in einer früheren Sitzung (am 22. Januar d. J.) erwähnten Ausgrabungen im Auftrage der k. ungarischen Akademie der Wissenschaften in Pest, sowie des ungarischen Karpathenvereins fortgesetzt und eine ebenso reichhaltige, als wichtige Ausbeute erzielt. Fast sämtliche Thierreste sind dem Vortragenden zur Bestimmung übersandt worden. Am interessantesten erscheinen zwei Höhlen, welche nahe bei dem Dorfe O-Ruzsin unweit Kaschau gelegen sind. Die kleinere derselben hat eine sehr reichhaltige und merkwürdigen Fauna geliefert, welche theils der heutigen Fauna der nordsibirischen Moossteppen (Tundren), theils derjenigen der westsibirischen Grassteppen entspricht; zu der ersteren rechnet der Vortragende den Halsbandlemming, den Eisfuchs, das Rennthier, zu der letzteren einige Wühlmaus-Species, eine sehr kleine Hamsterart von der Grösse des *Cricetus phaeus* und den Zwergpfeifhasen, während mehrere Arten, wie das Moorschneehuhn beiden Faunen angehören und zwischen ihnen vermitteln. Auch einige alpine Thiere spielen hinein, wie die Gemse, die Schneemaus, das Gebirgsschneehuhn. Reste des Höhlenbären sind in dieser Höhle nur schwach vertreten.

Die zweite (grössere) Höhle von O-Ruzsin ist von grossem anthropologischem Interesse; sie liefert den Beweis, dass sie schon in der Höhlenbären-Zeit vorübergehend von Menschen bewohnt worden ist. Herr Professor Roth hat die einzelnen Höhlenschichten mit der äussersten Sorgfalt untersucht. Zu oberst fand er eine jüngere Kulturschicht, welche mit Holzkohlen, Thonscherben, Knochen recenter Thiere erfüllt war. Darunter folgte eine starke Schicht ohne menschliche Spuren, aber mit Resten vom Hamster, Schneehuhn, Auerhahn, Gemse (oder von einer anderen Antilope), vom Rennthier, Wolf und Höhlenbär.



Unter dieser Schicht zeigte sich eine mit Holzkohlen erfüllte, ältere Kulturschicht, und unter dieser lagen wiederum zahlreiche Höhlenbärenreste, welche bis auf den Felsboden hinabreichten. Hiernach scheint durch das Vorhandensein der älteren, mitten zwischen Höhlenbärenresten abgelagerten Kulturschicht der Beweis geführt zu sein, dass der Mensch in jener weit entlegenen Periode jene O-Ruzsiner Höhle (welche nach Angabe des Herrn Professor Roth sehr geräumig ist) zeitweise bewohnt und in derselben sein Herdfeuer angezündet hat.

## 2. Anthropologischer Verein für Schleswig-Holstein.

Sitzung vom 14. December 1880.

Nach Erledigung der geschäftlichen und einer Mittheilung des Herrn Professors Handelsmann aus einem Briefe des Herrn Zollinspektors Gross in Lübeck über Skeletgräber bei Putbus im nordöstlichen Holstein, über deren Alter jedoch jede Andeutung fehlt, berichtet der Vorsitzende, Herr Professor Pansch, über die Seitens des Vereins vollzogenen Ausgrabungen bei Immenstadt in Dithmarschen. Von Kiel aus waren am 20. bis 22. Juli die Herren Pansch und Behncke anwesend, im Oktober grub Herr Pansch allein. Der Vorstand des Meldorfer Museums, welcher schon im vorigen Jahre dort gegraben hatte und auch in diesem Jahre an den Ausgrabungen sich betheiligte, war auch bei den Arbeiten im Juli anwesend. Ueber die Resultate ist ein ausführlicher Bericht in Aussicht, wesshalb wir uns auf ein kurzes Resumé des Vortrages beschränken. Das Gräberfeld, im Volke „der Karkhof“ genannt, obwohl von einer ehemals dort existirenden Kirche nichts bekannt, ist, wie einige grosse Grabbügel aus älterer Zeit bezeugen, schon in früheren Perioden als Friedhof benutzt gewesen, und war vor etlichen Jahren noch mit kleinen wellenförmigen Bodenanschwellungen von 1—2 und 6—7 m Durchmesser und  $\frac{1}{2}$ —1 m Höhe förmlich bedeckt. Der Heideboden ist nun in letzter Zeit aufgebrochen und unter Pflug gelegt, so dass nur eine Nordwestecke noch ungestört war. Dort war es, wo von dem Vorstande des Dithmarschen Museums und dem Anthropologischen Verein circa 30 Hügel untersucht wurden. Die Gräber waren in den Erdboden hineingegraben und zeigte der Querschnitt stets eine nur einige Millimeter breite dunkle muldenförmige Linie, die auf einen muldenförmigen Sarg schliessen liess, wesshalb auch von den Meldorfer Herren angenommen wurde, dass die Beerdigung der Leichen auf dem Immenstadter Karkhof in ausgehöhlten Baumstämmen (Todtenblümen) statt-

gefunden habe. Ueber den muthmasslichen Sargdeckel waren grosse Steine gewälzt, einige Hügel waren mit einem Steinkranz versehen. Sargnägel fand man niemals. Die Knochen waren weich, erhärteten indess später, einige Schädel liessen sich, wiewohl plattgedrückt, ausheben. Die Beigaben beschränkten sich auf ein Messer, eine Schnelle, Pfeilbündel, Lanzen spitzen; nur ein Männergrab und zwei Frauengräber waren reich mit Waffen, Schmuck und Geräth ausgestattet, und diese bestätigten die anfänglich von Frl. Mestorf geäusserte Vermuthung, dass hier Gräber aus der letzten heidnischen Zeit (Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts) vorliegen. Die Sargfrage ist bis weiter unentschieden. Herr Behncke vertrat die Ansicht, dass das Grab mit Rinde bekleidet und die Leiche auch mit solcher bedeckt werden sei. Eine mikroskopische Untersuchung der Substanz führte indessen zu dem Resultat, dass keine vegetabilischen, sondern animalische Ueberreste erkannt wurden, was zu dem Schluss berechtigte, dass der Todte in einer Thierhaut eingesenkt worden, wofür auch die von Herrn Pansch beschriebene höckerige Oberfläche des vermeintlichen Deckels zu sprechen schien. Die Wichtigkeit dieser Gräber ist für die Kunde der heimischen Vorzeit um so grösser, als es die ersten aus so später Periode sind, die zur Kenntniss gelangt, und um so mehr müssen wir beklagen, dass nur ein kleiner Rest der grossen Menge erhalten war, da sich aus den Beigaben in dreissig Gräbern auf den Wohlstand und die Lebensstellung und Lebensweise der Bevölkerung keine sicheren Schlüsse ziehen lassen. Beachtenswerth ist noch, dass zwischen den Skeletgräbern Brandgruben und Urnengräber vorkamen, welche derselben Zeit anzugehören scheinen.

Sitzung vom 30. April 1881.

Vorstandswahl. Die Vorstandsmitglieder werden aufs Neue erwählt; für Herrn Professor Hensen, welcher vorher ausgetreten, wird Herr Dr. phil. Gottsche wieder gewählt. -- Auf Antrag des Herrn Behncke wird die Aenderung des § 3 der Statuten genehmigt, dass hinfort das Etatsjahr vom 1. April zum 1. April zu rechnen sei. Die Mitgliederzahl beträgt 105. Herr Geheimrath Professor Thaulow hält Vortrag über Natur und Kunststeine. Redner führt aus, dass gleichwie Kunstgebilde bisweilen für Naturgebilde gehalten würden, so pflege man auch Naturgebilde als symbolisch, als Kunstwerk zu betrachten, und zieht die Sonnensteine der Phönicier, den pyramidenförmigen



Stein zu Stonehenge, die Steine bei Carnac u. s. w. in Betrachtung; ferner Naturgebilde von Green River, Riesentöpfe, Grotten, Monolithen u. s. w. Hauptsächlich lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Wackelsteine (rokkedysser, rockingstones, pierres branlantes), deren er vor vielen Jahren auf einer Fusswanderung im norwegischen Gebirgslande ein ausgezeichnetes Exemplar fand und schon damals als Naturgebilde erkannte. Redner legt Zeichnungen von Wackelsteinen aus verschiedenen Ländern vor, darunter einen aus England (Sussex), Great upon little genannt, 22' hoch, 67' im Umfang, 4000 Centner schwer. In Norwegen schaukelte eine Damenhand einen solchen Stein so kräftig, dass er stürzte. Da sah man unten deutlich die Verwitterungsfläche. Herr Dr. Gottsche findet die Bildung solcher Steine erklärlich, wenn man annimmt, dass Gesteine verschiedener Härte in einander eingeschlossen sind, dass die minder harten verwitterten, der härtere Kern sich erhielt und den Punkt bildet, auf dem der ganze Stein ruht.

### 3. Naturforschende Gesellschaft in Danzig. Section für Anthropologie und prähistorische Forschung.

Sitzung vom 30. März 1881.

Der Herr Landrath von Stumpfeldt in Kulm, welchem das Provinzial-Museum bereits eine große Zahl von hochinteressanten Fundobjekten verdankt, hat die Sammlung wiederum um werthvolle Gegenstände bereichert. Die Geschenke des genannten Gönners sind für die Wissenschaft um so kostbarer, als der Geber sich stets bemüht hat, authentische Fundgeschichten festzustellen. Dr. Lissauer demonstirt die Funde mit dem lebhaften Ausdruck des Dankes für den Geber. In einem Torfmoor bei Briesen, Wstpr., (aus welcher Gegend unsere Sammlung bereits verschiedene Funde besitzt), sind eine Anzahl römischer Bronze- und Silbermünzen aus der Kaiserzeit gefunden worden. Als weiteren Beleg für die Verbindung der prähistorischen Bewohner dieter Provinz mit der Kulturvölkern des Mittelmeeres hat Herr von Stumpfeldt den Inhalt eines Skelettgrabes überwiesen, welches in einer Kiesgrube bei Rondson, Kreis Graudenz, aufgefunden wurde. Es besteht dieser Fund aus einem charakteristischen Bronzegefäß mit Stiel, zwei silbernen Fibeln und einem goldenen Ohrschmuck. Die Fibeln und die Ohrbommel sind sehr geschmackvoll geformt und verziert. Nach Analogien in der Danziger Sammlung und in anderen Museen lässt sich der Fund dem älteren Eisenalter (vielleicht dem 2.—3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) zuweisen.

Direktor Dr. Conwentz hielt hierauf einen Vortrag über „Schalen und Nüpfchensteine“. Nüpfchensteine ist ein Kollektivbegriff für eine Reihe Erscheinungen heterogener Natur. Im Allgemeinen versteht man darunter Steine oder Gestein, welche schalen- bis napfförmige Aushöhlungen zeigen, die mehr oder weniger regelmässige Contouren begrenzen. Diese treten nicht allein an anstehenden Felsen und eratischen Blöcken auf, sondern werden auch in gewissen Fällen an Kunststeinen beobachtet; und zwar zeigen manche Kirchen an ihrer südlichen Aussenmauer kleine Grübchen, oft in grosser Häufigkeit. Nachdem zuerst Dr. Veckenstedt diese Erscheinung an mehreren älteren Kirchen in der Lausitz constatirt und später Stadtrath Friedel dieselbe an pommerschen Kirchen nachgewiesen hatte, wurden jene eigenthümlichen Konkavitäten auch in unserer Stadt entdeckt. An der Pfarrkirche sind sie gegenwärtig in der Gegend zwischen dem nach dem Schnüffelmarkt und dem nach der Frauengasse hin belegenen Portale, besonders an der rechten Seite des einspringenden Winkels, in der senkrechten Mauer etwa 1 m hoch deutlich vorhanden. Ausserdem finden sich an zwei Stellen ähnliche Grübchen auf der geneigten Oberfläche des aus natürlichem Kalkstein gebildeten Vorsprungs der Grundmauer. Die Katharinenkirche enthält in ihrer nach der Kleinen Mühlengasse zu gelegenen Mauer, zu beiden Seiten des dortigen Portals, ganz ähnliche Aushöhlungen in beträchtlicher Anzahl. Aus der Form, Lage und Vertheilung dieser Nüpfchensteine geht zweifellos hervor, dass sie künstlichen Ursprungs sind. Wahrscheinlich verdanken sie einem, in früherer Zeit verbreiteten Aberglauben ihre Entstehung, ähnlich wie es neuerdings aus Voanas, unweit Bourg, bekannt geworden ist, dass Kranke noch heutigen Tags Löcher in einen Stein graben und den gewonnenen Staub trinken, welcher sie vom Fieber heilen und ihre Lebenskraft erneuern soll.

Anderer Art sind die frei in der Natur vorkommenden Schalensteine, welche man in verschiedenen Ländern Europas, auch in Asien beobachtet hat und über deren Genesis die abweichendsten Hypothesen aufgestellt wurden. Die meisten Archäologen halten dafür, dass diese mulden- oder napfförmigen Aushöhlungen durch Menschenhand hervorgerufen seien und erkennen darin alte Stätten, an welchen geopfert wurde. Nachdem schon früher schwedische Geologen diesen Objekten ihr Augenmerk zugewendet und sie für Auswaschungen erklärt hatten, ist in jüngster Zeit Dr. Gruner, bislang in Proskau und nunmehr Professor an der neubegründeten landwirth-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Entstehung vieler der betreffenden Vertiefungen nicht in Abrede gestellt werden kann, so ist doch nach manchen im Umkreise solcher Steine gemachten Funden anzunehmen, dass diese Stätten vielleicht gerade wegen dieser zum Opferdienst von der Natur gleichsam selbst hergerichteter Schalen zuweilen zu Kultuszwecken, insbesondere als Opferplätze, gedient haben.

### Literaturbesprechung

von Dr. C. A. Ewald in Berlin.

Das Studium der Physiologie ist dem Anthropologen unentbehrlich. Wenigstens die Grundbegriffe physiologischen Wissens und Denkens müssen ihm geläufig sein. Jedes Werk, welches ihm die Erwerbung dieser Kenntnisse ermöglicht, ohne die Ansprüche einer fachmännischen Vorbildung zu stellen, muss er mit Dank aufnehmen. Um so mehr befremdet uns in Nr. 4 des Correspondenzblattes die trockene Anzeige eines Buches, welches dem oben bezeichneten Bedürfniss in hervorragender Weise Genüge leistet, der Physiologie von J. Ranke. Da der verdienstvolle Herausgeber des Correspondenzblattes offenbar nicht pro domo sprechen wollte, so erlaube ich mir um den Abdruck einer von mir für die Deutsche Literaturzeitung geschriebene Anzeige des Buches zu bitten.

J. Ranke, Grundzüge der Physiologie des Menschen mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege. Für das praktische Bedürfniss der Aerzte und Studirenden zum Selbststudium bearbeitet. 4. umgearbeitete Auflage. Mit 247 Holzschn. Leipzig, Engelmann, 1851. XXIV n. 1065 S. gr. 8°. M. 14.

Der Rankeschen Physiologie, welche in vierter, überall den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft Rechnung tragender Auflage vor uns liegt, ein Wort der Empfehlung mitzugeben, bedarf es nicht. Das Werk erfreut sich durch seine klare, ungeschminkte und leicht verständliche Darstellung seit Jahren und besonders in Süddeutschland der weitesten Verbreitung unter Studirenden und Aerzten. Es sind eben in der verhältnissmässig überaus kurzen Zeit von 1868 bis 1880 vier Auflagen desselben nothwendig geworden, in denen sich die Seitenzahl von 793 auf 1065 vermehrt hat. Hier mögen nur die Besonderheiten des Rankeschen Buches gegenüber anderen Compendien der Physiologie, welche dasselbe unseres Erachtens nach vorzugsweise befähigt machen, nicht nur dem engeren Kreise der Fachgenossen zu dienen, sondern allen, die aus irgend welchen Gründen Interesse an einem genaueren Studium der Physiologie nehmen, hervorgehoben werden. Ein wesentlicher Theil derselben ist schon in dem Titel durch den Passus „mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege“ zum Ausdruck gebracht. In der That kennen wir von all den zahlreichen „Physiologien“ älteren und jüngeren Datums keine einzige (mit Ausnahme vielleicht der Valentine, die aber nach vielen Richtungen hin antiquiert ist), welche dieser so tief ins praktische Leben eingreifenden Seite der Physiologie in gleich ausgedehnter und ausgezeichneter Weise Rechnung trüge. Die vom Verfasser sehr bescheidener Weise „Bemerkungen zu einer physiologischen Gesundheitspflege“ überschriebenen Abschnitte: atmosphärische und klimatische Einflüsse auf die Gesundheit, Beziehungen der Wohnung zur Gesundheit, Einfluss der Ernährung, der

Reinlichkeit auf die Gesundheit, und einige Einflüsse der äusseren Lebensstellung auf die Gesundheit, dürften einen jeden in diesen leider noch viel zu sehr unterschätzten und stiefmütterlich behandelten Zweig neuerer Wissenschaft in bester Weise einführen und sind zudem so geschrieben, dass sie auch ohne besondere ärztliche Spezialkenntnisse verständlich sein müssen. Dasselbe möchten wir auch dem rein physiologischen Theil des Werkes nachrühmen, obgleich man sich ja gerade nach dieser Richtung als Fachmann leicht täuschen kann. Jedenfalls wird das Verständniss dadurch, dass überall die einzelnen Kapitel, wie z. B. die Ernährungslehre, die Verdauungslehre, die Lehre von dem Blut und den Blutdrüsen, die Athmung u. s. f., durch äusserst klar und gemeinverständlich geschriebene anatomische, physikalische und chemische Vorbemerkungen eingeleitet werden, in hohem Grade erleichtert. Das Buch war ursprünglich in dem Sinne verfasst, „dem ärztlichen Publicum die Hauptlehren der Physiologie in leicht verständlicher Form und mit Rücksicht auf die praktische Verwerthung“ darzubieten.

### Kleinere Mittheilungen.

Römische Alterthümer. In der nächsten Umgebung Stuttgarts hat der königlich württembergische Oberlandesgerichtsrath Föhr, der schon lange privatim das Ausgraben römischer und germanischer Alterthümer mit erfolgreichem Eifer betreibt, neuerdings einige wichtige Funde gemacht. Bereits sind der hübsche Torso eines etwa lebens grossen Merkur und die kleinere und weniger gelungene Statue einer Göttin in die Staatssammlung württembergischer Alterthümer verbracht worden; desgleichen ein merkwürdiger römischer Helm, respektive die Bruchstücke von zwei Helmen. Letztere Stücke wurden an H. Lindenschmit in Mainz geschickt, der sie als äusserst interessant erfunden haben soll. Dabei wurden auch Münzen des zweiten Jahrhunderts ausgegraben. — In Kärnten fand man vor einigen Wochen einen Schatz, bestehend aus einer Masse römischer Münzen in einem Topf bei einander; dieselben sollen verschleudert worden sein. Wäre es nicht gut, wenn die HH. Landeskonservatoren durch Belehrung in den Zeitungen und auf andere Weise dafür sorgen wollten, dass wenigstens allemal die jüngsten Münzen eines „Schatzes“ an das nächste Alterthumskabinet abgetreten werden möchten, damit der Geschichtsfreund ermitteln könnte, wann allemal ein Schatz vergraben und vergessen wurde? Denn eehr häufig kann daraus auf die Zeit eines feindlichen Einfalls und der Zerstörung der betreffenden römischen Niederlassung geschlossen werden. Graz, 12. April. O. K.

Ein Rheinischer Skelettfund aus der Steinzeit.\*) Am Abhang des Hartgebirges, der für die Prähistorie bereits eine Reihe wichtiger Objekte geliefert hat, Ringmanern und Steinwerkzeuge, Grabhügel und Bronzen, ward bei Kirchheim a. d. Eck, westlich von Worms, vor einigen Monaten im Sommer 1880 auf dem südlichen Hochufer des Eckbaches ein nicht gewöhnlicher Fund gemacht. Bei Verlegung eines Schienenstranges am dortigen Bahnhofs fand sich etwa in der Tiefe

\*) Der Fund wird demnächst in extenso in eigener Publikation dargestellt werden. (Inzwischen erschienen. D. R. — Cfr. auch diese Nr. des Corr.-Bl. S. 57—58.)



von  $\frac{1}{2}$  m im lehmigen Erdreiche ein fast vollständiges menschliches Skelett. Dasselbe nahm mit dem Kopfe nach Süden, den Füßen nach Norden liegend eine halb liegende, halb kauernde Stellung ein. In den Knochen der beiden Hände stak eine undurchbohrte wohlerhaltene Steinaxt von 13 cm Länge und  $4\frac{1}{2}$  cm Schneidbreite. Das dunkle Gestein besteht aus Melaphyr oder Aphanitwandelstein, welches zunächst bei Waldböckelheim an der Nahe anstehend vorkommt. Das Instrument selbst bildet auf der einen Fläche fast eine Horizontale, während die andere mit ablaufender Schneide versehen konvex gestaltet erscheint; der Querschnitt des Werkzeuges bildet demnach eine bogenförmige Gestalt. Nach Lindenschmit's Erläuterungen zu den Monsheimer Steinartefakten (Archiv für Anthropologie, III. Bd., S. 104—105) benützten die Menschen der Vorzeit dort gestielte Steinbeile in der Art, dass die Breitflächen geschäftet wurden und die Schneide in horizontaler, nicht in vertikaler Weise wirkte. Noch heute gebrauchen die Einwohner der Samoainseln ähnliche in Holz gefasste und mit Bast gefestigte Steinwerkzeuge zum Aufschürfen des Bodens als Hacken (der Verfasser besitzt ein dem Kirchheimer Funde ganz entsprechendes Steinbeil von Samoa aus der Sammlung Godeffroy zu Hamburg, Nr. 2025). Zu den Füßen des Skeletts staken im Boden Gefässreste von zwei verschiedenen Arten. Die eine Scherbe, dick und ungefügt, gehörte zu einer weitbauchigen, schüsselartigen Urne und zeigte auf der gelbrothen Oberfläche das Tupfenornament und eine horizontale Leiste, sowie mehrere Buckel. Ein anderes Stück, dünnwandig, feingebannt, von schwärzlicher Farbe, gehörte einem eleganteren Gefässe von topfartiger Gestalt an. Die Verzierungen bestehen aus zu verschiedenen Reihen komponirten, ungleichseitigen Dreiecken, welche offenbar mit einem Stichel in den weichen Thon vor der Brennung eingestochen wurden. Die Reihen schmücken das Gefäss an seiner horizontalen und vertikalen Ausdehnung und bilden unregelmässige Rauten und blattförmige Gestalten. Gefässe und Werkzeug haben in Technik und Ornamentik die grösste Aehnlichkeit mit den nur etwa zwei Stunden nördlich unter gleichem Meridian, gleichfalls am Abhange des Hartgebirges von Lindenschmit seiner Zeit entdeckten Grabfunden von Monsheim (die Literatur darüber vergl. bei Mehli's: „Studien“, III. Abth., S. 24); auch jene Gräber waren in blossen Boden ohne Steinsetzung angebracht, und die Todten lagen mehrfach in der Richtung von Nordwest nach Südost. In gleicher Höhe mit dem Leichenbegräbnisse stiess man bei Kirchheim auf zerhauene Thierknochen; dieselben lagen einige Meter von dem Grabe entfernt und gehören nach der Bestimmung von Prof. Dr. Oskar Fraas zu Stuttgart dem Moschusochsen(?), dem Urochs, dem gewöhnlichen Rinde, dem Hund, dem Schaf, dem Wildschweine an. Den Metatarsus des (fraglichen d. R.) *Ovibos moschatus* fand Oskar Fraas in einem Lehmklumpen, in welchen die Clava des Skeletts steckte. Die Gleichzeitigkeit beider Geschöpfe im Rheintal wäre damit strikte bewiesen. Diese Thiere bildeten aller Wahrscheinlichkeit nach die Opfer der Leichenmahlzeit, welche die Stammesgenossen am Grabe abhielten.

Das Skelett selbst, welches von Prof. Dr. Wäldner zu Strassburg anatomisch genau untersucht wurde, lässt es mit dem ganzen Körperbau unentschieden, ob es einem Manne oder einer Frau angehört. Die Länge desselben erhebt sich nicht über

das Mittelmass. Der Schädel dagegen zeigt starke Dimensionen auf, ist in seinen Maxillarsätzen kräftig entwickelt und deutet so auf ein männliches Individuum. Nach der Gestalt der Schädelkapsel gehörte der alte Kirchheimer zu den entschieden Dolichocephalen; der Längenbreitenindex beträgt 69,5 (nach Schaaffhausen 72,6 cfr. Seite 58. D. Red.); der Längenhöhenindex 73,3; der Breitenhöhenindex 105,9. Mit seinen starken Augenbrauenwülsten, der niederen fliehenden Stirn, ferner besonders dem am Hinterhaupte befindlichen, in Form eines Y ausgebildeten Torus trägt er die Hauptmerkmale einer rohen, jedoch nicht schlecht beanlagten Rasse. Die Masse des Schädels entsprechen im Ganzen gleichfalls den von dem Monsheimer Schädel bekannten (vgl. Archiv für Anthropologie, III. Bd., S. 128—133).

Dem Archäologen fällt bei diesem Funde besonders auf die überraschende Konzinnität dieser von Kirchheim a. d. Eck herrührenden Artefakte, welche sich bis in das Detail der Ornamentik erstreckt, mit den prähistorischen Funden an Gefässen und Steinwerkzeugen, welche die Ringmauer von Dürkheim, sowie die Wohnstätten auf der Limburg lieferten (vgl. Mehli's: „Studien“, II. Abth. und IV. Abth., S. 101—114). Ganz gleiche Steinwerkzeuge und Scherben von identischer Technik und Ornamentik lieferten ausserdem Einzel- und Kollektivfunde von folgenden am Rande des Gebirges liegenden Ortschaften: Leiselheim a. d. Pfrimm, Altsheim am Eisbach, Dürkheim und zwar am Feuerberg, Ellerstadt, Forst, Neustadt. Nehmen wir die analogen Funde von Monsheim, Ingelheim, Dienheim und Harrnsheim in Rheinhessen dazu, so erhalten wir eine Reihe von prähistorischen Niederlassungen, welche von Neustadt bis Bingen reichen, am westlichen Rand des Hartgebirges und der rheinischen Ausläufer des Donnersberges lagern und ihre Central- und Rückzugspunkte in den grossen prähistorischen Festungen der Dürkheimer Ringmauer und des Donnersberges besitzen. Die Masse, welche in vorgeschichtlicher Zeit dies von jeher durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Land bewohnte, ernährte sich nach den Fundstücken von primitivem Ackerbau und der Jagd; diese Urrheinländer benützten Stein, Knochen, Horn zu ihren Werkzeugen, trieben bereits einen einfachen Tauschhandel, um manche Steinarten, Muscheln etc. zu ihren industriellen Zwecken zu erhalten, und waren im Allgemeinen nichts weniger als kriegerisch. Ihre Schädelform weist sie zu den Dolichocephalen mit verhältnissmässig schmaler niederer Stirn; der Bau des Schädels trägt die Indicien einer primitiven, jedoch gut veranlagten Rasse an sich. Ecker hält diese Schädel für altgermanische und Lindenschmit setzt diese Bevölkerung etwa in das fünfte Jahrhundert vor Christus. Der Kirchheimer Grabfund beansprucht nach den Indicien der Fauna, welche an das Ende der Eiszeit gemahnt (? d. R.), sowie nach sonstigen Momenten das verhältnissmässig höchste Alter unter den genannten mittelrheinischen Stationen. Wir möchten auf Grund langjähriger Untersuchungen und Vergleichen diese später entwickelte Population kulturell betrachtet in die neolithische Zeit setzen und zwar an das Ende derselben, denn eine Reihe von Anzeichen und Funden (besonders auf der Limburg und der Ringmauer) sprechen dafür, dass der Handelsverkehr mit dem Süden in einzelnen Exemplaren das Exportprodukt der Mittelmeerländer — die Bronzen, ja sogar die erste Bekanntschaft mit dem Bronzerguss in diese Gegenden brachte.

Dr. C. Mehli's.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Prof. Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion am 27. Juli 1881.



# Correspondenz-Blatt

der  
deutschen Gesellschaft  
für  
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsekretär der Gesellschaft.

---

XII. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1881.

---

## Bericht über die XII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg

am 8., 9. und 10. August 1881.

Nach stenographischen Aufzeichnungen  
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München.  
Generalsekretär der Gesellschaft.

---

### I.

#### Wissenschaftliche Verhandlungen der XII. allgemeinen Versammlung.

##### Erste Sitzung.

---

Einleitungsrede des Vorsitzenden Herrn Fraas als Stellvertreter für den durch Krankheit verhinderten Herrn Ecker. — Begrüßungsreden: 1. Herr Regierungspräsident von Pracher. — 2. Herr Oberbürgermeister von Stobäus. — 3. Herr Graf H. von Walderdorff, Lokalgeschäftsführer. — Herr J. Ranke, Generalsekretär, *wissenschaftlicher Jahres-Bericht*. — Herr Weismann, Schatzmeister, *Kassenbericht*. — Der Vorsitzende. — Wahl des Rechnungs-Anschusses. — *Berichterstattung der Commissionen*: 1. für die kartographische Commission Herr von Troeltsch; Diskussion: Herr Virchow; 2. für die kranziologische Commission, Statistik des anthropologischen Materials in deutschen Sammlungen, der Vorsitzende dieser Commission Herr Schaffhausen. — Der Vorsitzende.

---

Am Montag den 8. August 1881 Vormittags 9 Uhr wurden in dem reichgeschmückten ehrwürdigen Reichstagsaale des Rathhauses zu Regensburg vor einer grossen Zahl von Theilnehmern die Sitzungen der XII. allgemeinen Versammlung in Vertretung des durch Krankheit verhinderten I. Vorsitzenden der deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn A. Ecker, Freiburg i. B. (von dessen fortschreitender Genesung wir inzwischen mit Freude vernehmen) durch den II. Vorsitzenden der Gesellschaft Herrn O. Fraas, Stuttgart, mit folgender Rede eröffnet:

Der Vorsitzende Herr O. Fraas:

Als bei der vorjährigen XI. Generalversammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin der Antrag gestellt und einstimmig angenommen wurde, für die XII. Generalversammlung die Stadt Regensburg zu wählen, da schwebte uns der Gedanke vor, dass wir keinen zweiten Ort Deutschlands finden können, in welchem die Versammlung erspriesslicher für das Gedeihen der Gesellschaft abgehalten werden könnte, als diese uralte deutsche Stadt am Donaustrande; dieses alte römische Vorwerk an der Donau gegen den barbari-



schen Norden, diese langjährige Herzogstadt der Baiern und die kaiserliche Residenzstadt der Karolinger, deren letzter Sprosse hier in der Gruft von St. Emmeran seit nahezu 1000 Jahren schlummert.

In der That wird Ihnen Niemand, namentlich kein Naturforscher eine Stadt Deutschlands nennen können, welche von der Natur mehr begnadigt wäre, als Regensburg und seine Umgebung.

Es kommen hier von Norden her 3 Flüsse zusammen, um aus sämtlichen bekannten Formationen unseres Planeten lösliche Theile diesem glücklichen Erdenwinkel zuzuführen.

Da ist in erster Linie der Regen, der am hohen Arber und Rachel geboren, von den Wolken gesüßt, aus dem Urgebirge herniederfließt.

Die Wasser zwar braun und düster gefärbt, führen dort eine Menge alkalischer fruchtbarer Stoffe in die Ebene, um eben diese zu einer der wohlhabendsten und fruchtbarsten Süddeutschlands zu machen.

Der Regen entspringt und läuft in einem Gebirge, welches der Altmeister deutscher Geognosie unser Freund G ü m b e l in München für das klassische Gebirge erklärt hat, dem er seine Gliederung und Eintheilung jeglichen Urgebirges entnommen hat.

Das bayerische Waldgebirge liegt am Fusse des böhmischen Felsenriffs, das im europäischen Schichtenmeer gleich einer uralten Urgebirgsklippe seit Ewigkeit feststeht. Hier treten die ältesten Erdschichten Europas, die der „bojischen Stufe“ oder der alten rothen Gneisformation zu Tage. An sie reiht sich dann als zweite Stufe die hercynische Gneisformation, die zum Unterschied von der bojischen Hornblende führt: in ihr findet sich der Reichthum ebenso seltener als wichtiger Minerale, wie Graphit und Porzellanerde. Dieser Stufe gehört auch der „Pfahl“ an, ein einzig in seiner Art dastehender 132 km langer, zackig und mauerartig in bizarren Formen senkrecht aufsteigender Quarzgang. Hieran reiht sich drittens der hercynische Glimmerschiefer mit Granaten, Magneteisen und Gold, und viertens die hercynische Urthonschieferformation mit den Knoten- und Dachschiefern. Zum fünften gliedert G ü m b e l noch die grosse Gangformation ab und die Felsitporphyre. Diese Massen liegen jetzt in wellenförmig auf und abwärts gebogenen Falten, unter welchen sich die Nordost-Richtung am meisten bemerklich macht, mit welcher die ganze Configuration des europäischen Gebirges zusammenhängt, dessen Ostabdachung bei Regensburg anhebt.

Aus diesen Stufen des Urgebirges schafft der Regen den Detritus herunter in das Land, mit

dem sich im Donauthal die den anderen Formationen entführten löslichen Theile vermengen, zunächst die von der Naab zugeführten Bestandtheile. Die Naab stammt aus dem Fichtelgebirge; auf ihrem Lauf vom Fichtelgebirge bis Regensburg kommt sie durch alle Flözformationen unserer Erde hindurch, oder fließt wenigstens an denselben vorüber. — Da ist das alte Steinkohlengebirge wenigstens angeschnitten, da ist das permische Gebirge oder Dyas, die Trias, der Jura, die Kreide und das Tertiäre, was will man weiter?

Mit diesen wenigen Worten sagt man alles, was es auf der Erde gibt, dazu kommt noch die besondere Eigenthümlichkeit, dass am Naabfluss die Formationen, die er berührt und die gegen Westen anschwellen, in ihrem ersten Anfang getroffen werden, den sie an der Felsenklippe des böhmischen Gebirges nehmen. Was im Westen von Formationagliedern 200 — 300 m mächtig ist, das wird hier in der Regensburger Ecke 20 und 30 m mächtig. — Hier sind die Anfänge der Formationen, Sand- und Strandbildungen, die um so klarer und leichtfasslicher vor Augen liegen, als weniger Masse durch den menschlichen Geist zu bewältigen ist.

Der dritte Fluss endlich, der vor den Thoren Regensburgs oberhalb der Stadt in die Donau mündet, ist die Laber. Gleich dem Regen und der Naab ist sie auch ein Fluss, der an der grossen Wasserscheide zwischen Nordsee und schwarzem Meer entsteht, da, wo jetzt die Verbindungswege von der Donau zum Rhein hinüberführen.

Die Laber hat zum Unterschied von der der Naab im Jura ihren Ursprung, läuft in diesem in der Kreide und im Tertiären weiter, um aber auf ihrem Wege Formationsglieder anzuschneiden, die zu den allerwichtigsten für die menschliche Industrie gehören. Ich darf Ihnen ja nur die Stadt Solnhofen nennen, Lithographie und alles, was darum und daran hängt. — Wie das vom Norden her gegen Regensburg läuft, so kommt nun von Süden her eine Menge kleinerer Flüsse herangeschlichen durch das weiche Sand- und Lehgebirge, Flüsse, von denen ein liebenswürdiger Schriftsteller sagt, sie wissen selbst nicht, wo sie hinfließen sollen.

Sie durchschleichen das Land, dass es selbst in einer trockenen Zeit, wie die unseres Sommers, immerdar grün, frisch und saftig ist.

Hier sind die Glieder der allerletzten und jüngsten Erdformation der glacialen Periode. So ist das alles geordnet, dass wir sozusagen um Regensburg sämtliche nur denkbare Formationen unseres Planeten vereinigt finden vom allerältesten Urgebirge, bis zum jüngsten Glied



unserer Mutter Erde den glacialen Sanden und Lehmen.

Wie kann es da anders sein, als dass eine Fülle von Fruchtbarkeit aus dieser grösstmöglichen Mischung des Bodens resultirt?

Je isolirter die Formationen in der Welt stehen, um so eigenartiger, aber nicht um so fruchtbarer gestaltet sich die Oberfläche. Darauf, wo recht viel gelöst ist, wo alle möglichen Körper zusammen getrieben werden von den Wassern, da gestaltet sich auf das wechsellvollste auch die Oberfläche des Bodens, die Krume, aus welcher der Mensch seine Nahrung schöpft.

Am längsten nun ist gerade hier in der Ecke zwischen den Alpen und dem bayerischen Walde der alte Gletscher und das Inlandeis gestanden, der Gletscher, der von den Alpen niederhing und der von dem bayerischen Walde herankam, die sich gerade hier wo jetzt der Donaustrom fliesst, unter Eis und Schnee die Hände reichten.

Länger als anderswo in Deutschland blieb dieses Eis hier um Regensburg stehen, während drüben im Westen mit seinen sonnigen Höhen, wohin auf das Kalkgebirge sich der Mensch frühzeitig hinstieg, überall Spuren, ich will nicht sagen von Kultur aber von menschlicher Thätigkeit zu finden sind, sind hier um Regensburg nur spärlich diese Zeugen des Menschenalters, das wir als das erste Steinzeitalter zu bezeichnen gewohnt sind.

Ein Platz ist es, auf den sich die Augen der wissenschaftlichen Welt vor 10 Jahren gerichtet haben, den ich auch hier zu streifen mir nicht versagen werde. Es ist der Schelmengraben bei Etterzhausen, anderthalb Stunden von hier gelegen, welchen auszuräumen mir mit meinem Freunde Zittel vergönnt war.

Was aus diesem Schelmengraben gefördert wurde, das sind gerade noch die letzten Zeugen der ältesten Steinzeit aber freilich mitunter sehr schwierig zu deutende Zeugen, die nicht klar geschrieben, gewissermassen Runen sind, aus Fragmenten von Feuersteinsplintern, aus Knochen und Zähnen von Thieree bestehend, und zwar fanden wir dort ein Haufwerk von Knochen-splintern und Abfällen menschlicher Wohnsitze. Die Knochen stammten nach der Menge des Vorkommens geordnet vom: Rennthier, Höhlenbär, Hirsch, Pferd, Hund, Rind, Schwein, Ziege, Mammut, Nashorn, Ur, Biber, Hyäne, Hase, Schaf, Reh, Fuchs, Wolf und Katze.

Das ist eine ganze Menagerie wunderlicher Geschöpfe beieinander, hochnordische und neuere, modernere, die sich an unser Klima angeschlossen haben, zum Beweis, wie lange Zeit der Schelmen-

graben bei Etterzhausen von Menschen seit der ältesten Zeit besetzt war, ein Beweis, wie gern sie damals noch in späteren Zeiten die Stellen hatten, an denen sie schon zu Mammut- und Nashorns-Zeit wohnten, hier blieben sie bis das Klima wurde, wie das heutige Klima ist, lange, lange Zeiten und Perioden hindurch, ohne dass wir, wie Freund Zittel sich ausdrückt, Spuren einer besonderen Kunstfertigkeit oder Kultur gefunden hätten.

Das hat sich natürlich mit der Zeit geändert. Die Kultur und Kunstfertigkeit kam auch in die Regensburger Gegend, kam namentlich als im zweiten Jahrhundert nach Chr. G. unter Marc Aurel die römische dritte Legion den gefährlichen Wachposten bezog, um die Grenzen des römischen Reiches gegen die Einfälle der Barbaren von Norden her zu schützen.

Wie mancher barbarische Fluch in unverständlicher Sprache mag drüben in Stadthof durch die Nacht erklingen haben, wenn sie die Wachtfeuer der römischen Cohorten drüben auf dem Boden von Regensburg flammen sahen, wie manche Germanen-Faust mag sich da geballt haben wider die frechen Eindringlinge, die aber doch brachten, was der Germane aus sich nicht schaffen konnte, nämlich eine Kultur, oder, was wir wenigstens heutzutage unter Kultur begreifen. Und so fing nun in dem Winkel der Donau, der eingeschlossen ist von allen möglichen Formationen der Erde, durch Jahrhunderte hindurch die geistig-kulturelle Entwicklung des Menschen an, die wir hier zu sehen uns eigentlich versammelt haben.

Darum sind wir aus allen Gauen Deutschlands zusammengekommen, um die Brücke kennen zu lernen, auf welcher der deutsche Geist vom römischen herüberkam zu dem jetzt bayerischen, deutschen, germanischen oder, wie sie ihn nennen wollen. Dies alles finden wir jetzt durch den Fleiss der Regensburger Männer der Wissenschaft, glänzender Gestirne, hier vereinigt in der St. Ulrichskapelle, die wir gewissermassen zum Mittelpunkt unserer Versammlung erkoren haben, und an welche sich im Laufe dieser Tage die verschiedenartigsten Debatten und Gespräche immer werden anknüpfen müssen.

Dadurch ist gewissermassen auch unserer XII. Versammlung in Regensburg, wo seit fast 100 Jahren ein historischer Verein blüht, vorgezeichnet, in welchen Bahnen sie sich hauptsächlich zu bewegen habe.

Es knüpft sich an die römische Zeit Regensburgs auch die eigentlich anthropologische namentlich die kranilogische Frage. Wurden wir ja



doch gestern vom Anblick der Schädel und Skelete überrascht und eingeladen zu näherer Besichtigung und Untersuchung.

Hieran knüpft sich das alte Kunstgewerbe, woran wir die Uebergänge von den römischen Schmuckgegenständen und Waffen zu dem echt deutsch-merowingischen hier erkennen können.

Kurz, wie die Natur dieses Regensburg aus sich heraus zu einem einladenden Punkt für unsere Gesellschaft erkoren hat, so wird ein Jeder, der Wissenschaft treibt, hier nun in diesen Tagen, wie wir hoffen, seine Befriedigung finden. —

Herr v. Pracher, kgl. Regierungspräsident  
Sehr verehrte Anwesende und Gäste!

Überall in unserem grossen deutschen Vaterlande, wo Sie bisher getagt haben, hat man sich dieses zu hoher Ehre angerechnet, an den Sitzen und Mittelpunkten der Wissenschaften, in der Reichshauptstadt, wie in den Landes-Hauptstädten.

Zum zweiten Male findet eine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Bayern statt und wir schätzen uns glücklich, dass Ihre Wahl auf die Stadt Regensburg gefallen ist.

Allerdings vermögen wir mit unseren bescheidenen Mitteln nur wenige Annehmlichkeiten zu bieten, doch wünschen und hoffen wir, dass sie eine Entschädigung in den günstigen Verhältnissen finden mögen, welche die Lage unserer Stadt für Ihre Arbeiten und Forschungen bietet. Denn nur wenige deutsche Städte werden eine so reiche, denkwürdige und wechselvolle Vergangenheit besitzen, wie Regensburg und seine Umgebung. An seiner Stelle, an den Ufern des Donaströmes bestand sicher seit uralten Zeiten ein Mittelpunkt menschlicher Wohnsitze, längst vor Begründung des festen Lagers der Römer, welche ihre Stellung dahier vier Jahrhunderte lang behauptet haben. Die hierauf folgende grosse Wanderung der Völker hat in ihren Fluthen auch diese römische Colonie begraben. Wir stehen auf den Trümmern und dem Schutte einer Zeit, deren Ueberbleibsel von fleissiger und kundiger Hand gesammelt und geordnet sind. Unsere Sammlungen enthalten aber ausserdem eine reichliche Anzahl von Funden älteren, vorgeschichtlichen Ursprungs. Die Einsicht und Prüfung derselben wird zu neuen Anregungen führen und für die in so raschem Aufschwungs begriffene Anthropologie, welche alle übrigen Wissenschaften und Erfahrungen sich nutzbar zu machen versteht, einen weiteren Fortschritt zur Folge haben.

Sehr geehrte Versammlung! Gestatten Sie, dass ich wiederholt der Freude Ausdruck gebe, mit welcher uns ihre Anwesenheit erfüllt und dass ich im Namen der Regierung und des Landes sowie unserer Kreishauptstadt Sie herzlich willkommen heisse.

Herr Oberbürgermeister v. Stobäus:

Im Namen dieser Stadt Sie, Hochverehrte! noch besonders zu grüssen, ist für mich ein Recht und zugleich eine liebe Pflicht.

In den grossen Bau, an dem die Männer der Wissenschaft mit so vieler Hingebung arbeiten, wird in diesen Tagen ein neuer gewaltiger Stein eingefügt werden und Regensburg hat die Ehre, dessen Zeuge zu sein und im Namen dieses Zeugen gebe ich Ihnen nun eine Versicherung und knüpfe daran eine Entschuldigung.

Versichern kann ich, keine Stadt des Reichs konnte Sie freudiger aufnehmen, wie Regensburg, aber Sie haben vorhin gehört, Regensburg ist zwar eine uralte Stadt, aber Regensburg ist auch eine kleine Stadt und wenig nur hat sie sonst zu bieten, das Wenige freilich gibt sie von Herzen, aber ich weiss auch, dass Sie, Verehrte, voll Nachsicht den guten Willen für das Werk nehmen und gebe mich der freudigen Hoffnung hin, dass die Tage, welche sie in Regensburg zubringen, Blätter freundlicher Erinnerung sein werden für Sie, und für uns und so heisse ich Sie hochwillkommen in Regensburg.

Herr Graf v. Walderdorff, Lokalgeschäftsführer:

Wenn ich dieser hochansehnlichen Versammlung gegenüber nur mit einer gewissen Befangenheit das Wort ergreifen kann, so werden Sie, sehr verehrte Herren, mir das wohl zu Gute halten müssen.

Wie Ihnen aus dem Programme bekannt ist, war die Begrüssung der Versammlung durch meinen Kollegen in der Lokalgeschäftsführung Herrn Pfarrer Dahlem in Aussicht genommen.

Unser verehrter Herr Pfarrer hat in dem Bestreben, die Sammlungen des hiesigen historischen Vereines in der St. Ulrichskirche bis zu Ihrer Ankunft auf das Genaueste zu ordnen und zu katalogisiren, seinen Kräften etwas zu viel zugemuthet, und hat sich derart übermüdet, dass er in den letzten Tagen unwohl war und sogar das Bett hüten musste. Auch heute ist er nicht im Stande hier zu erscheinen, und ich bin daher in der Lage unvorbereitet zu Ihnen sprechen zu müssen.

Allerdings bedarf es wohl keiner besonderen Vorbereitung, wenn die Veranlassung zum Reden eine so angenehme ist, als die vorliegende.



Meine Aufgabe, hochverehrte Herren, besteht nämlich darin, Sie im Namen des hiesigen Lokalkomiteé und überhaupt aller jener, welche sich für Ihre Bestrebungen interessiren, herzlich willkommen zu heissen, und Ihnen unsere Freude über Ihr so zahlreiches Erscheinen in unserer alten Ratisbona auszudrücken.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, dass uns eine gewisse Bangigkeit überkam, als uns im vorigen Jahre die Kunde erreichte, Regensburg sei zum Ziele der XII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft bestimmt worden.

Nachdem Sie in den letzten Jahren an so glänzenden Versammlungen in Hauptstätten wie Berlin und München Theil genommen haben, was soll Ihnen da unsere alte, stille Provinzialstadt bieten können? Allerdings vor Jahrhunderten wäre es anders gewesen. Damals als München und Berlin noch längst nicht bestanden, damals konnte sich Regensburg mit Stolz das caput Germaniae nennen; unter den Karolingern und den folgenden deutschen Königen und Kaisern war Regensburg die Reichshauptstadt. Doch seit das uralte Regensburc jene glänzenden Zeiten gesehen, sind viele Jahrhunderte verflossen, und aus der berühmten Hauptstadt des deutschen Reiches ist nach und nach die stille Hauptstadt der Provinz von Oberpfalz und Regensburg geworden.

Doch soll es uns an gutem Willem, Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen, nicht fehlen; Sie werden aber so nachsichtig sein müssen, in mancher Beziehung den Willen für das Werk anzunehmen. Hoffentlich werden Sie die Erfahrung mit nach Hause nehmen, dass Sie bei Ihrer Ankunft dahier bereits viele Freunde vorfanden, bei Ihrer Abreise aber in allen Schichten der Bevölkerung nur Freunde zurückliessen.

In einer Beziehung allerdings eignet sich Regensburg als Versammlungsort einer Gesellschaft, welche sich mit der Urgeschichte unseres Vaterlandes beschäftigt, wie nicht leicht ein zweiter Ort Deutschlands.

Ist ja doch die Stadt selbst prähistorischen Ursprunges und reicht der alte unerklärte Name Ratisbona jedenfalls in vorrömische Zeit zurück. Wohl schon lange ehe die römischen Eroberer den ersten Grund zu ihrer Castra regina legten, hatte hier manch alter Volksstamm seine Wohnsitze aufgeschlagen.

Was unser Dichterkönig Göthe so treffend aussprach: „Regensburg liegt gar schön, die Gegend

musste eine Stadt herbeilocken“, das war wohl schon einige Jahrtausende vor ihm gefühlt worden und hatte hier die ersten Ansiedelungen hervorgerufen. Und manche wechselvolle Ereignisse mögen es gewesen sein, welche sich hier an der grossen Völkerstrasse zu einer Zeit abspielten, die weit über die Grenzen erforschlicher Geschichte zurückreicht.

Kein Wunder also dass sich in der Umgegend Spuren aus den verschiedensten längst entschwundenen Kulturepochen vorfinden. In den zahlreichen Höhlen des nahen Juragebirges findeman Reste verschiedener Zeitabschnitte übereinander aufgeschichtet.

In der Ebene des rechten Donaufers liegt unweit eine uralte Begräbnisstätte aus der Steinzeit.

Hügelgräber mit Bronzefunden sind über das ganze Land nördlich und südlich der Donau vertheilt.

Reihengräber mit den verschiedensten Funden gibt es an vielen Orten.

Endlich birgt das ganze Land südlich der Donau zahlreiche Ueberreste jeder Art aus der Römerzeit.

In dieser Beziehung, meine sehr geehrten Herren, könnte Ihnen nun Regensburg allerdings mehr bieten, als die meisten übrigen Orte Deutschlands, und böte Ihnen die hiesige Umgegend ein weites Feld für Ihre Forschungen. Allein, da Sie Ihren Aufenthalt dahier so kurz bemessen haben, so müssen wir leider darauf verzichten, Ihnen gerade das im Einzelnen vorzuführen, was hauptsächlich Ihr Interesse in Anspruch nehmen könnte.

Wir müssen uns daher begnügen, Sie zu ersuchen, die Resultate unserer bisherigen Lokalforschungen in unserem neu eingerichteten prähistorischen und römischen Museum in der St. Ulrichskirche in Augenschein zu nehmen. Hier finden Sie Funde aus den verschiedensten Zeiten vereint; namentlich gaben die Eisenbahnbauten der neuesten Zeit willkommene Gelegenheit die hiesigen römischen Begräbnisstätten gründlich zu durchforschen und das Museum durch zahlreiche Fundstücke zu bereichern. Was den Werth der letzteren besonders erhöhen dürfte, ist die genaue Constatirung aller bei den Ausgrabungen bemerkten Umstände, wodurch die Datirung der einzelnen Begräbnisse ermöglicht und so mancher neue Gesichtspunkt gewonnen wurde.

Hier nun muss ich wiederholt mein Bedauern aussprechen, dass Herr Pfarrer Dahlem heute nicht vor Ihnen erscheinen konnte. Derselbe hat



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



ein wahres Handbuch der deutschen wissenschaftlichen vorhistorischen Alterthumskunde, um welches uns alle gebildeten Nationen beneiden dürfen. Auch die deutschen Runen-Alterthümer wurden durch Herrn Henning darin dargestellt. Die Versammlung und Ausstellung in Berlin war kein Abschluss, sie ist der neue Ausgangspunkt für noch eifrigeres, concentrirteres und zielbewussteres Arbeiten auf dem weiten Gebiete unserer gemeinsamen deutschen Vorgeschichte.

Die Ausstellung in Berlin hatte aber noch einen weiteren Erfolg. Das Interesse des Publikums, welches ein Studium wie das unsere so nothwendig bedarf, wurde in hoher Weise erregt. Die Nation beginnt zu ahnen, was es mit ihrer Altsten Geschichte auf sich hat.

Ist es nicht in dieser Beziehung ein Zeichen der Zeit, dass die Kunst- und Industrie-Ausstellung dieses Jahres in Stuttgart ihre Besucher zuerst in eine Zusammenstellung der Werke „unserer Väter“ aus den grauesten Jahrtausenden und Jahrhunderten der Vorgeschichte führt? Wir können die Leistungen unserer Zeit in ihrem Fortschritt nur beurtheilen im Vergleich mit denen der Vorzeit.

Wenn diese Ausstellung in Stuttgart als ein neuer Erfolg unserer Bestrebungen zu bezeichnen ist, den wir speciell unserem heutigen hochverehrten Vorsitzenden, Herrn Frans, schulden, so ist auch für Berlin eine neue Grossthat in dieser Richtung für dieses Jahr zu verzeichnen.

Herr Dr. Heinrich Schliemann hat seine Sammlung trojanischer Alterthümer dem deutschen Vaterlande nicht ohne Verdienst Virchow's zum Geschenk gemacht und war nun selbst beschäftigt, dieselbe in Berlin aufzustellen. Damit hat Deutschland eine der grossartigsten Sammlungen prähistorischer Alterthümer, die jemals an einer Stelle gesammelt wurden, erhalten. Der Werth derselben wird durch das nicht weniger grossartige Werk Schliemann's über: Dion, Stadt und Land der Trojaner, noch unberechenbar erhöht; Schliemann's Buch ist zweifellos eine der grössten wissenschaftlichen Leistungen, welche bisher auf dem prähistorischen Gebiete gemacht wurden. Ich brauche hier nicht näher über dieses Werk zu handeln, welches von berufener Seite im Corr. Blatt, dessen Mittheilungen ich hier als allgemein bekannt überhaupt übergehe, schon Besprechung gefunden hat. Aber den Patriotismus Schliemann's müssen wir besonders ehrend hervorheben, welcher durch die Verleihung des Bürgerrechts der Hauptstadt des deutschen Reiches so schön anerkannt wurde. Schliemann ist unser

und wir sind stolz auf unseren grossen Mitbürger. —

Zu den grossen Ereignissen des Jahres 1880/81 innerhalb unseres nächsten Kreises haben wir auch den internationalen prähistorischen Kongress in Lissabon zu rechnen. Nicht nur waren diesmal die Deutschen nach den Franzosen unter den auswärtigen Mitgliedern des Kongresses der Zahl nach die zweitstarke Nation. Durch die thätige Antheilnahme der Herren Virchow und Schaffhausen an den dortigen Untersuchungen, über welche ersterer ausführlich Bericht erstattet hat (Z. E. XII. 1880. Sitzungsber. S. [333]), haben wir die Ergebnisse des Kongresses auch als Leistungen der deutschen Wissenschaft zu verzeichnen.\*)

Die wichtigste Frage, welche in Lissabon verhandelt wurde, war die, ob der Mensch schon zur Tertiärzeit Europa speciell Portugal bewohnt habe. So vorurtheilslos Herr Virchow und wir Alle der Anerkennung des tertiären Menschen gegenüber stehen, welchen die Urgeschichte und Ethnologie (Rassenlehre) zur Lösung so mancher Schwierigkeiten kaum entbehren zu können scheint, so müssen wir doch nach Herrn Virchow's Darlegung mit ihm und der Minorität des Kongresses (dafür Franzosen und Portugiesen) anerkennen, dass der Beweis seiner Existenz bis jetzt noch nicht geliefert ist. Bis jetzt ist in tertiären Schichten Portugals wie sonstwo weder irgend ein menschlicher Knochen, ebensowenig irgend ein Geräth von Thon, ja nicht einmal Kohlen, die sonst nicht selten das letzte noch übrige Zeugnis von der Anwesenheit des Menschen bilden, gefunden worden. Auch in Lissabon bezog sich die ganze Untersuchung auf dieselben Objekte, welche schon seit längerer Zeit in Frankreich durch den Abbé Bourgeois, neuerdings in Italien durch Herrn Bellucci, Gegenstand der Erörterung geworden sind: d. h. Feuersteinstücke, welche Herr Ribero aus, wie es scheint, zweifellos tertiären Schichten erhoben hat. Die Frage um den Tertiär-Menschen spitze sich zu zu der anderen: „wie künstliche Feuersteinsplitter, unzweifelhaft vom Menschen geschlagen, von natürlich gebildeten zu unterscheiden seien.“ Bekanntlich hat sich Herr Virchow auch seit lange mit dieser Frage auf das eingehendste beschäftigt, um so grösser ist der Werth seines Ausspruchs, dass mit Bestimmtheit unter der Gesammtheit aller bisherigen portugiesischen Funde sich kein

\*) Inzwischen ist auch ein eingehender Bericht von Herrn Schaffhausen im Archiv für Anthropologie XIII Seppl. erschienen. d. R.



einziges Stück befindet, welches mit voller Evidenz beweist, dass es zu einem bestimmten Zweck geschlagen worden ist, welches also eine so erkennbare Form hat, dass aus der Form die besonders Intention des Arbeiters erschlossen werden könnte. Es handelt sich nur um Stücke, zu welchen Herr Virchow aus Norddeutschland ausgiebige Analogien beibringen zu können glaubt, welche auf natürlichem Wege entstanden sind.

Auch die scheinbaren Einschnitte auf Knochen eines tertiären Wallfisches, welche Herr Capellini in Bologna, seit einer Reihe von Jahren als vom tertiären Menschen herrührend betrachtet, konnten Herrn Virchow noch nicht vollkommen überzeugen. „So sind wir, sagt Herr Virchow, von Lissabon geschieden, ohne den tertiären Menschen zur allseitigen Zufriedenheit festgestellt zu haben“, obwohl ja jetzt nicht mehr, wie einst den die erste Bahn brechenden Funden von Boucher de Perthes eine wissenschaftlich-dogmatische Opposition der Lehre vom fossilen Menschen gegenübersteht. „Nichts steht, Herr Virchow's Meinung nach, dem Gedanken entgegen, dass der Mensch schon zur tertiären Zeit gelebt hat, aber von diesem Gedanken bis zu dem Beweis ist ein langer Weg.“

Diesem negativen Ergebniss stehen die interessantesten positiven Funde über die Existenz des Menschen in jüngeren prähistorischen Epochen in Portugal und auf der ganzen iberischen Halbinsel gegenüber.

Besonders überraschend war die Demonstration einer Reihe von grossen Muschelhügeln, welche im Bau vollständig übereinstimmen mit den dänischen Kjökken-Müddinger. Diese wurden schon 1865 von Herrn Pereira untersucht, neuerdings und namentlich für den Kongress hatten ganz umfassende Ausgrabungen stattgefunden. Alle diese Kjökken-Müddinger befinden sich auf der Südseite des Tejo in der Provinz Alemtejo, südöstlich von Lissabon. Ein Durchschnitt durch einen der Hügel von Mugem zeigt ungeheure Massen von Meermuscheln, namentlich *Lutraria compressa* und *Cardium edule*, und scheinen zu beweisen, dass zur Zeit der alten Muschelfischer eine viel grössere Fläche des alten Uferlandes vom Meerwasser bedeckt war. Während man bis jetzt aus der Zeit der dänischen Muschelberge mit Sicherheit keine Begräbnisse kennt, so sind die portugiesischen ausgezeichnet durch eine grosse Zahl in ihnen beigesetzter Leichen, offenbar aus der Zeit der Muschelleser selbst stammend. Die Beigaben gehören der (jüngeren, Ribeiro) Steinzeit an, wirklich geschliffene Steine hat Herr Virchow von diesen Fundplätzen nicht gesehen.

Die Schädel schienen dolichocephal, ein Schienbein, Tibia, erwies sich als platyknemisch. — Ein anderer Muschelberg: Caheço da Arruda, zeigte mehr Spuren eigentlicher Ansiedelung, mit Kohlenstücken und selbst gebrannten Thonklumpen aber ohne Topfgeschirr. Dagegen scheinen die Muschelleser schon Hausthiere besessen zu haben: die gefundenen Knochen gehören dem Haushund, ausserdem dem Rind, Schaf, Pferd, Schwein, Hirsch, Katze, Dachs, Viverra und vor allem häufig dem wilden Kaninchen zu. Auch hier fand Herr Virchow unter den zahlreichen Skeleten eine platyknemische Tibia.

Auch Höhlenfunde sind in Portugal sehr zahlreich, vor allem ist die Höhle von Peniche an der Tejo-Mündung von Herrn Delgado mit grösster Sorgfalt ausgeräumt. Es wurde diese Höhle sichtlich noch in der jüngeren Steinzeit benutzt, da nicht nur prächtige geschlagene Feuersteinmesser, sondern auch in grosser Anzahl geschliffene Aexte aus sehr verschiedenem Material gefunden wurden. Merkwürdiger Weise zeigt keine der in Portugal Herrn Virchow vorgekommenen Stein-Aexte ein Stialloch, obwohl die Kunst, Löcher in Stein zu bohren bekannt war, da sich trapezförmige Platten aus Schiefer fanden, welche an einem Ende Löcher hatten und auf der Fläche mit geometrischen Strichzeichnungen bedeckt waren.

Am meisten fesselten Herrn Virchow's Interesse Ueberreste menschlicher Ansiedelungen, welche er erst nach dem Kongresse im Norden Portugals kennen lernte (Hübner, im 15. Band des „Hermes“). Dort lebt ein Mann, Herr Sarmiento in Guimarães, der ähnlich wie Herr Schliemann seit Jahren grosse Mittel auf Ausgrabungen verwendet. Die Gegend ist für uns um so interessanter, da hier Hauptsitze der in der Völkerwanderung eingedrungenen Germanen waren.

Diese prähistorischen Wohnstätten sind Stadtanlagen in der Nähe der alten Stadt Guimarães, auf einer Reihe von schroff aus der Mitte des Thales aufsteigenden Bergkegeln. Eine derselben, die Citania dos Briteiros, zeigt in der halben Höhe grosse, den Berg in horizontalen und schiefen Linien umziehende Reihen von ziemlich rohen Bruchsteinen, die den Eindruck einer alten Walllinie machen. Jenseits derselben, nahe unter dem Gipfel, gelangt man in schmale, mit Steinplatten belegte Strassen, die soweit freigelegt sind, dass man ziemlich gut die Anlage der alten Stadt übersehen kann. An diese Strassen stossen die Grundmauern von kleinen Gebäuden, meist in mehr rundlichen oder rundlicheckigen



Formen aufgebaut, theils direkt, theils durch kurze und schmale Zugänge mit ihnen in Verbindung stehend. Die Mauern bestehen aus unregelmässig behauenen Felsblöcken, welche in langsam steigenden Spiraltouren übereinander gebaut sind. In diesen alten Stadtanlagen findet sich polirtes Steingeräth aber auch Metall, Bronze und Eisen, und es ist zweifellos, dass dieselben Stellen von der (jüngeren) Steinzeit bis zur Zeit, in welcher sich römischer Einfluss geltend machte, bewohnt blieben. Die Zwischenzeit gehört einer phöniciſchen Kulturepoche zu.

Der Süden von Portugal besitzt grosse „Ganggräber“ und zahlreiche megalithische Monumente, welche wesentlich der neolithischen Zeit angehören, mit theilweise prächtig feinzugehauenen Feuerstein-Lanzenspitzen und dreieckigen dolchartigen Platten.

Aber ganz besonders wichtig ist der von Herrn Virchow geführte Nachweis, dass sich in den Gräbern aus der Ebene des Guadiana Waffen und Werkzeuge finden, die einer wahren lokalen Kupferperiode angehören. Ueberhaupt ist neben dem Kupfer die eigentliche Bronze in Portugal seltener, eine Kupferzeit ist wohl nirgends in Europa bis jetzt so sicher festgestellt als in der kupferreichen Iberischen Halbinsel. Bekanntlich drängen namentlich die Untersuchungen und Entdeckungen unseres hochverehrten Freundes Dr. Much für Oesterreich in derselben Richtung und Herr Virchow hat im letzten Jahre auch in Deutschland einen höchst beachtenswerthen Fund zur Kupfer-Frage gemacht. Herr von Erokert hat in Polen, der Weichselgegend, (Ausgrabungen in Cujavien. Z. E. XII. S. B. S. [314]) reiche Ausgrabungen von Gräbern veranstaltet, deren Beigaben wesentlich der jüngeren Steinzeit zugehören. Darunter fand sich aber ein etwa wie ein Bronzemesser aussehendes Objekt mit grüner Patina überzogen, gereinigt graulich wie Eisen aussehend, erst unter der grauen Schichte folgte Kupferfarbe. Nach der Analyse des Herrn Salkowski besteht das Objekt aus Kupfer mit einer „natürlichen“ Zumischung von geringen Mengen von Arsen (und Eisen), wodurch eine Art von „Stahlbronze“ entsteht. Es ist damit zugleich ein wichtiges chronologisches Moment gewonnen für das erste Erscheinen von Metall in jenen Gegenden (Z. E. XIII. S. B. S. [103]) cfr. unten.

Von den übrigen „iberischen Reminiscenzen“ des Herrn Virchow (Z. E. XII. S. B. S. [427]) heben wir nur noch hervor, dass sich dort der Dreschschlitten, eine gebogene Holzplatte unten mit Feuersteinsplintern besetzt, den Feuersteinen der prähistorischen Periode entsprechend, wie in

Syrien, Marokko u. a. O. vielleicht als ein Arabisches Ueberbleibsel erhalten hat. Noch jetzt werden dort mannshohe steingutartig gebrannte Thongefässe entsprechend den Trojanischen *πίθοι* zum Aufbewahren von Flüssigkeiten benützt. Herrn Virchow gelang es auch, die so vielfach angezweifelte wahre essbare süsse Eichel, als noch jetzt gebrauchtes Volksnahrungsmittel in Spanien zu rehabilitiren.

## II. Monographien zur Alterthums- kunde.

Herrn Virchow's Bericht gibt uns einen reichen, man könnte sagen annähernd vollständigen Cursus der Prähistorie von Portugal, eines so wichtigen Abschnittes der iberischen Halbinsel.

Derselbe Zug nach Vollständigkeit, nach zusammenfassender systematischer Darstellung überrascht uns auf dem ganzen Gebiet der Literatur unserer Wissenschaft im verflossenen Jahr. Wir haben hierin zweifellos zum grossen Theil den Erfolg der prähistorischen Ausstellung in Berlin und der systematischen Durchführung der Diskussionen bei dem letztjährigen Kongress vor uns. Und das ist gewiss, noch in keinem Jahre war seit der Gründung unserer Gesellschaft das wissenschaftliche Leben ein so reges, der bleibende wissenschaftliche Erfolg der Jahresarbeit ein so grosser.

In hohem Grade dienen zur Erleichterung und Vertiefung der Lokalforschung diese erwähnten zusammenfassenden Monographien über specielle prähistorische Objekte, welche namentlich für die chronologische Datirung der Funde von Wichtigkeit sind.

Unter diesen monographischen Darstellungen nenne ich zuerst, die schöne, reich mit Abbildungen ausgestattete Monographie von Herr O. Tischler: Die Formen der Gewandnadeln (Fibeln) nach ihrer historischen Bedeutung (Beiträge zu A. u. U. Bayern's IV. Band 1881), in welcher die Fibeln von der Bronzeperiode bis durch die Römerzeit verfolgt werden, die Abhandlung schliesst mit der Merowingerperiode.

Kaum weniger wichtig ist die monographische illustrierte Untersuchung von Herrn A. Voss „über Gürtelhaken“, welche man früher als Hakenfibeln zu bezeichnen pflegte (Z. E. XII. S. [105]). Die Gürtelhaken machen erst mit der Entwicklung der specifisch römischen Kultur den Schnallen Platz, welche sich dann in der Merowingerzeit zu jenen bekannten prächtigen phantastisch ornamentirten Schmuckartikeln ausbilden.

Daran reiht sich eine Abhandlung ebenfalls



von Herrn A. V o s s über Schatzfunde und Garniturfunde, in welcher speciell die spiralig gedrehten Arm- und Halsringe, einhenkelige (tassenförmige) getriebene Bronzeschalen und buckelförmige Bronzezierrathen (Schildbuckel?) in ihrer archäologischen Stellung besprochen werden (Z. E. XIII. S. [107]).

Auch Herrn Hostmann's Untersuchung: die Metallarbeiten in Mykenae und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie (A. A. Bd. XII. 1880) gehört in die Reihe dieser zusammenfassenden Darstellungen.

In Beziehung auf Keramik verdanken wir Herrn Virchow zwei wichtige monographische Darstellungen: Ueber Hausurnen (Z. E. XII. S. [297]) von denen die Mehrzahl in der Harzgegend und neuerdings eine von Herrn Beckers in Wilsleben Kr. Aschersleben gefunden wurde. Eine zweite Abhandlung erstreckt sich über die wunderlichen: Fensterurnen (Z. E. XIII. 1881 S. (63)], auf welche Frl. Mostorf vor Jahren, später Herr von Alten wieder aufmerksam gemacht hat und von denen nun 4—5 Exemplare auf deutschem Boden gefunden werden sind. In die Seitenwand oder in den Boden dieser Urnen sind gleichsam als Fenster Glasscheibchen eingesetzt. Diese Urnen gehören der römischen Kulturepoche Mitteldeutschlands an.

Keineswegs ist damit die Zahl der Monographien abgeschlossen, auch eine Reihe anderer in der Folge zu erwähnender Abhandlungen trägt in ausgesprochenster Weise denselben übersichtlichen Charakter.

### III. Lokalforschungen.

Gehen wir nun zunächst von den vorzugsweise zusammenfassenden archäologischen Arbeiten zur Erwähnung der wichtigsten Einzelbeobachtungen über, so führt uns Herr C. Struckmann durch seine „Erforschung der Einhornhöhle“ bei Schwarzfeld am südlichen Harzrand in eine uralte Menschenzeit Mitteldeutschlands. Er lieferte durch Aufdecken einer unter Lehm, Tropfstein und Steinschutt verborgenen von Kohle und Asche vollständig schwarz gefärbten, 1—3 Fuss mächtigen Kulturschicht den Beweis, dass die Höhle lange Zeit hindurch dem Menschen zum dauernden Aufenthalt gedient hat. Eine grosse Steinplatte hatte als Herd gedient, um diese lagen die zerschlagenen und angebrannten Knochen und zahlreiche Topfscherben, zum Theil sehr roh zum Theil recht zierlich gearbeitet, mit primitiven Linienzeichnungen und anderen Ornamenten. Wir haben bis jetzt nur durch eine vorläufige Mittheilung Notiz von diesem Funde und müssen

uns das Urtheil vorbehalten über die relative Altersbestimmung der Höhlenbewohnung; bis jetzt scheint es, als sei die Höhle von der jüngeren Steinzeit bis in die Metallzeit (Bronze und Eisen gefunden) bewohnt gewesen. Auch die Knochenstücke gehören wie es scheint theilweise Heusthieren (Rind, Schaf oder Ziege, Hund) an, nusserdem Pferd, Hirsch, Wildschwein, einer Bärenart etc.) (Hannoverscher Courir Nr. 11048. 19. Juli 1881. Abend-Ausgabe).

Mitteldeutschland beansprucht überhaupt für die ältesten prähistorischen Epochen ein hervorragendes Interesse.

Während in der Eisperiode mächtige Gletscher die Alpen einhüllten und sich weit in das hügelige und ebene Vorland erstreckten, während wohl auch die norddeutsche Ebene von Eisflächen in eine unbewohnbare Eiswüste verwandelt war, scheint in Mitteldeutschland die Vergletscherung keine vollkommene gewesen zu sein. Vor den vereisten höheren Gebirgen lagen Hügelland und Ebene von der Eiserstarrung frei.

Hier konnte der Mensch, welcher schon vor der Eiszeit die bayerisch-schwäbischen Höhlengegenden z. B. die Ofnet nach Herrn O. Prass bewohnte, mit der ebenfalls vor der Eiszeit eingehausten Fauna: dem Reunthier, dem Wildpferd, dem Mammuth, dem Rhinoceros, und jenen mächtigen Raubthieren, die Zeit der überwiegenden Kälte überdauern, von hier aus rückten sie dann in der Nacheiszeit Epoche wieder vor, schrittweise den abschmelzenden Eisströmen folgend. Aber schon in der Tertiär-Epoche war hier Festland.

Herr K. Th. Liebe (Die Seebedeckung Ostthüringens. Separatabdruck aus dem Heinrichs-Programm. Gera 1881) hat die einstige Seebedeckung von Ost-Thüringen zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht. Die Meerbedeckung in den älteren geologischen Epochen war hier stets eine relativ seichte, bald hoben sich trockene Höhenzüge empor und von der Keuperzeit ab blieb das Gebiet Festland und war es auch dann, als das Meer von dem grössten Theil Norddeutschlands während der Tertiärzeit Besitz ergriffen hatte. Damals waren jene Süsswasserlagunen, welche auf ihrem Grund die sildliebsten Braunkohlenflötze von Sachsen-Thüringen deponirten, umgeben von Wäldern, die vorzugsweise aus cypressenartigen Koniferen bestanden. Während dieser ganzen Festlandszeit aber erfuhr die Gegend theilweise durch vulkanische Kräfte noch fortgesetzte Schwankungen des Bodenniveaus. Hier war also Gelegenheit gegeben, schon aus der Tertiär-Epoche animales vielleicht schon



menschliches Leben in die jüngeren Perioden herüberzuretten.

Ausserordentlich klar hat uns Herr C. Struckmann (Ueber die Verbreitung des Rennthiers in der Gegenwart und in älterer Zeit nach Massgabe seiner fossilen Reste unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Funde. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1880) an der Hand der über das Rennthier, den treuen Begleiter des prähistorischen Steinmenschen, bekannt gewordenen Thatsachen, die faunistischen Verhältnisse Europas und namentlich Deutschlands in der Voreiszeit, der Eiszeit selbst und der Nacheiszeit geschildert. Vor allem wichtig ist der Nachweis, dass das Rennthier in der jüngsten Epoche seiner Anwesenheit in Deutschland neben und mit dem Edelhirsch aufgetreten ist, dass sich also keineswegs beide Formen ausschliessen. Ebenso der Hinweis, dass sich in dem Pfahlbau der Rosninsel im Starnberger See das Rennthier mit dem Edelhirsch findet (?), zum Beweis, dass in der „Pfahlbauzeit“ dasselbe noch keineswegs vollkommen aus Deutschland verschwunden war. Auch daran hält Herr Struckmann fest, dass wahrscheinlich noch in früh-historischer Zeit das Rennthier in den jetztigen russischen Gouvernment's Volhynien und Tschanigow, in dem herodotischen Skythenlande, gelebt habe, ebenso nimmt er „mit den meisten neueren Naturforschern“ z. B. Brandt und Lubbock an, dass das Rennthier noch zur Zeit Cäsars ein Bewohner der unermesslichen sumpfigen Wälder Germaniens war.

Unser unermüdlicher Höhlenforscher Herr H. Hüsch hat in der „fränkischen Schweiz“ in dem bayerischen Oberfranken wieder zahlreiche Reste einer primitiven Kultur, der jüngeren Steinzeit angehörig, in Höhlenwohnungen aufgedeckt, welche in hohem Maas die Anschauungen bestätigen, dass wir es in diesen oberfränkischen Felsengrotten mit einer Kulturentwicklung zu thun haben, welche direkt an jene der Pfahlbauten der Steinzeit angereicht werden darf.

Recht erfreulich ist auch ein neuer Fund aus der jüngeren Steinzeit der Rheinlande. Nach den Ergebnissen des berühmten Monsheimer Grabfeldes hat uns Herr Lindenschmit schon vor Jahren ein überraschend reiches Bild von dem Leben einer nur Steininstrumente, keine Metalle, kennenden Bevölkerung dieser Gegend geliefert. Vor allem wichtig war der Nachweis, dass die hier begrabenen Steinmenschen einem Volk angehörten, welches, lange vor der Römerperiode, den Ackerbau kannte und reichlich übte und dann der Befund unseres I. Vorsitzenden Herrn

Eckler, der leider durch Krankheit von unserer Versammlung ferngehalten ist, dass die beiden erhalten gebliebenen Schädel die alten Monsheimer als einen „germanischen“ Stamm charakterisiren. An die Monsheimer Grabfunde schloss sich der analoge Fund des Herrn Schaffhausen in Niederingelheim an.

Nun berichtet uns aus derselben Gegend Herr C. Mehliß über einen neuen Grabfund von Kirchheim an der Eck (Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande V. Herausgegeben von der Polichia 1881), welcher derselben Periode, der jüngeren Steinzeit angehört, und die bisherigen Ergebnisse in wünschenswerther Weise ergänzt. Auch hier fand sich das Skelet in hockender Stellung im Grabe gebettet, einen geschliffenen Steinmeisel auf der Brust haltend, zu Füßen Thongefässe mit eingedrücktem Pflanzenornament mit weisser Thonerde ausgefüllt. Durch die Untersuchung der Skeletreste durch die Herren Waldeyer (a. a. O.) und Schaffhausen (a. a. O. und Corr.-Bl. 1881. 8. Der Schädel von Kirchheim) hat sich eine auffallende Uebereinstimmung in der Schädelbildung dieses Steinmenschen mit seinen Kulturgenossen in Monsheim und Niederingelheim ergeben, so dass wir nicht zweifeln können, dass sie alle einer und derselben Rasse angehörten. Herr Schaffhausen erklärt diese dolichocephale Schädelform als eine ältere Form des „Germanenschädels“. Bemerkenswerth ist es, dass auch Herr Virchow 7 neue Höhlenschädel aus dem oberen Weichselgebiet dolichocephal und mesocephal gefunden hat. (Z. E. XII. 2. u. 3. Neue Höhlenschädel aus dem oberen Weichselgebiet.) Nach den Untersuchungen des Herrn Waldeyer war der Begrabene von Kirchheim von unersetzter wohlgebildeter Statur, vielleicht etwas unter mittlerer Grösse. Der Kirchheimerfund lieferte auch eine Anzahl von Thierknochen, welche Herr C. Mehliß als Beste des Leichenschmauses deuten möchte. Sie wurden von unserem hochverehrten Vorsitzenden Herrn Fraas bestimmt und liefern den Beweis der Viehzucht. Es fanden sich mit Sicherheit: Rind in zwei Rassen, Schaf, Hund, daneben ein zweifelhaftes Stück vom Moschusochsen, von dessen Anwesenheit im Rheinland zur Zeit des prähistorischen paläolithischen Steinmenschen wir ja die sichersten Beweise bereits besitzen.

Wenn unsere vorjährigen und die neuen Höhlenfunde in Oberfranken, wie die Grabfunde im Rheinland eine kaum erwartete hohe Kulturentwicklung in der Periode des geschliffenen Steins für Mitteldeutschland ergaben, so deuten die neuen Ergebnisse der Untersuchung einer der



klassischsten Gegenden für die nordgermanische jüngere Steinzeit, der Insel Rügen, durch Herrn Rosenberg, darauf hin, dass in derselben Periode dort schon fabrikmässiger Betrieb der Herstellung von Feuersteininstrumenten geübt wurde zweifelsohne zum Zweck der Handelsverbreitung dieses hochgeschätzten Artikels, der von den Nordküsten des deutschen Meeres bis nach Mittel- und Süd-Deutschland, wie sich aus den Funden ergibt, vielleicht bis in die Schweiz Verbreitung fand. Wir haben in Berlin die prächtige Ausstellung gesehen, welche Herr Rosenberg von seinen Durchforschungen der Rügen'schen Feuersteinwerkstätten gegeben hatte. Nun brachte er (in der Z. E. Bd. XII. 2 und 3) eine eingehende wissenschaftliche Beschreibung der „Werkstätten des Steinzeitalters auf der Insel Rügen“.

Die Massenhaftigkeit der auf den Werkplätzen in Rügen gefundenen Feuersteinartefakte nöthigen uns den Gedanken auf, dass diese nicht allein für den lokalen Bedarf gearbeitet sein können und sprechen damit von vorn herein für Handelsverkehr. In noch energischerer Weise scheinen die nun zwanzigjährigen unausgesetzten Bemühungen eines so ausgezeichneten Forschers wie Herr Fischer (Freiburg) (Bericht über eine Anzahl von Steinskulpturen aus Costarika Abhandlungen des Naturforsch. Vereine in Bremen. Bd. VII. 1881. Ueber Nephrit und Jadeit. Neues Jahrbuch der Mineralogie etc. 1881. I. Bd.) den aussereuropäischen Ursprung der so viel besprochenen Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanit-Instrumente und Skulpturen mit Sicherheit wirklich nachgewiesen und damit den uralten Verkehr der europäischen Völker mit dem Inneren Asiens unwiderleglich festgestellt zu haben. Es gelang identisches Rohmaterial wie jenes, aus welchem die in Europa gefundenen geschliffenen Jadeite und Nephrite hergestellt sind, aus Asien nachzuweisen und zwar auch für die seltensten prähistorischen Vorkommnisse der Art. Die neueren Fundergebnisse scheinen nun auch den Weg festgestellt zu haben, den diese kostbaren Steine aus Innerasien über Kleinasien, Griechenland, Italien, Schweiz nach Deutschland und Frankreich genommen.

Besondere bedeutsam sind in dieser Richtung die neuen Nephrit-Nachweise durch Herrn Fischer für Griechenland und die von Herrn Schliemann auf der Baustelle des alten Troja in Hisarlik gefundenen Nephritbeile, welche in dem o. a. Werke Schliemanns beschrieben werden.

Die Mineralogen vom British Museum, welche Herrn Schliemann's Nephrite constatirten, theilen Herrn Fischer's Ansicht und die Dis-

kussion in der Times vom Dezember 1879 (bei Schliemann l. c.) beweist uns eine wie hohe Bedeutung denselben von den ausgezeichnetsten Forschern, unter denen wir nur Max Müller nennen wollen, beigelegt wird. „Die die ganze Menschengeschichte bis in ihre tiefsten Falten verfolgenden Gesichtspunkte, welche ich, sagt Herr Fischer, bei der Anlage meines Nephritwerkes von vorn herein im Auge gehabt habe, sind denn doch schon jetzt bei den etwas weiter blickenden Forschern glücklich zum Durchbruch gekommen.“

Auch in Ratibor (Oberschlesien) wurden Feuersteinwerkstätten entdeckt. Herr A. Voss, welcher die betreffenden Funde beschreibt (Z. E. XIII. S. 104) erkannte unter denselben ein prächtiges Obsidian-Messer. Die nächste Fundsstelle für Obsidian ist für Oberschlesien Nord-Ungarn und es scheint damit die Handelsverbindung zwischen diesen beiden Gegenden in der jüngeren Steinzeit festgestellt.

Die Frage nach den ältesten Handelsverbindungen und Wanderungen des Menschengeschlechtes wird auch wesentlich von der botanischen Frage berührt, ob der amerikanische Mais etwa mit dem Menschen aus Asien nach Amerika gelangt sei. Mehrere vortreffliche Forscher haben sich für den asiatischen Ursprung dieser jetzt so weit verbreiteten Kulturpflanze ausgesprochen, während sich nun Herr L. Wittmak für den original-amerikanischen Ursprung erklärt. (Ueber antiken Mais aus Nord- und Südamerika. Z. E. XII. 2 u. 3.) —

Beschränken wir für die späteren vorgeschichtlichen Epochen den Blick auf die Nachbargegenden und vorzüglich auf Deutschland selbst, so tritt uns auch hier eine stattliche Reihe von Lokaluntersuchungen entgegen, welche zum grössten Theil werthvolle neue Gesichtspunkte eröffnen.

Zunächst dürfen wir die drei neuen Blätter der prähistorischen Karte von Bayern erwähnen, von Herrn Ohlenschläger in erprobter Meisterschaft herrgestellt (Beiträge z. A. u. U. Bayern's Bd. IV. 3): über welche wir von dem Autor selbst nähere Nachricht erwarten dürfen. Gestatten Sie mir aber hier speziell hervorzuheben, dass das neue Blatt, Regensburg sich durch ganz besonderen geradezu überraschenden Reichthum der Funde und Fundstellen auszeichnet, zum Beweis, wie wichtig es ist, wenn an einer Stelle ein Forscher seine Thätigkeit entfaltet, dessen unablässiger Eifer dem unseres ausgezeichneten Geschäftsführers Herrn Pfarrer Dahlem gleicht. In kleinerem Kreis finden wir dieselbe Erscheinung staunenerweckender Fülle



der Karte, es ist das Bruck bei Fürstenfeld, wo unser unermüdlicher Herr S. Hartmann thätig ist.

Von Herrn W. Schwarz ist ein III. Nachtrag, reich an vielfachen neuen Nachrichten über Gräber, Burgwälle und Aehnliches, Sagen etc., zur prähistorischen Karte der Provinz Posen erschienen. (Beilage zum Programme des kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen. Ostern 1881 in Kommission bei Heine [Levysohn Posen]).

Herr Virchow berichtete über die Gräberfelder und Burgwälle von Ragow bei Lübben. (Z. E. XII. S. [95] über das Burglehn bei Lübben und über Rundmarken an der Kirche von Steinkirchen [ebenda]).

Herr H. Witt brachte eine Zusammenstellung der prähistorischen Funde im Kreise Obornik (Posen) (Z. E. 1881. XII. S. [161.]), Steininstrumente, Phalbauten der Eisenzeit im trockengelegten See bei Altgörlitz Kr. Birubaum, und Grab- und Urnenfelder, an welchen wohl keine Gegend reicher ist als diese.

Herr Hirschberger beschrieb ein Gräberfeld und einen Ringwall bei Tornow (Z. E. XII. S. [292]); Herr A. Treichel zwei Burgwälle bei Alt-Grabau (Z. E. XII. S. [276]) und [392]) prähistorische Notizen und weitere prähistorische Fundstellen in Westpreussen mit einigen wichtigen sich anknüpfenden Sagen (Z. E. XII. S. [398]).

Einen schönen Goldfund 5 Spiralringe in einer Bronzebüchse brachte Herr Gesten von Mönchwerder bei Feldberg in Meklenburg-Strelitz (Z. E. XII. S. [308]).

Herrn v. Erckert's Ausgrabungen vorzugsweise der jüngeren Steinzeit angehöriger zahlreicher Gräber in Cujavien (Preussisch- und Russisch-Polen) haben wir oben schon wegen der dort gefundenen „Stahlbronze“ resp. Kupfer erwähnt.

Sehr reichhaltig erwies sich das gemischte Gräberfeld auf dem Neustädter Felde bei Elbing, dessen interessante archäologische Funde durch Herrn Anger Z. E. XII. 2. 3. und S. [379]) mitgetheilt wurden. Leider sind nur relativ wenige Skelete und namentlich brauchbare Schädelreste daraus gehoben worden; immerhin liessen 14 von letzteren, durch Herrn Virchow restaurirt, eine nähere kranologische Untersuchung zu und zeigen uns das merkwürdige Resultat einer vollkommen gemischten Gräberbevölkerung: 5 dolichocephale, 4 mesocephale, 5 brachycephale Schädel! Dadurch unterscheidet sich dieses in gewissem Sinn den fränkisch-allemanischen und bajuvarischen Reihengräberfeldern sich anschliessende doch wesentlich, auch in den bayerischen Reihengräbern finden

sich keineswegs so zahlreiche Brachycephale. Wenn auch die Dolichocephalen dem Typus der „fränkischen Schädel“ sich anschliessen, so scheint nach Herrn Virchow doch das Elbinger-Grabfeld vorzugsweise einer finnischen oder slavischen Bevölkerung anzugehören. Das Grabfeld scheint bis in die Anfänge des Mittelalters hinein benützt worden zu sein. —

Wenn uns die neuen Aufdeckungen alter Kulturreste im Norden Deutschlands vielfach die vollgiltigen Beweise römischer Kultur-Einflüsse bringen, auch jenseits der Grenzen des direkten römischen Machtgebietes, so führen uns höchst werthvolle neue Untersuchungen in Mittel- und Süddeutschland und im eigentlichen Gebirgslande in das Herz der römischen Provinzialkultur.

Besonders werthvoll ist in dieser Richtung die nun vollkommen vollendete neue Vermessung und Aufnahme des Römischen Grenzwalls im Württembergischen Gebiete durch Herrn E. Herzog (Württembergische Jahrbücher Jhg. 1880 Bd. II Hest 1. Die Vermessung des Römischen Grenzwalls in seinem Lauf durch Württemberg in ihren Resultaten dargestellt unter Mitwirkung der Mitglieder des kgl. statistisch-topographischen Bureau Oberstlieutenant Finck und Prof. Dr. Paulus, von Prof. Dr. E. Herzog, Tübingen). Die Resultate sind in einer schönen Karte in grösserem Maaßstab dargestellt. Auch die Befestigungswerke an den beiden Linien, darunter ein 1879 neu ausgegrabenes Römisches Castell bei Mainhardt, Wachhaus, Walldurchschnitte, rekonstruirter Durchschnitt durch den Wall u. A. sind in Abbildungen gegeben, welche die Textbeschreibung in wünschenswerther Weise ergänzen.

Auch für Bayern hat Herr Ohlenschläger bereits eine vorläufige Mittheilung der neuen Untersuchungen am Grenzwall auf bayerischem Gebiete mitgetheilt (Corr.-Blatt d. deutsch. historisch. Vereine 1880) und wir dürfen auf eine baldige definitive Publikation hoffen.

In sehr anschaulicher Weise hat uns Herr V. Goelert (in Graz Z. E. XII. 2. 3) „die religiösen, politischen und socialen Verhältnisse in Noricum zur Zeit der Römerherrschaft“, auf Grund der dort aufgefundenen Steininschriften dargestellt.

Für die Ausstellung 1880 in Berlin, war eine Fundkarte römischer Münzen in Deutschland jenseits des Römerwalls geplant. Eine diessbezügliche Zusammenstellung brachte die Z. E. Bd. XII. schon vor dem Berliner Kongress. Herr W. Schwarz berichtete über römische Münzfunde



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



geschirre sind seltener und mehr lokal beschränkt. (Z. E. XII. S. [171]).

Herr Heintzel hat die Graburnen untersucht von dem Gedanken ausgehend, dass wenn die Leichenreste enthaltenden Töpfe schon im Haushalt vorher benützt worden seien, sie einen erkennbaren Fettgehalt zeigen müssten, ein Nachweis, der ihm in einigen Fällen mit Sicherheit gelungen ist. Eigentlich ganz neue Bahnen schlug Herr Heintzel mit der chemischen Untersuchung des „Urnenharzes“ ein, das nicht selten in den Urnen als Leichenbeigabe gefunden, wegen seines beim Erhitzen auftretenden süß-aromatischen Geruchs öfters als ein ausländisches Räuchermittel angesprochen wurde. Herr Heintzel weist nach, dass das Urnenharz eine Mischung von Wachs und Birkenharz sei, bekanntlich ist auch schon von anderer Seite z. B. von Frl Mestorf und Herrn O. Fraas der Gedanke an „Birkentheer“ ausgesprochen worden. Seiner Klebkraft wegen hat das gleiche Harz als Kittsubstanz vielfach für Befestigung der Klingen etc. bei Waffen und Instrumenten gedient, andererseits darf auch vermuthet werden, dass es wirklich als Räuchermittel und, da es relativ oft als Grabbeigabe auftritt, wohl auch als „Heilmittel“ vielleicht gegen Gicht und Flüsse, z. B. Zahnschmerz, wie noch heute im Volke Bernstein, Verwendung gefunden habe. Auf letzteren deuten möglicherweise auch von Herrn Heintzel erwähnte Zahneindrücke in der Masse des Urnenharzes hin. (Z. E. XII. S. [375]).

Spuren vorhistorischer Eisenindustrie hat Herr W. Schwarz im Posenschen aufgefunden. (Z. E. XIII. S. [88] die primitiven Schmiedestätten). Von höchster Bedeutung ist die Aufindung einer Bronzegussform für ein kurzes Schwert durch Fräulein J. Mestorf unter den auf Sylt gemachten Funden (Z. E. XII. S. [392]; XIII. S. [187]).

Sehr interessant sind die Untersuchungen des Herrn Handelsmann über primitive Salzgewinnung an den Nordseeküsten, wie sie dort noch heutigen Tages geübt wird durch Verbrennen von „Sectorf“ und Auslaugen der salzhaltigen Asche. Offenbar geht diese Art des Betriebes in die prähistorische Periode dieser Gegenden zurück; in Nordfriesland lässt sich die Salzgewinnung aus Verbrennung von Scolorf historisch sechs Jahrhunderte zurückverfolgen (Z. E. XII. 2. 3).

Im Anschluss an den mehrfach besprochenen Eddelacker Fund hat Herr Handelsmann (Z. E. XIII. S. [15]) ein sehr anschauliches Bild des gefährlichen Lebens auf der unbedeichten Marsch gegeben, das uns ganz in prähistorische Lebensverhältnisse zurückführt.

Ausserdem erhielten wir von Herrn Handelsmann noch Mittheilungen über Hochäcker in Holstein (Z. E. XII. S. [135]) und über vorgeschichtliche Befestigungen in Wagrien (Z. E. XII. S. [168]).

Wir haben unter den Lokalforschungen der Untersuchungen über alte Wallbefestigungen mehrfach Erwähnung gethan. Herr L. Zapf hat eine Wallstelle auf dem Waldsteinfelsen im Fichtelgebirg näher untersucht und dort Grabungen nicht ohne Erfolg veranstaltet (ornamentirte Urnenscherben). (Z. E. XII. S. [135]).

Für die Oberlausitz stellte Herr Schönwälder (Die hohe Landstrasse im Mittelalter. Neues Lausitzer Magazin Bd. 56 II. Heft S. 342) eine neue Anschauung über die dort so überaus häufig sich findenden Erdwälle oder Schanzen auf. Sie sind alle nur von Erde aufgeschüttet und ausser wenigen Burgwällen alle nach demselben Muster gebaut, halbrund und hufeisenförmig mit offener Seite nach dem Wasser, welches stets in den Umwallungen selbst mangelt, aber in der Nähe vorüberfliesst oder in einem Teiche gesammelt ist. Solche Erdschanzen werden in dieser Gegend schon im 12. Jahrhundert als Cumuli oder Castro erwähnt, sind sonach älter. Sie liegen alle in der Richtung von Ost nach West und zwar an der seit dem 13. Jahrhundert urkundlich beglaubigten, „hohen Landstrasse“ der Oberlausitz oder an andern „alten“ urkundlich erwähnten Strassenzügen und Flussübergängen in regelmässigen Abständen. Herr Schönwälder erklärt diese Schanzen für „Strassenschanzen“ um zum Schutz der Strasse eine Wachmannschaft aufnehmen zu können, von etwa 950 -- 1200 p. Chr. nach der Eroberung des Landes durch die Deutschen angelegt.

Auch bezüglich der Schalensteine und Opfersteine sowie der damit vielfach in Beziehung gebrachten „Rundmarken“ an Kirchenmauern haben wir einige neue wichtige Aufschlüsse erhalten. In seiner liebenswürdigen poetischen Weise hat Herr L. Zapf die berühmten „Muldensteine“ des Fichtelgebirges, die man bisher meist als Opfersteine, theilweise als Richtersitze zu bezeichnen pflegte, dargestellt (Beiträge z. A. u. U. Bayerns Bd. III. S. 99).

Angeregt durch diese schöne Untersuchung hat Herr Gruner diese wunderlichen, saugenumwebten Gebilde einer eingehenden geologischen Untersuchung unterzogen und dieselbe mit vortrefflichen Abbildungen erläutert. Das Resultat ist, „sie sind nicht durch Menschenhand erzeugt, sondern durch die fort und fort schaffende Natur, durch die Kraft des in ihrem Haushalte thätigen



Wassers.\* (Die Opfersteine Deutschlands. Eine geologisch-ethnographische Untersuchung von Dr. Gruner. 1881.)

Die Rundmarken, die kleinen näpfchen- oder schlüsselförmigen regelmässig ausgebohrten Eintiefungen an den Kirchenmauern, welche, wie ich finde, auch in Bayern, namentlich in Oberfranken an alten Kirchen oft mit den bekannten „Billen“ auftreten, hat Herr Virchow auch auf der iberischen Halbinsel angetroffen. Er bringt damit concav ausgeschlagene Kupfermünzen in Verbindung, welche dort vielfach cursiren und durch Einschlagen in diesen Näpfchen geformt werden. Diese concaven Münzen dienen zu dem dort vielfach getübten Spiel Caliche, bei welchem, wie bei uns, die Münzen von den Mitspielern an die Wand angeworfen werden und dann je nach ihrem gegenseitigen Abstand Gewinn oder Verlust bestimmen.

Zu den Resten uralter Zeit im Volkleben gehören vorzüglich auch die Orts- und Lokalnamen. Auch nach dieser Seite hat das verflossene Jahr unsere Kenntnisse vielfach vermehrt.

Herr Buck untersuchte vordutsche Fluss- und Ortsnamen in Schwaben (Zeitschrift des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg VII. 1. 1880). Bucks Meinung nach ist unwiderleglich bewiesen, dass die Rätier und Etrusker derselben Nationalität angehörten, und er kommt ganz unabhängig von Corson's vielangefochtenen Aufstellungen zu der Ansicht, dass die beiden Völker kelto-italienischer Nationalität angehörten.

Eine andere Abhandlung desselben Autors behandelt „schwierige Württembergische Ortsnamen“ (Württembergische Jahrbücher 1880 II. Bd. 1 Heft.)

Eine Reihe anderer neuer Untersuchungen befasst sich mit lokalen Sagen, Aberglauben, Fabeln mit Rücksicht auf die deutsche Ethnographie.

Am wichtigsten ist aus dieser Gruppe die Untersuchung des Herrn v. Schulenburg über „die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“, welche sich an die Spreewaldforschungen desselben Autors in Gemeinschaft mit Herrn Virchow anschliessen, welche während des Berliner Kongresses an die Mitglieder des Spreewaldausflugs vertheilt wurden. (Z. E. XII. 4; das zweiterwähnte ebenda). Herr Handelman behandelte die Denkmäler, an welche die Sage vom Nerthusdienst anknüpft. (A. A. XIII. 1. 2.)

Herr Treichel erzählt namentlich in den „prähistorischen Notizen“ von Westpreussen auch allerlei Sagenhaftes (Z. E. XII. S. [284]); berichtet über alte Preussische Vexirfabeln (Z. E. XIII. S. [23]) und bringt auch neue Beiträge zu jener wunderlichen Zauberformel zu Heilzwecken, welche in Norddeutschland, auf „Tolltäfelchen“

geschrieben, namentlich gegen Hundswuth als myatisches Heilmittel in Ansehen stand und vielleicht noch steht. Die Formel bilden fünf unter einander stehende, wie es scheint, sinnlose Worte, deren Buchstabenanordnung die Eigenthümlichkeit zeigt, dass sie in allen vier Richtungen gelesen, die gleich lautenden Worte bilden. (Z. E. XII. [276]). Die Formel lautet:

S a t o r  
A r e p o  
T e n e t  
O p e r a  
R o t a s

Herr Florschütz theilt mit, dass auch im thüring'schen Land die gleiche Formel und zwar als Feuersegen bekennt sei (Z. E. XIII. S. [85]); und von Herrn A. Ermann erfahren wir, dass die gleiche Zauberformel auch bei den Christen in Ostafrika mit geringen Lautabweichungen bekannt ist. Die Worte: aader, aroda, danad, adera, rodas seien die Namen für die fünf Wunden Christi. (Z. E. XIII. S. [34]).

Vielleicht sind auch die „Schwertinschriften“, mit welchen uns Herr Handelman bekannt macht, als Zauberformeln wenigstens theilweise zu deuten, als Schwertsegen (Z. E. XIII. S. [86]).

Dass die Runenschrift bis in's 15. Jahrhundert, wenigstens auf der Insel Oesel, im Gebrauch geblieben, lehren die in vielfachen Exemplaren vorhandenen „Runenkalender“. Die Angelegenheit war in Deutschland schon früher besprochen. Herr Hans Hildebrand, Reichsantiquar von Schweden, corresp. Mitglied der Berliner anthropol. Gesellschaft, gab in der Z. E. (XII. S. [159]) eine volle und neue Erklärung. Für die Datirung der Kalender ist besondere wichtig der 7. Oktober, der Brigittentag. Diese Heilige wurde erst im Jahre 1391 kanonisiert. Das Kalendarium kann daher in seiner gegenwärtigen Gestalt keinesfalls älter sein als dieses bestimmte Datum.

Wir schliessen diese Gruppe von Untersuchungen mit dem Hinweis auf eine höchst interessante Publikation von Herrn A. Voss, (Z. E. XIII. S. [104]) welche uns Mittheilungen bringt über noch heute gebräuchliche Grabbeigaben, welche vollkommen im Sinne der prähistorischen Unsterblichkeitslehre erscheinen.

In dem Dorfe Lückendorf bei Oybin im Königreich Sachsen werden noch heute den im Kindbett gestorbenen Wöchnerinnen (den Sechswöchnerinnen) alle die Pflege des Säuglinge betreffenden Geräthe theils in natura, theils in Modellen in den Sarg mitgegeben, die ersteren müssen schon gebraucht sein: ein irdenes Töpf-



chen, ein irdener kleiner Tiegel, ein Blechlöffel, ein Quirl, Gries, eine Windel, Nähnaedel, Zwirn, ein Kinderhemdchen, ein blechernes Kännchen, eine Sechere, ein Kamm, ein Mandelbrett, Mandelkeule (beide in Modell) ein Fingerhut. In die rechte Hand, resp. in den rechten Handschuh bekommt sie 12 Pfennige, weil sie den ersten Kirchgang nicht halten, mithin nicht opfern konnte.

Man hat darüber gelächelt, dass man in alten prähistorischen Frauengräbern manchmal ausser Scherben als Beigabe nur eine beinerne Nadel gefunden hat. Wahrscheinlich ist das ein Rest desselben rührenden Gebrauchs, die übrigen zur Pflege nöthig erscheinenden aus vergänglichem Stoff bestehenden Geräthe hat die Zeit zerstört. Dass auch in Südbayern analoge Grabbeigaben in jüngerer Zeit noch vorgekommen sind, glaube ich aus alterthümlichen kleinen Holzlöffeln abnehmen zu dürfen, welche sich unter den Knochen des Ossuariums in Aufkirchen am Starnberger See mehrfach gefunden haben. Es ist das ein Gegenstand, bei welchem sich die allgemeine Aufmerksamkeit bei den deutschen Landbewohnern gewiss noch lohnen würde.

#### V. Ethnographie und somatische Rassenlehre.

Wenden wir uns nun zu den neuesten Publikationen wissenschaftlicher Ethnographie, so tritt uns eine nicht weniger imponirende Fülle neuer Leistungen entgegen, welche theils unabhängig von unserer Gesellschaft meist aber in direktem Zusammenhang mit dieser im letzten Jahre in Deutschland publicirt worden sind.

Ueber Amerika haben wir das grossartige Prachtwerk der Herren W. Beiss und A. Stübel erhalten: das Todtenfeld von Ankon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntniss der Kultur und Industrie des Inca-Reiches nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen. (Berlin A. Ascher und Comp. 1881). Dieses Werk steht an Ausstattung und Reichthum des Inhalts geradezu einzig da.

Nach Afrika führt uns das lange mit gerechter Spannung erwartete und nun in so allgemein Bewunderung erweckender Ausführung an's Licht getretene Werk des hochverdienten Präsidenten der Berliner geographischen Gesellschaft, Herrn Gustav Nachtigal, des ebenso kühnen wie erfolgreichen Afrikareisenden: Sahara und Sudan. Erlebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika (I. Theil. Berlin 1880).

Ein zweiter hochverdienter Afrikaforscher Herr G. Fritsch gibt uns zusammenfassende

Mittheilungen über „die afrikanischen Buschmänner als Urrasse.“ (Z. E. XII. 5). Aus dem Titel geht die Stellung des Autors zur Frage der Wanderung und etwaigen Degradation der Buschmänner schon hervor. Sie sind mit den Hottentotten verwandt, dagegen von den umgebenden Bandu-Negern *toto coelo* verschieden. Wir bekommen interessante Beobachtungen über die Ursache der Hautpigmentirung und die verschiedene physiologische Funktionirung der Haut der schwarzen Rassen, über Haar u. m. A. Theoretisch weittragend sind die Darlegungen, nach welchen Wandervölker und Standvölker unterschieden werden, die Buschmänner rechnet Fritsch zu den letzteren. „Ein Theil der Naturvölker bildet die Neigung zu Wanderungen und damit gleichzeitig zur steigenden Kultur aus, ein anderer entbehrt dieser Anlage dauernd und blieb gerade deshalb, wie günstig auch seine sonstigen Anlagen waren, unorganisirt und uncivilisirt.“ „Der leibliche Fortschritt schliesst gleichsam den geistigen ein.“ Von passiver Wanderung will Herr Fritsch wenig oder nichts wissen. Er versteht unter Wanderung im ethnographischen Sinn lediglich geschlossen auftretende zweckbewusste Züge der Völker, welche nur möglich sind, bei geschlossener Stammesorganisation, bei Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, so dass diese Wanderungen auch wesentlich zur engeren Ausbildung staatlicher Vereinigungen führen müssen.

Herr Robert Hartmann brachte den Schluss seiner interessanten Untersuchung über die Bejah, welche bekanntlich im Zusammenhang mit den Hagenbeck'schen „Nubiern“ begonnen wurde (Z. E. XIII. 1. 2.)

Herr Virchow berichtete über Schädel von Tebu und Westafrikanern, welche von den Herren G. Rohlf's und Flegel für ihn gesammelt wurden (Z. E. XII. 4. S. B.).

Für die Beurtheilung der ethnologischen Verhältnisse auf dem schwarzen Kontinent ist noch ein grundlegendes Werk auch als Gabe des letzten Jahres zu verzeichnen von Herrn Lepsius: die Völker und Sprachen Afrikas. Einleitung zur nubischen Grammatik. (Berlin 1880). —

Zeigen diese Untersuchungen unser ethnologisches Wissen und Verstehen in Afrika noch immer im regsten Fluss, ohne dass schon jetzt überall vollkommen feste leitende Gesichtspunkte heranskrySTALLISIRT wären, so sehen wir auf einem anderen Gebiet: unter dem Völkergewirr der Südsee, namentlich durch die Untersuchungen des letztvergangenen Jahres die ethnologischen Ar-



heiten zu weit mehr abschliessenden Resultaten gelangt.

Herr Bastian führt uns in das geistige Leben der Malayo-Polynesen, der eigentlichen Kulturträger auf den Inseln der Südsee; durch das gedanken- und resultatreiche Werk: die heilige Sage der Polynesier ein.

Unentbehrlich für den Forscher der Südsee-ethnographie ist das reich illustrierte Werk von Rud. Krause und J. D. E. Schmeltz (die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum's Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südseevölker. Hamburg 1881), welches durch einen prächtigen Atlas von 150 an Ort und Stelle aufgenommenen Originalphotographien von Südseeinsulanern ergänzt wird. Die I. von Herrn Schmeltz mit musterhafter Sorgfalt und Objektivität bearbeitete Abtheilung bringt eine Beschreibung und Zusammenstellung der Waffen, Geräthe, Schmucksachen, Gewebe etc. der Südsee-Insulaner, welche um so werthvoller erscheint, da die Herkunft jedes der beschriebenen Stücke, eine absolut sicher gestellte ist und zwar nicht etwa nur für eine grössere Inselgruppe sondern für jede der einzelnen Inseln und Inselchen und ihrer einzelnen Theile. Dadurch wird es möglich, die einzelnen wichtigeren Objekte, wie z. B. den Bogen, in ihrer geographischen Verbreitung mit absoluter Genauigkeit festzustellen und die Einzelkulturen der so sehr verschiedenen melanesischen und polynesischen Bevölkerungen ebenso wie ihre gegenseitige Beeinflussung scharf zu verfolgen. Die Darstellung wird um so anziehender und lebhafter als Schilderungen von Sitten und Gebräuchen aus den Tagebüchern der Naturforscher Godeffroy's zwischen die Objektbeschreibungen im ganzen Buche in ebenso werthvoller wie geschmackvoller Weise vertheilt sind. Auf diese Weise erhalten wir von dem Leben und Treiben der Südseeinsulaner ein farbenreiches Bild, welches in jedem Einzelzug den Stempel sicherer Wahrheit an sich trägt, und welches durch neue ebenfalls im letzten Jahr erschienene Mittheilung von anderen Reisenden in der schönsten Weise weiter ausgemalt wird.

Ganz besonders reich ist in dieser Hinsicht die Publikation von Herrn Alexander Schadenberg: die Negritos der Philippinen (Z. E. XII. 4).

Daran schliesst sich Herr Otto Finsch an mit Publikationen: über die Bewohner von Ponapé (Z. E. XII. 5) und: Bemerkungen über einige Eingeborene des Atoll Outang-Java (Njua) und sein weiterer Reisebericht (Z. E. XII. 8. [402]).

Auch die „Reise nach Madagaskar“ von

Aurel Schulz (Z. E. XII. 8 [185]), welche voll allgemeiner ethnologischer Aufschlüsse über die schwarze Bevölkerung dieser geographisch an Afrika in ethnischer Beziehung aber in gewissem Sinn den asiatischen Gebieten sich anreihenden grossen Insel, müssen wir hier erwähnen.

Das somatisch-anthropologische Material aus der Südsee, welches theils durch das Museum Godeffroy theils eingesendet durch die erwähnten neuesten und bekanntesten älteren Reisenden nun der Untersuchung zugänglich wurde, ist schon ein bedeutend umfangreiches, es wurde im letzten Jahr noch vermehrt durch die wunderlichen von Herrn Capitainlieutenant Strauch eingesendeten „Schädelmasken aus Neu-Britannien“ (Z. E. XII. 8. [404]). Es sind bei festlichen Gelegenheiten gebrauchte Masken hergestellt aus der Vorderseite wahrer Negrito-Schädel, deren Stirn und Gesichtsskelett erhalten blieb, und durch grobe Bemalung und durch Anbringen von künstlichen Haaren, Augen etc. zu grässlichen Masken umgewandelt wurden. Bemalte Südsee-Schädel enthält nach Schmeltz auch das Museum Godeffroy.

Beginnen wir die Besprechung der neuesten somatisch-anthropologischen Forschungen unter der Südseebevölkerung mit dem schon oben erwähnten Werke des Herrn R. Krause, welches den II. Theil bildet des mit Herrn Schmeltz gemeinsam herausgegebenen Werkes: „Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy.“

Herr Rudolf Krause hat gestützt auf ein wissenschaftliches Material, wie es in solchem Reichthum und solcher exakter Beglaubigung nirgends existirt, — 375 Schädel und 53 vollständige Skelette — die Südseebevölkerung kranologisch in geistvoller Weise analysirt.

Die Südseevölker sind, wie wir wissen, keine einheitliche Rasse, aber Herr Krause fand die Rassenmischung hier relativ einfach. Unter den von ihm näher untersuchten Inselbevölkerungen fand er zwei Urrassen, eine langköpfige und eine kurzköpfige, alle dazwischen liegenden Gestaltungen der Schädel erklärt Krause lediglich für Mischformen durch Kreuzung dieser zwei Urrassen hervorgebracht. Die langköpfige, dolichocephale Rasse deckt sich mit den negerartigen Völkern der Südsee, für welche Herr Krause den allgemeinen Namen Papua vorschlägt. Sie zeichnen sich aus durch einen langen schmalen Kopf mehr zusammengedrücktes vorspringendes Gesicht, hervorgewölbte dicke Augenbrauen, grossen mitunter schnauzenartig vorgetriebenen Mund, grosse meist



gebogene Nase, deren Spitze nach unten gezogen, mit breiten Nasenlöchern und dickem Nasenrücken. Die Hautfarbe ist dunkel oft fast schwarz, das Haupthaar ist wollig schwarz, der Bartwuchs reichlich. Der Körper relativ gross und kräftig entwickelt.

Diese dolichocephale schwarze Rasse findet nach Herrn Krauss sich am reinsten vor auf den Viti-Inseln, auf Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Hebriden, auf der Insel Ponsapé in den Carolinen und in Nordost-Australien. Wahrscheinlich gehören hierher auch die Bewohner der Salomon-Inseln und von Neu-Caledonien.

Herr Krause meint, dass kein Grund vorliege, diese schwarze negerartige Bevölkerung der Südsee von den Negern Afrikas trotz ihrer Entfernung anthropologisch zu trennen, sie seien beide wohl Reste einer Urbevölkerung des untergegangenen süd-oceanischen Festlands der Tertiärepoche, das auch von Geologie, Zoologie und Botanik postuliert werde.

Der negerartigen Rasse steht auf den Südseeinseln eine brachycephale wohlcharakterisirte Rasse gegenüber, welche man meist bisher als Polynesier bezeichnet, und für welche Herr Krauss den Namen der Malayen vorschlägt, um ihr Ausstrahlungscentrum, welches in der malayischen Halbinsel liegt, sofort zu bezeichnen. Die malayisch-polynesische Rasse der Südseeinseln ist von mittlerer Grösse, besitzt einen breiten Kopf mit flachem Gesicht und orthognathen Kiefern und etwas hochstehenden Backenknochen, die Nase ist kurz und breit, die Hautfarbe in verschiedenen Abstufungen gelb und braun, das Haupthaar grob und schwarz, der Bartwuchs gering.

Diese brachycephale malayische Rasse der Südsee findet sich am reinsten auf den Tongainseln, vielleicht auch auf dem benachbarten Ellice- und Hervey-Archipel. Auf den anderen Inselgruppen finden sich eine Mischbevölkerung aus diesen beiden Rassen gebildet mit mehr oder weniger Vorwiegen der Körpereigenschaften der einen oder der andern. Die Langköpfigkeit der Rasse findet Herr Krause abnehmen mit der räumlichen Annäherung an die Ausstrahlungsgebiete der kurzköpfigen Rasse, worin sich also eine immer zunehmende Zumischung der brachycephalen zu der dolichocephalen Bevölkerung ausspricht. Die Malayische Rasse ist der Träger einer höheren Kultur, dem entspricht die bedeutendere Schädelcapazität gegenüber den Papuas. Sehr bemerkenswerth erscheint es, dass sich die Capazität der Frauenschädel bei diesen „Wilden“ beider Rassen nicht weniger verschieden zeigt von der der Männerschädel wie bei den civilisirten Na-

tionen. Ich hebe das mit besonderer Entschiedenheit hervor, da in neuerer Zeit die alte aber exakt nicht begründete gegentheilige Behauptung wieder einen entschiedenen Vertreter gefunden hat (cf. unten: Gorilla). Herr Krause liefert in dieser vortrefflichen Untersuchung auch viele Beiträge zu Herrn Virchow's Lehre von den Merkmalen niederer Rassen am Schädel.

Aber keineswegs sind überall in den Südseegenden die kranologischen Verhältnisse so einfach wie sie uns Herr Krause für das von ihm beherrschte Gebiet geschildert hat.

Die in der Z. E. XII. 2 und 3 von Herrn Alexander Sebadenberg veröffentlichte umfassende Arbeit „Ueber die Negritos“ der Philippinen“, in welchen er ihr Leben, Sitten und Gewohnheiten, ihre Sprache, aber auch ihre kranologischen Verhältnisse beschreibt, haben wir schon erwähnt. Worauf schon die Mittheilungen des Herrn Jagor, wie die Schädelmessungen des Herrn A. B. Meyer, hingewiesen haben, das bestätigt nun Herr Schadenberg in der entschiedensten Weise. Diese schwarzen philippinischen Stämme sind entschieden brachycephal und scheinen sich auch sonst somatisch von der Krause'schen dolichocephalen Papua-Rasse zu unterscheiden, so dass wir diese nördliche Gruppe von schwarzen Stämmen, wie es scheint, somatisch nicht in nähere verwandtschaftliche Beziehung zu den südlicheren Gruppen setzen dürfen. Wir werden danach in der Südsee zunächst zur Annahme dreier Rassen, zweier brachycephaler — gelb und schwarz — und einer dolichocephalen — schwarz — gedrängt.

Von Herrn N. v. Miklucho-Maklay haben wir bisher nur sehr aphoristische Mittheilungen über die Ergebnisse seiner neuen Untersuchungen melanesischer Stämme. (Z. E. XII. S. [374]. „Kurze Zusammenstellung der Ergebnisse anthropologischer Studien während einer Reise in Melanesien.) Nach seinen kurzen Mittheilungen scheint die brachycephale Rasse unter den Melanesiern, ein Namo, unter welchem Herr v. M.-M. alle kraushaarigen Bewohner der Südsee zusammenfasst, eine viel grössere Verbreitung zu besitzen, als man bisher angenommen hat. Namentlich manche Inseln der Neu-Hebriden, der Salomon-Gruppe, der Louisiaden, Neu-Irland besitzen nach seinen Messungen an Lebenden und Schädeln entschieden brachycephale Bevölkerungen, welche er sich nicht durch Mischung mit den Malayo-Polynesen entstanden denken möchte.

Namentlich mit den brachycephalen Südsee-Rassen beschäftigt sich eine umfassende Untersuchung des Herrn Virchow: Schädel und



Tibiaformen von Südsee-Insulanern (Z. E. XII. S. [112]), zu welchen er angeregt wurde durch die neuen Schädelbildungen des Herrn Finsch aus einem älteren Gräberfeld der Insel Oahu und des Herrn Benda aus Jaluit und Neubritannien, sowie durch die bekannten Höhlenschädel, welche Herr Jagor aus den Philippinen mitgebracht hat, in Verbindung mit den 30 von Herrn Baer eingesendeten Skeleten von Negritos der Philippinen. Diese Schädel stimmen darin überein, dass sie aus der östlichen Inselwelt stammen, von den Philippinen bis zu den Sandwichsinseln. Die Schädel aus Oahu entsprechen den bekannten Kanakenschädeln, welche in europäischen Museen im Allgemeinen zahlreich vertreten sind, und von denen z. B. die Sammlung des Herrn Barnard Davis (Thesaurus craniorum. London 1867 pag. 325) 116 aufzählte. Die Kanakenschädel gehören zu der von Herrn R. Krause als Malayen bezeichneten verhältnissmäßig grossköpfigen Rasse. Die Köpfe haben etwas eckige Formen und sind von grosser Kräftigkeit, ohne doch einen auffallenden Charakter von Wildheit darzubieten. Die Breite der Schädel ist namentlich relativ zur Länge ziemlich beträchtlich, so dass sie theils wirklich brachycephal sind, theils den höheren Graden der Mesocephalie angehören. Die Gesichtsbildung ist ebenfalls sehr grob, zeigt aber trotz der Stärke der Kiefer und Zahnbildung keine hervorragende Prognathie. Indem Herr Virchow den mittleren Schädelinhalt für 64 männliche Schädel nach B. Davis zu 1544,3, den von 52 weiblichen zu 1400,6 cc. angibt, bestätigt auch er energisch für die Südseebevölkerung das Uebergewicht des männlichen Schädels und damit der männlichen Gehirnausbildung gegenüber der weiblichen. Wie vortrefflich bei beiden Geschlechtern die Gehirnentwicklung der Kanaken ist, ergibt die Maximalzahl des Schädelinhalts für einen männlichen Schädel zu 1783 cc. und für einen weiblichen zu 1693 cc. Es ist nun sehr merkwürdig, dass diese Kanakenschädel mit den alten Höhlenschädeln der Philippinen speziell von der Insel Luzon in überraschender Weise übereinstimmen. Andererseits stimmen beide mit den Malayenschädeln zusammen, von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, dass die „Kultur-Malayen“-Schädel etwas graciler im Bau erscheinen. Damit ist eine alte malayische oder promalayische Bevölkerung für Luzon erwiesen, welche sich von den kurz- und kleinköpfigen und stark prognathen Negritos der Philippinen ebenso vollkommen unterscheiden wie von den auf Luzon lebenden Igoroten, welche Dolichocephale sind. Auch Herr Virchow kommt zu dem Resultat, dass die „polynesische“

Bevölkerung im Wesentlichen einer malayischen oder vor-malayischen Einwanderung angehört, welche das Gebiet der „dolichocephalen melanesischen“ Rasse Krause's in weitem Bogen umgrenzt und sich namentlich an den Grenzen mit dieser intensiv gemischt hat. Ziemlich rein tritt uns die malayische Rasse in den Höhlenschädeln der Philippinen und in den Kanaken entgegen, die Bevölkerungen, namentlich des mikronesischen Gebietes sind aus der Mischung der schwarzen und gelben Stämme hervorgegangen. Wie ausserordentlich vorsichtig wir bei diesem Sachverhalt den Angaben gegenüber sein müssen über „brachycephale Melanesier“ in weiterer Entfernung von den Philippinen leuchtet sofort ein, und wohl nur die Methode des Herrn Krause, durch statistische Aufnahme und Mittelzahlen aus zahlreichen Schädeln der einzelnen geographischen Lokalitäten die „Ausstrahlungscentren“ für die verschiedenen Rassen zu bestimmen, kann hier zu einem wissenschaftlich verwertbaren Resultat führen.

Herr Virchow wendet sich auch sehr eingehend zur Besprechung der *Platyknemie*, welche die Südseeinsulaner mit unsern Urbewohnern Europas etwa in gleicher Häufigkeit zeigen. Unter *Platyknemis* verstehen wir die zusammengedrückte, schmale und gelegentlich fast schneidende Beschaffenheit, welche die beiden Unterschenkelknochen, Schienbein und Wadenbein, manchmal zeigen, wodurch das Schienbein in seinen mittleren Röhrenabschnitten „linealartig“ schmal erscheinen kann, während es normal hier einen dreieckigen Querschnitt zeigt. Herr Virchow fasst das Resultat dieser interessanten Untersuchung in die Worte zusammen: „In der Hauptsache ergibt sich, dass, wenngleich die *Platyknemie* eine häufige Eigenthümlichkeit älterer und niederer Rassen ist, man doch keineswegs ganz allgemein aussagen kann, es gehöre diese Form der Tibia zu den konstanten Eigenthümlichkeiten niederer Rassenentwicklung und man könne von vornherein erwarten, dass, wenn man auf eine recht tiefstehende Rasse stösse, man auch die *Platyknemie* in ihrer höchsten Ausbildung finden müsse. Ebenso will ich, führt Herr Virchow fort, darauf hinweisen, dass der Schädel von Janischeweck, zu dem die extrem *platyknemische* Tibia gehört, sich durch ungewöhnliche Schönheit und Grösse auszeichnet, so dass er für sich betrachtet, bei jedem Anatomen den Eindruck einer hochorganisirten Bevölkerung machen würde.“ Zum Schluss macht Herr Virchow noch darauf aufmerksam, dass auch die höherorganisirten Affen nicht etwa *platyknemisch* sind. Weder der Gorilla, noch der Chimpanse, noch der Orang-Utan besitzt eine oben oder in der



Mitte abgeflachte Tibia, so wenig als der *Cynocephalus*. Die *Platyknemie* ist also eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Skeletbaues; sie mag gewissen Thierformen verwandt sein, aber man kann nicht von ihr sagen, dass sie in einem konstanten, regelmässigen Verhältniss steht zu einer geringeren geistigen Entwicklung der Träger dieser Eigenthümlichkeit. —

Als die „thierähnlichsten“ aller menschlichen Wesen hat man bis in die letzten Tage herein die Australier betrachten wollen. Man hat behauptet, dass sie „ohne Frage“ auf der allertiefsten menschlichen Gesittungsstufe stehen. Es ist das eine jener Behauptungen, welche auf ungenügende Beweismaterialien aufgebaut, ich möchte sagen, gläubig nachgehört wurden. Es haben sich schon vor Jahren in unserer Gesellschaft die gewichtigsten Stimmen gegen diese Behauptung ausgesprochen, aber nach den Ergebnissen des letzten Jahres wäre es unmöglich diesem alten Glaubenssatz noch huldigen zu wollen. Es gilt lange als ein Axiom der Ethnologie, dass der Besitz einer Schrift Kulturvölker von den Naturvölkern unterscheidet. Nun gehört es zu den Ergebnissen der letzten Weltreise unseres hochverehrten Bastian, dass die Australier eine Art von Schrift haben, welche nicht nur geeignet ist, in Bäumen eingeschnittene Signale für ihre Wanderungen zu geben, sondern geradezu die Mittheilung von bestimmten Botschaften, von Briefen ermöglicht. Die „Schrift“ der Australier besteht in bestimmten Zeichen, welche in Holzstöcke eingeschnitten werden und den Sinn der Mittheilung direkt erkennen lassen. Namentlich sind in dieser Hinsicht „Botenstöcke“ im Gebrauch, welche der die Nachricht bringende Bote dem zu Benachrichtigten übergibt. Herr Bastian vergleicht sie mit den Botenstöcken aus dem klassischen Alterthum (*Message sticks der Australier*. Z. E. XII. S. [240]; XIII. S. [34]).

Auch in somatischer Beziehung lässt sich die so vielfach behauptete „Thierähnlichkeit“ der Australier nicht länger halten. Herr Bastian hat eine australische Mumie aus der Umgebung der Torrestrasse in einem zierlichen Rindensarg auf den kleinsten Umfang zusammengeschmürt mitgebracht, welche nähere anatomische Beobachtungen gestatten wird (Z. E. XII. S. [302]). Herr von Miklucho-Maklay beobachtete und bildete ab „die auffallende Langbeinigkeit australischer Frauen“ und bekanntlich ist der Besitz relativ längerer Beine eines der Hauptunterscheidungsmerkmale des Menschen von den nächstverwandten Säugethieren, in dieser Beziehung erweist sich aber dieses armselige Volk den Europäern, wie

es scheint, sogar überlegen (Z. E. XII. S. [89]). Aber das Wichtigste ist, dass Herr von Miklucho-Maklay an Herrn Virchow die frische, in geeigneter Weise konservirte Leiche eines Vollblut-Australiers eingeschickt hat, welche trotz fortgeschrittener Zersetzung einzelner innerer Organe (namentlich der einen Lunge) eine genaue anatomische Analyse der Muskulatur und allgemeinen Körperverhältnisse zuließ. Der wichtige Versuch des frischen Transports ist sonach im Allgemeinen gelungen und wird bei Beachtung der gewonnenen Erfahrungen noch weit bessere Resultate veranlassen. Herr Virchow findet den Körper dieses „niedrigst stehenden“ Vertreters der Menschheit sehr gut genährt und die Muskulatur von überraschender, geradezu mächtiger Stärke, das gilt nicht bloss von den Extremitäten sondern auch von Rumpf und Hals. Der Körper hat eine gedrungene, sehr stämmige Gestalt, ist circa 1570 mm hoch mit einer breiten und vollen Ausbildung des Rumpfes. Die Extremitäten sind proportionirt und wohlgebildet, im Verhältniss zum Rumpf eher etwas mager, aber die Waden sind gut ausgestattet; die grosse Zehe überragt, wie bei manchen klassischen Statuen des griechischen Alterthums, die zweite Zehe (Z. E. XIII. S. [94]). Wir dürfen gespannt sein auf die versprochene eingehende Mittheilung der myologischen und sonstigen anatomischen Untersuchungen.

An das bisher besprochene Gebiet, die Südsee und Australien schliessen sich, worauf wir schon oben hindeuteten, auch die kranziologischen und sonstigen somatisch-ethnologischen Untersuchungen des Herrn Virchow über die Bevölkerung Madagaskars speziell des Stammes der Sakalaven in gewissem Sinn an, da ein Mann wie Grandidier u. A. behaupten konnte, dass die Bevölkerung von Madagaskar keine afrikanische, sondern eine vorwiegend oceanische sei. J. M. Hildebrandt, dessen Todesnachricht uns wenn auch nicht ohne Verbreitung, doch nicht weniger schmerzlich vor wenigen Wochen erreicht hat, hat 7 Schädel von dem fast schwarzen Stamme der Sakalaven eingeschickt, und Herr Schulz hat Haarproben von demselben Volke mitgebracht, welche braunschwarz bis schwarz, zottelig-wollig von ovalem Querschnitt sind. Herr Virchow hat in einem Vortrag vor der Berliner Akademie d. W. (Monatsber. der math. phys. Cl. 13. Dez. 1880) über Sakalaven die neuen und älteren Erfahrungen über diese interessante Inselbevölkerung zusammengestellt, welche in mannigfachen Beziehungen zu einer ganzen Reihe sehr verschiedenartiger Rassen steht, eine Verbindung mit malayischen Völkern gibt schon die Sprache zu erkennen



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dem sonst anerkannten Gesetz, einer beständigen Umformung eine entschiedene Ausnahme, er nimmt auch in dieser Hinsicht wie bezüglich seiner geistigen Eigenschaften eine Ausnahmestellung in der Natur ein. etc.\*

Seine Anschauung hat uns Herr Kollmann schon in Berlin im vorigen Jahre selbst vorgelegt, ebenso darf ich die neue kranziologische Eintheilung Herrn Kollmann's von jenem Bericht her als bekannt voraussetzen. Ich erinnere Sie nur daran, dass Herr Kollmann wie bisher Langköpfe, Kurzköpfe und Mittellangköpfe unterscheidet. Retzius, dem wir diese Haupteintheilung verdanken, hat ausser dem Verhältniss der Schädelänge zur Schädelbreite die Grad- oder Schiefstellung der Kiefer und Zähne gegen einander — Orthognathie und Prognathie — als weitere Unterscheidungsmerkmale benützt. Herr Kollmann möchte, da er dem letzterwähnten Schädelcharakter keine ausschlagende Bedeutung zuschreibt, die grössere oder geringere Breite des Gesichtschädels zur Bildung von Unterabtheilungen verwenden.

Herr Kollmann theilt die Langköpfe — Dolichocephalen — und Kurzköpfe — Brachycephalen — symmetrisch in je 2 Unterabtheilungen: schmalgesichtige und breitgesichtige (Leptoprosopen und Chamaeprosopen) und reiht diesen kranziologischen vier „Rassen“ noch eine fünfte an: breitgesichtige Mittelköpfe (chamaeprosope Mesocephalen).

Es ist nicht zu verkennen, dass Herr Kollmann in seinen Aufstellungen zum Theil auf den Untersuchungen des Herrn von Hölder fuast, welcher für die Württembergische Bevölkerung aus sehr zahlreichen Messungen die Zusammensetzung aus drei kranziologischen Rassen, einer langköpfigen (Germanen) und zweier kurzköpfigen, einer schmalgesichtigen (Sarmaten) und einer breitgesichtigen (Turanier) aufgestellt hat. Auch Herr von Hölder geht von der Unveränderlichkeit der Rassencharaktere, abgesehen von Kreuzung, aus; alle von seinen Typen abweichenden Schädelformen in Württemberg erklärt er, als Mischungsergebnisse, als Mischformen. Die Kollmann'schen Untersuchungen bringen für Europa eigentlich keine neuen zu den von Herrn von Hölder schon für Württemberg beschriebenen typischen Schädelformen hinzu, einige der Hölder'schen Mischformen werden von Herrn Kollmann aber als besondere Rassentypen aufgefasst.

Nach dem Grundsatz, dass die hypothetische Erklärung einer naturwissenschaftlichen Thatsache von der möglichst geringen Anzahl von Voraussetzungen auszugehen habe, scheint die Auf-

stellung des Herrn von Hölder von nur drei differenten Rassentypen der Kollmann'schen von fünf zunächst doch noch vorzuziehen, da aus der Mischung der drei Componenten sich die anderen Formen als Mischformen nothwendig ergeben. Eine andere Frage ist es, ob zu den drei Hölder'schen württembergischen Typen für Gesamt-Deutschland nicht noch als vierter ein Typus der Virchow'schen friesischen Flachschädel, Chamaecephalen, herbeigezogen werden muss. Nach Herrn Virchow's Darlegungen gehört zu dem Charakter der nordgermanischen Flachköpfe, Chamaecephalen, weder Langköpfigkeit noch Kurzköpfigkeit, es gibt sowohl lange als kurze Flachköpfe. Wenn ich Herrn v. Hölder recht verstehe, so glaubt er in seinen kranziologischen Rassen schon das Moment des Flachwerdens des Schädels gegeben, so dass seine drei Typen ausreichen würden, um auch diese so ausserordentlich charakteristische Form der „friesischen“ Schädelbildung zu erklären. Obwohl meine eigenen Untersuchungen in der Bayerischen Bevölkerung eine gewisse Anzahl flacher Kurzköpfe ergeben haben, möchte ich doch an der Meinung festhalten, dass der flache Schädeltypus als eine eigene selbständige Form unter den deutschen kranziologischen Rassen anzusehen sei.

Ich werde in dieser Ansicht bestärkt dadurch, dass der älteste Schädel, den wir aus Deutschland besitzen, der berühmte „Neanderthaler“ diese niedrige Schädelform der nordwestlichen Germanen in höchst ausgesprochener Weise repräsentirt und wir diese spezielle Form in typischer Ausbildung aus dem Alterthum bis in die Neuzeit unter den auf germanischem Boden gefundenen und lebenden Schädeln verfolgen können.

Ein neuer Beweis dafür und gleichzeitig für die schon in älterer Zeit bestehende Rassenmischung ist von Herrn Schaffhausen erbracht worden. (Drei Schädel aus Römergräbern bei Metz. III. Jahresbericht des Ver. für Erdkunde in Metz 1880). Aus einem Gräberfeld südlich nahe bei Metz, welches in die Ausläufer der Römerperiode in dieser Gegend hinein und vielleicht noch über dieselbe näher an unsere Tage hinausreicht, erhielt Herr Schaffhausen drei Schädel unter übereinstimmenden Bestattungsverhältnissen nachbarlich neben einander gelegen. Der eine charakterisirt sich als ausgesprochener „Germanenschädel“, an die dolichocephale Reibengräberform sich anschliessende, der zweite der Schädel ist flach chamaecephal. Herr Schaffhausen steht nicht an, ihn im Virchow'schen Sinn für einen „Friesenschädel“ zu erklären und nimmt auch diese friesische flache Form, zu der er auch den



Neanderschädel reiht, als eine wesentlich „germanische“ an. Der dritte Schädel ist dagegen kurz, brachycephal, und etwas prognath. Herr Schaaffhausen möchte ihn als Ueberbleibsel einer „lappisch-finnischen“ Urrasse zurechnen, die einst auch germanische Länder in der Steinzeit bewohnt habe. Zu beachten ist aber in letzterer Beziehung, dass auch nach den vorhin mitgetheilten Untersuchungen des Herrn Schaaffhausen, in verschiedenen Gegenden Deutschlands die Steinzeitmenschen als dolichocephal dem „germanischen“ oder sagen wir vielleicht besser progermanischen Typus entsprechend erscheinen.

Es sei gestattet, hier zu erwähnen, dass im letzten Jahre meine früher schon mehrfach besprochenen statistischen kranologischen Aufnahmen für Bayern nun zum Theil zur ausführlichen Publikation gelangt sind (J. Raake. Die Schädel der altbayerischen Landbevölkerung II. Abschnitt. Ethnologische Kranologie Bayern's. Beiträge zur A. u. U. Bay. Bd. III. S. 108), durch welche wenigstens zwei verschiedene Ausstrahlungscentren der Brachycephalie für das bayerische Gebiet nachgewiesen werden: einerseits das tyroler und bayerische Hochgebirg im Süden, andererseits das vorwiegend von alt-slavischer Bevölkerung besiedelte Bayreuth-Bambergische Oberland (fränkische Schweiz) im Nordosten. In den alten Sitzen der Rheinfranken um Aschaffenburg im Aussersten Nordwesten Bayerns fand sich dagegen eine Bevölkerung, welche noch wesentlich dolichocephal und mesocephal ist und sich darin der altfränkischen Reihengraber-Bevölkerung anschliesst. Diese Gegend wirkt als Ausstrahlungscentrum der Dolichocephalie in Bayern nach Osten und Süden.

An diese statistischen Schädeluntersuchungen schliessen sich für Bayern die aus dem Gebirgsbezirk von Tölz durch Herrn L. Höfler an (Resultate der Messung von 130 Schädeln etc. Beiträge zu A. u. U. Bayern's Bd. IV. S. 1, 2), welche meine früheren Angaben vollinhaltlich bestätigen und namentlich wegen des hier hereinspielenden Kretinismus eine höhere Wichtigkeit beanspruchen.

Aus den Bergdistrikten Tyrols veröffentlichte Herr Tappeiner in der Z. E. XII. 5 als „Beiträge zur Anthropologie Tyrols“ die Längen-, Breiten- und Höhen-Messungen von 1317 Beingruft-Schädeln und von 606 Lebenden.

Von umfassenderen Gesichtspunkten als die bisher genannten ausgehend und trotz der Kürze für die ethnische Charakteristik der modernen Deutschen im Gegensatz zu den „Germanen“ von hoher Bedeutung ist die Rede vom 2. Febr. 1881 des Herrn Virchow unter dem Titel:

„Die Deutschen und die Germanen“ (Z. E. XIII. S. [68]). Sie ist wesentlich angeregt worden durch die ziemlich widersprechenden Deutungen, welche gerade in der letzten Zeit in Bezug auf die eigentliche Rassenfrage innerhalb unserer Bevölkerung von den mannigfachsten Seiten aus erhoben werden sind und welche noch jetzt manche Theile des Volks auf das Heftigste erregen. Herr Virchow weist die Mischung aller deutschen Stämme aus germanischem und nicht-germanischem Blute an Hand der somatologischen und historischen Forschung nach und wiederholt seine Ansicht, dass schon die in Deutschland einst einwandernden germanischen Stämme keine reine Rasse mehr gebildet und sich dementsprechend somatisch von einander seben merklich unterschieden haben möchten. Besonders beherzigenswerth ist die Hinweisung darauf, dass im Norden alle Hauptstämme oder Rassen repräsentirt sind durch zwei Schattirungen — es gibt nicht nur in Deutschland Brünette und Blonde neben einander, sondern auch die Slaven und Finnen theilen sich in diese beiden Kategorien. Dasselbe gilt m. m. von der Brachycephalie und Dolichocephalin der modernen Hauptstämme. Ungefähr analoge Verhältnisse wiederholen sich gerade in dieser Beziehung in ganz Mitteleuropa, und Brachycephalie ist der gemeinsame Charakter aller Völker, welche die mitteleuropäischen Gebirgsgegenden eingenommen haben. Dass diese Brachycephalic aller mitteleuropäischen Gebirgsstämme der verschiedensten Völker, wie ich das darzulegen versuchte, von einer alle gemeinsam betreffenden Ursache herrührt, ist, denke ich, doch auf den ersten Blick einleuchtend.

Auch meine bei dem letzten Kongress vorgelegten vorläufigen Mittheilungen über eine Statistik der Körpergrösse der bayerischen Rekruten hat nun ausführliche Veröffentlichung unter Beigabe zweier Karten gefunden (J. Ranke. Beiträge zu A. u. U. Bay. IV. Bd. I. Heft).

Herr S. H. Scheiber hat im Archiv für Anthropologie (XIII. 3) eine „Untersuchung über den mittleren Wuchs der Menschen in Ungarn“ veröffentlicht. Kein Land ist geeigneter, die einzelnen ethnischen Volkselemente, die sich hier ja auch noch sprachlich trennen, mit so grosser Sicherheit auseinander zu lösen, als gerade Ungarn.

In dieser Beziehung sind die Resultate des Herrn Scheiber auch für die allgemeine deutsche Ethnologie von Bedeutung, da sich auch auf deutschem Boden wenigstens drei, der in Ungarn noch schärfer geschiedenen, Volksstämme mischen, und nach Ansicht des Herrn v. Hölder fehlen bei uns auch turanische Abkömmlinge nicht.



und nach Annahme des Herrn v. Hölder fehlen ja bei uns auch turanische Abkömmlinge nicht.

Herr Scheiber konstatirt eine verschiedene mittlere Körperlänge bei den verschiedenen Völkern Ungarns.

Am kleinsten sind die Magyaren, dann folgen die Juden, dann Deutsche und Slaven, welche eine gleiche mittlere Höhe besitzen:

Die mittlere Höhe der Magyaren beträgt	1,619 m
der Juden	1,633 "
der Slaven	} 1,645 "
der Deutschen	

Trotz dieser mittleren Gleichheit ergibt sich aber, dass die Deutschen in Ungarn bezüglich ihres Höhen-Wuchses wesentlich begünstigt sind gegenüber den Slaven. Das kleinste Individuum in der ganzen Reihe war ein Slave; die Slaven haben überhaupt am meisten kleine Leute. Dagegen haben die Deutschen unter allen Völkern Ungarns die meisten grossen Leute und die geringste Anzahl der kleinen. Es ist das ein Beweis, wie ausserordentlich unrichtige Resultate in gewissen Fällen das Ziehen einer Mittelzahl zu geben, wie vollkommen diese beliebte Methode nach anderen Betrachtungsweisen sehr lebhaft hervortretende Unterschiede zu verdecken vermag.

Auch in der bayerischen Statistik der Körpergrösse ist den Juden eine getrennte Berücksichtigung zu Theil geworden.

In eingehender Weise werden betreffende Fragen in dem neuen nach vielen Seiten erschöpfenden Werke des Herrn Rich. Andree, „Zur Volkskunde der Juden“ besprochen (Bielefeld und Leipzig 1881) mit einer höchst lehrreichen Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa. Wer sich für diese so innig mit der Frage des deutschen Volkstums verbundene Angelegenheit interessirt, findet hier die ausgiebige Belehrung. Wir erhalten Aufschlüsse über das Rasselement im Völkerleben, über Semiten, über die Mischung der Juden mit anderen Völkern, über die Pseudo-Juden in Abessinien u. a. a. O. Ueber die Juden und die Sprache, jüdische Namen, Sitten und Gebräuche und über die Verbreitung und Statistik der Juden.

Mit dieser umfassenden Untersuchung erwähnen wir auch eine andere desselben gelehrten Autors: Ueber die Beschneidung (A. A. XIII. 1. 2.).

Die Mischung des deutschen Volkes aus verschiedenen Stammes-Elementen wird auch illustriert durch den interessanten Aufsatz von L. Zapf: Slavische Nachklänge im bayerischen Vogtland, welche sich namentlich an die erwähnten

Spreewalduntersuchungen anlehnen (Beiträge zu A. u. U. Bay. IV. 1. 2.).

## VI. Anthropologische Physiologie.

Aus der Entwicklungsgeschichte des Menschenkörpers hat Herr Loewe ein anthropologisch besonders interessantes Kapitel behandelt, die Theorie der Zusammensetzung des knöchernen Schädels aus Wirbeln der Wirbelsäule analogen Bildungen, die sogenannte Schädelwirbeltheorie und kommt dabei zur Anerkennung von drei primären Schädelwirbeln (Z. E. XII. S. [427]).

Herr H. Munk hat eine geistvolle Zusammenfassung der neuen namentlich auch durch seine eigenen Entdeckungen geförderten Lehre von den physiologischen Funktionen der grauen Hirnrinde gegeben, Verhältnisse, welche schon bei dem Berliner Kongress durch den Bruder des Herrn Munk den Mitgliedern der Gesellschaft in gelungenster Weise demonstriert wurden (Z. E. XIII. S. [36] Gehirn u. Schädel)

Auch der Farbensinn der Naturvölker und die behauptete Entwicklung desselben in der Geschichte hat wieder seine eingehende Besprechung erfahren. Es steht nun fest, dass der Mangel an sprachlichen Bezeichnungen von Farbennuancen keineswegs ein feines Farbenunterscheidungsvermögen ausschliesst. Damit scheint diese lang ventilirte Frage nun definitiv erledigt.

Die betreffenden Untersuchungen sind: Die Herren Magnus und Almquist, der Farbensinn der Tschuckschen. Herr Rahl-Rückhard zur historischen Entwicklung des Farbensinns (Z. E. XII. 4.) mit vollständiger Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Frage, wobei vorzugsweise auf die wichtigen bekannten Untersuchungen von Hugo Magnus, Holmgren und Almquist zurückgegangen wird. In der Z. E. XII. S. (183) finden wir die sehr beachtenswerthen Bemerkungen des Herrn Rob. Hartmann über Farbenwahl der Afrikaner, welche den ausgebildeten Farbensinn nicht nur der modernen Negervölker sondern auch der Aegypter zur Zeit der alten Dynastien beweisen.

## VII. Allgemeine Anthropologie.

Wenden wir uns zum Schlusse unserer Untersuchung noch zu der Frage der Stellung des Menschen zu den nächstverwandten animalen Wesen, so konstatiren wir auch auf diesem Gebiete eine höchst erfreuliche Thätigkeit im verflossenen Arbeitsjahr.

Da tritt uns zuerst die grosse, reich ausgestattete Monographie Rob. Hartmann's: der



**Gorilla** (Zoologisch-zootomische Untersuchungen mit XIII in den Text gedruckten Holzschnitten und XXI Tafeln, Leipzig 1880) entgegen, worin zunächst Geschichte und Literatur der Gorillastudien, sodann die äusserer Gestalt des Gorilla im Vergleich mit Chimpanse und Orangutan abgehandelt wird. Den Haupttheil des Werkes bildet die Knochenlehre des Gorilla. Die Resultate dieser Studien wurden in den beiden Kapiteln: der Schädel des Gorilla, Chimpanse und Orang im Vergleich zum Menschen Schädel und dann: das Skelet des Gorilla, Chimpanse und Orang zusammengefasst. Den Schluss der Untersuchung bildet: Ueber das Artverhältniss des Gorilla und anderer Anthropoiden, eine Frage, welche jetzt namentlich bezüglich des Chimpanse von Wichtigkeit erscheint, dessen Trennung in mehrere wohl ausgeprägte Varietäten oder vielleicht Arten kaum mehr angezweifelt werden darf. Die Aehnlichkeiten des Skeletes der Anthropoiden und des Menschen werden sowie die Unterschiede — z. B. die verschiedene Zahl der Wirbel, die Stellung der Wirbelsäule, die Platycnamie der Schienbeine abgehandelt, leider wird dabei eine der wichtigsten Fragen, jene über die Stellung des „Greiffusses“ der Anthropoiden zum „Schreitfuss“ des Menschen, abgesehen von einer Erörterung des Gangs der Anthropoiden auf den hinteren Extremitäten, auf anderweitige Publikationen verschoben.

Speziell mache ich darauf aufmerksam, dass Herr Hartmann auch den Augenhöhlen der Anthropoiden und Menschen sorgfältige Vergleichung zukommen lässt.

Die grössere Zahl der Abbildungen auf den Tafeln bezieht sich auf den Schädelbau, welcher bekanntlich zwischen Anthropoiden und Mensch namentlich in der Hinterhauptregion auffallende Differenzen zeigt. „Bei dem Anthropoiden-Männchen wird, sagt Hartmann, die Bildung eine so vorherrschend thierische, dass hier überhaupt an eine direkte Vergleichung mit menschlichen Verhältnissen kaum gedacht werden kann.“ Bezüglich der Schädel von jungen Anthropoiden, jungen Weibchen und Männchen hebt Herr Hartmann vorzugsweise die mit dem Menschen Schädel bestehenden Aehnlichkeiten hervor und wir begegnen einigen Bemerkungen, welche klarlegen, dass das verschiedene Gesetz im Entwicklungsgang des Schädels nach der Geburt bei Mensch und Anthropoide, auf welches Herr Virchow u. A. hingewiesen haben, anerkannt wird: „Ferner lässt sich nachweisen, sagt z. B. Herr Hartmann, dass bei der Entwicklung der Körperform unter den Anthropoiden die räumliche Ausdehnung des

Hirnschädels gegenüber der kolossalen Ausdehnung der dem Kauapparat anheimfallenden Theile des Gesichtschädels eine grosse Benachtheiligung erleidet. Etwas dem Entsprechendes hat man denn doch bei den niedrigsten menschlichen Horden vergeblich gesucht.“

Herr Hartmann hatte es bei seiner Untersuchung an jugendlichen Gorillaschädeln ziemlich gefehlt, um so wichtiger ist es, dass schon im Juni 1880, also schon über  $\frac{1}{4}$  Jahr vor dem Erscheinen der Hartmann'schen Monographie eine Untersuchung von Herrn Virchow: Ueber den Schädel des jungen Gorilla (Monatsber. der Berl. Akademie der Wissenschaften mathem.-phys. Kl. 7. Juni 1880) in der berliner Akademie zum Vortrag kam. Hier wird auf den verschiedenen Entwicklungsgang zwischen Menschen- und Anthropoidenschädel auf das Entschiedenste hingewiesen — bei den letzteren trägt im Gegensatz gegen die menschlichen Verhältnisse das Wachstum des Schädelraumes und damit des Gehirns von der jugendlichen Form an wenig aus, während sich die Gesichtsknochen in stärkster Weise vergrössern. Herr Virchow erklärt sich dafür, dass die Anthropoiden bezüglich des Innenraumes ihres Schädels, d. h. der Form des Gehirns als brachycephal zu betrachten seien. Ein Gegensatz zwischen brachycephalen asiatischen und dolichocephalen afrikanischen Anthropoiden wird nach Herrn Virchow nur vorgetäuscht durch eine mit jedem Lebensjahr zunehmende Verlängerung des knöchernen Aussenwerks der Schädelkapsel, in der Jugend ist auch der Gorillaschädel äusserlich brachycephal. Besonders wichtig in ethnologischer Hinsicht ist die genaue Analyse der Gorilla-Nasenbildung, die flachen eingebogenen Nasenbeine, die mit einem spitzen Ausläufer in das Stirnbein eintreten, die hervorragende Betheiligung der Oberkieferbeine an der Bildung der knöchernen Nase, — Verhältnisse, wie sie uns Herr Virchow als katarrhine Nasenbildung als eines seiner Merkmale niederer Rasse am Menschen Schädel gelehrt hat.

Herr von Bischoff publicirte auf Anlass dieser Untersuchung des Herrn Virchow einige Gehirnumrisse von Anthropoiden (Sitzgs.-Ber. der Münchener Akademie der Wissenschaften math.-phys. Klasse 1881), welche die Brachy-encephalie dieser Affen in der entschiedensten Weise bestätigen, und zwar sowohl im jugendlichen wie im erwachsenen Alter. Nur einige der niedrigen Affen sind ausgesprochen Dolicho-encephal, ohne dass aber auch unter Ihnen Brachy-encephale fehlten.

Ich mache darauf aufmerksam, dass von



Seite unseres geehrten Gastes, des Herrn Professor Dr. Aurel von Török (Klausenburg) eine neue Untersuchung über einen jugendlichen Gorillaschädel vorliegt.

Ueber abnorme Behaarung, welche in früheren Jahren so vielfach ventilirt wurde, haben wir ausser einer Nachricht des Herrn v. Schulenburg über unregelmässigen stärkeren Haarbesatz an der Körperoberfläche eines Mannes, wieder einige neue Mittheilungen des Herrn Ornstein aus Griechenland, unter denen namentlich die Abbildung einer bärtigen Jungfrau mit ziemlich reichem Backenbart und Schnurrbart bemerkenswerth erscheint (Z. E. XII. S. [172]).

An dieser Stelle mögen auch die Untersuchungen des Herrn Waldayer Erwähnung finden, die in vorläufiger Mittheilung dem Kongress in Strassburg vorgelegt und nun ausführlich publizirt wurden (A. A. XII. 4.) Bemerkungen über die squama ossis occipitis mit besonderer Berücksichtigung des Torus occipitalis, und: der Trochanter tertius nebst Bemerkungen zur Anatomie des Os femoris.

Die Zusammenkunft zahlreicher Anatomen zu dem vorjährigen Kongress in Berlin beschäftigte sich bekanntlich vorzugsweise mit der Frage über die Schwanzbildung bei Säugethieren und Menschen.

Herr M. Bartels hatte schon dem Kongress in Berlin eine sehr verdienstvolle zusammenfassende Untersuchung: Ueber Menschenschwänze, welche soeben im Archiv erschienen war, vorgelegt.

Das wissenschaftliche Interesse der in Berlin beratenden Anatomen gipfelte in dem schwanzähnlichen Anhang, welcher in einem frühen embryonalen Stadium der Menschenfrucht unzweifelhaft zukommt. Letztere erscheint dann geschwänzt und der Gedanke lag nahe, dass das spätere Fehlen eines Schwanzes auf einer Rückbildung von dessen embryonaler Anlage beruhe. Gelegentliche Beobachtungen schwanzähnlicher Missbildungen am hinteren Leibesende des Menschen konnten in diesem Sinne als anormale Ausbildung einer regelmässigen, dem Menschen wie den geschwänzten Thieren zukommenden embryonalen Anlage gedeutet werden.

Es ist das grosse Verdienst von zwei so ausgezeichneten Forschern wie die Herren Ecker und His diese wichtige Frage nun zur definitiven Entscheidung geführt zu haben (Z. für Anat. u. Physiologie 1881). Das Wichtigste ist der Nachweis, dass auch bei jüngeren Embryonen keine Anlage eines knöchernen Schwanzes existirt, welche in der Folge zurückgebildet wird, in dieser Beziehung ist also der Erwachsene ebenso

viel oder ebenso wenig geschwänzt wie der menschliche Embryo. Das Wirbelsäulenende ragt bei letzterem, so lange er stark zusammengekrümmt ist und die Extremitäten noch unentwickelt sind, in Form eines Schwanzes hervor, später wie bei allen höheren Wirbelthieren überragt von einem aus Weichgebilden (Chorda und Medullarrohr) gebildeten Schwanzfaden, der wie es scheint bei allen, auch den längst geschwänzten, Wirbelthieren wie beim Menschen der Rückbildung anheimfällt. Der normalen definitiven Vorwärtskrümmung des Wirbelsäulenendes geht in einer späteren embryonalen Periode ein Zustand des Gestrecktseins voraus, das sich durch einen höckerartigen Vorsprung (Steisshöcker nach Herrn Ecker) kenntlich macht. Dieser letztere Zustand kann unter Umständen als eine Missbildung auch noch im späteren Leben bestehen und dann als eine Art Stummelschwanz wie in dem bekannten Fall von Herrn Ornstein an dem griechischen Rekruten erscheinen. Normal schwindet diese embryonale Hervorragung, theils wird sie bedeckt durch die mächtigere Entwicklung des Beckens und seiner Muskulatur, theils und vorzugsweise biegt sich das Wirbelsäulenende wieder wie gesagt normal in einem Bogen nach vorn und zieht sich so zurück.

Zum Schluss erwähne ich noch einer zwar populären aber von der tiefsten wissenschaftlichen Forschung getragenen Untersuchung unseres hochverehrten Präsidenten des Herrn Ecker über: Hand und Fuss des Menschen (Monats-Hefte, L. 295—296. April—Mai 1881. Vierte Folge, Bd. VI. 31. 32.). Wenn Jemand berufen ist, in dieser die Geister so lebhaft beschäftigenden Frage ein Urtheil abzugeben, so ist das Herr Ecker, dessen vorurtheilsfreier lediglich wissenschaftlicher Standpunkt von Niemandem angezweifelt wird. Wenn Jemand, so hat Herr Ecker keinen Feind, nur Freunde! An Hand des vergleichenden anatomischen Materials, welches in vortrefflichen und zahlreichen Abbildungen gegeben ist, wird die ganze Frage nach allen ihren Seiten in unübertrefflich klarer Weise und doch ohne dem wissenschaftlichen Standpunkt irgend etwas zu vergeben abgehandelt. Den wichtigsten Abschnitt bildet die Vergleichung des „Affenfusses“ mit dem Menschenfuss. Hören wir Herrn Ecker's eigene Worte:

„Nachdem ich als Charakter der Hand insbesondere den entgegenseitbaren Daumen, die langen, dieselbe zum Greiforgan befähigenden Finger und die allseitig grosse Beweglichkeit der Hand im Ganzen; als die des menschlichen Fusses dagegen die Gewölbbildung, die kürzeren zum Er-



greifen der Gegenstände untauglichen Zehen, die Unentfernbarkeit des Mittelfussknochens der grossen Zehe von den übrigen bezeichnet habe, wird der Leser wohl nicht im Zweifel sein, dass die Charaktere des Fusses dem Endglied der hinteren Extremität der Affen abgehen und dass dieses vielmehr einer Hand gleiche und als solche als **Fussband** oder **Hinterhand** zu bezeichnen sei.“ — — Allerdings bleibt im Plan und Grundgedanken das Endglied der hinteren Extremität auch der Affen ein **Hinterfuss**, wie die Hand des Menschen oder selbst der Fledermausflügel ein **Vorderfuss**. Die verschiedenartigen relativen Verhältnisse der gleichen Grundgebilde sind es aber, die hier eine Hand, dort eine Tatze oder einen Flügel zuwege bringen. Wir nennen aber mit dem gleichen Recht, mit welchem wir ein Bewegungsorgan, das bestimmt ist, den Leib des Thieres durch Schlagen gegen die Luft zu erheben, einen Flügel nennen, das Endglied einer Extremität, das durch Entgegensetzung eines Fingers gegen die anderen einen Körper umfassen kann, eine Hand.“ — — Und wenn Herr Huxley (und wieder Herr R. Hartmann) „die Concession machen, die Hinterhand (des Affen) einen „Greiffuss“ zu nennen, so ist damit eigentlich der Hauptcharakter der Hand anerkannt.“ — — „So behaupten wir also, dass nur beim Menschen die Theilung der Arbeit zwischen Vorder- und Hinter-Extremität vollkommen durchgeführt ist: nur bei dem intelligentesten Wesen ist der Fuss ausschliesslich Stützorgan, nur bei ihm ist die Hand ausschliesslich Greiforgan, nur der Mensch hat „Hand und Fuss.“ —

Mein Wunsch war es, Ihnen nicht nur einen Einblick in die lebhafteste Thätigkeit im deutschen Reiche auf allen Gebieten der anthropologischen Forschung im verflossenen Jahre zu geben. Wir konstatiren mit besonderer Freude die vollkommene Eintracht, zu welcher die vielen, scheinbar von unvereinbaren Standpunkten aus geführten Diskussionen des ersten Decenniums unserer neubelebten Thätigkeit schon bei Beginn des zweiten Jahrzehnts geführt hat. Alle Standpunkte vereinigen sich in der Anerkennung des Grundsatzes, dass nur vorurtheilsfreie Forschung absolut getragen von dem rücksichtslos kritischen Geist der exacten Naturforschung die Grundlage der modernen Anthropologie sein kann. In diesem Sinne begrüesse ich das zweite Decennium, in welches unsere deutsche anthropologische Gesellschaft mit diesem Jahre eingetreten ist, und ich stehe nicht an, vorauszusagen, dass die Resultate

der kommenden Dekade von Jahren bedeutendere namentlich bleibendere sein werden als jene der ersten.\*)

Herr Welsmann (Kassaführer):

Hochzuverehrende Versammlung!

Im Anschluss an den soeben vernommenen höchst interessanten Bericht unseres Herrn Generalsekretärs über die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Gesellschaft wollen Sie nun auch mir gestatten, Ihnen über den finanziellen Theil des zum Abschluss gekommenen Vereinsjahres zu referiren.

Aus dem zur Vertheilung gelangten Kassenberichte mögen Sie ersehen, dass wir abermals einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan haben, und dass unsere vorjährige Generalversammlung ihre guten Früchte getragen hat. — Ich bin wiederholt in der angenehmen Lage mit einer namhaften Mehrung unserer Mitglieder vor Sie treten zu können, und muss auf Grund der mir durch meine Beziehungen zu den Vereinsmitgliedern zu Gebote stehenden Erfahrung hier öffentlich der Ueberzeugung Ausdruck geben, dass es zur Zeit wohl keine wissenschaftliche Vereinigung in Deutschland geben dürfte, die mit grösserer Befriedigung auf das steigende Interesse sehen könnte, das sich in allen Theilen des Vaterlandes und in den besten Schichten der Gesellschaft für ihre Bestrebungen kund gibt, als gerade die Deutsche anthropologische Gesellschaft. Und hierzu trägt neben unseren hervorragenden hochwissenschaftlichen Führern unstreitig auch unsere glückliche Organisation wesentlich bei, der wir, trotz der grössten Uneingeschränktheit der Einzelvereine, doch die so nothwendige, das Ganze so segenvoll tragende Fühlung mit jedem einzelnen Vereinsmitgliede zu verdanken haben. —

Diese erfreuliche Entwicklung unserer Gesellschaft, die ich in meinem vorjährigen Rechenschaftsberichte ziffermässig Ihnen vorzuführen mir erlaubte, hat jedoch ihren Höhepunkt gewiss noch lange nicht erreicht, und unsere alljährlichen verhältnissmässig sehr zahlreich besuchten Generalversammlungen in Nord und Süd des Vaterlandes geben nicht nur beredtes Zeugnis von dem allgemeinen Interesse für unsere Sache, sondern sie führen uns auch stets neue Kräfte zu. —

Darf ich nun die hohe Generalversammlung in die einzelnen Posten des Kassenberichtes selbst einführen, so mögen Sie aus Nr. 2 der Einnahmen mit Ihrem Schatzmeister der Befriedigung Ausdruck geben, wie beneidenswerth eine Gesellschaft ist, die einen namhaften verzinlich

\*) Der Jahres-Bericht wurde nur zum Theil gelesen. d. R.



angelegten Sparpfennig für unvorhergesehene Fälle hat. Die gewissenhafte Erhaltung und thunlichste Mehrung unserer Werthpapiere, die nun 3500  $\mathcal{M}$  betragen, ist es ganz besonders, wofür ich mir nach Abschluss meiner nun sechsjährigen Finanz-Thätigkeit Ihre Anerkennung erbitten möchte.

Aus Nr. 3 der Einnahmen, „rückständige Beiträge“, wollen Sie ersehen, was durch fleissige Nachlese zu erzielen ist.

Hoherfreulich ist der Einnahmeposten Nr. 4, der uns die respektable Summe von 6543  $\mathcal{M}$  als Jahresbeiträge von 2181 Mitgliedern aufweist. Während wir im vorigen Jahre mit 2038 Mitglieder-Beitrügen abrechneten, können wir dies heute mit einem Plus von 143 Mitgliedern thun; und rechnen wir hiezu noch die unter den gegebenen Verhältnissen trotz alles Fleisses und guten Willens der Lokalkassensführer unvermeidlichen Rückstände, so nähern wir uns incl. unserer lebenslänglichen Mitglieder bereits einer Mitgliederzahl von 2300.

Der Einnahmeposten Nr. 5 stellte sich heuer etwas niedriger, als im vorigen Jahre; doch will auch diese Summe aus dem Verkaufe einzelner Correspondenzblätter und Berichte eingenommen sein, um so mehr als der Schatzmeister nicht mehr in der Lage ist, einzelne Jahrgänge zu kompletiren, und seine dringenden Bitten um Einsendung überzähliger Exemplare aus den Vorjahren erfolglos bleiben. Ich wiederhole meine Bitte in diesem Betreffe auf das Herzlichste und Dringlichste! —

Vereinsmitglieder erhalten zu Verlust gegangene Exemplare ja ohnediess stets gratis und portofrei.

Ueber Nr. 6 der Einnahmen referirte ich voriges Jahr schon des Näheren; heute habe ich nur anerkennend hervorzuheben, mit welcher Noblesse Herr Vieweg meiner Bitte entgegenkam, in Anbetracht des umfangreichen und kostspieligen Jahresberichtes der Berliner Generalversammlung, den er bekanntlich ebenfalls gratis bezog, seinen Druckkostenbeitrag dieses Jahr auf die zwölf Nummern des Correspondenzblattes, anstatt nur auf neun auszudehnen.

Der Posten Nr. 7 für die statistischen Erhebungen und die prähistorische „Karte“ hätte nach dem im vorigen Jahre festgestellten Etat um 550  $\mathcal{M}$  erhöht werden sollen; Ihr Schatzmeister glaubte aber, wie schon oben erwähnt, im Interesse der Erhaltung unserer Werthpapiere hievon absehen zu dürfen, um so mehr, als uns ja das neue Geschäftsjahr hinlänglich in den Stand setzt, das Versäumte nachzuholen. Die Herren Väter dieser Fonds, Herr Geheimrath

Virchow und der verehrte Herr Vorsitzende verzeihen in Anbetracht der guten Absicht dem Schatzmeister gewiss gerne diese scheinbare, jedoch gutgemeinte Eigenmächtigkeit. —

Soviel über die Einnahmen, die einschliesslich des letzten Postens mit 15062  $\mathcal{M}$  66  $\mathcal{S}$  abschliessen.

Bezüglich der Ausgaben haben wir uns streng innerhalb des Etats gehalten, bis auf die Druckkosten unter Nr. 2, welche um 1288,46  $\mathcal{M}$  überschritten werden mussten; doch dürfte diese Ueberschreitung zu verantworten sein, wenn wir uns erinnern, was dafür geboten wurde. War die Berliner Generalversammlung schon an und für sich epochemachend für unseren Verein, so ist der 20 Bogen starke Bericht hierüber, der als ein selbstständiges Ganze zur Vertheilung gelangte, nicht minder ein bleibendes und höchst werthvolles Denkmal an ein Vereinsjahr wie es nicht leicht wieder kommen dürfte. — Zudem ist der von uns übernommene Antheil an den Kosten der Berliner Generalversammlung ein ausserst geringer Tribut dem gegenüber, was die lokale Geschäftsführung dortselbst an Opfern gebracht hat.

Bei Nr. 8 der Ausgaben habe ich ein seltenes Vorkommniss zu konstatiren. Der Göttinger Lokalverein, dem 100  $\mathcal{M}$  für Ausgrabungen bewilligt und bereits ausbezahlt waren, begnügte sich mit den hier eingesetzten 40  $\mathcal{M}$  und liess den Rest von 60  $\mathcal{M}$  wieder in die Kasse zurückgehen, weitere diesbezügliche Ausgaben aus eigenen Mitteln bestreitend.

Unter Nr. 16 u. 18 finden Sie zwei kleine Posten vorgetragen — 211  $\mathcal{M}$  und 18  $\mathcal{M}$  in Summa 229  $\mathcal{M}$  —, welche die Herren Geheimrath Virchow und Professor Dr. Fraas ihrem betr. Fond entnommen haben, so dass sich derselbe um diese Summe, also von 6074  $\mathcal{M}$  auf 5845  $\mathcal{M}$  reducirt, wie dies aus dem Titel „Bestand“ unter c. zu ersehen ist.

Somit hätten wir allen unsern Verbindlichkeiten genügt, ohne dass wir unsern Reservefond zu 1500  $\mathcal{M}$  und unser den Kasastand bildendes Werthpapier zu 800  $\mathcal{M}$  hätten angegriffen.

Und nun bitte ich hohe Generalversammlung noch um die Genehmigung mittheilen zu dürfen, wie sich die Mitgliederbeiträge auf die einzelnen Lokalvereine und Gruppen vertheilen. Ich folge hier der alphabetischen Ordnung. Es zahlten ein:

1. Basel	für	7 Mitglieder	21 $\mathcal{M}$
2. Bonn	„	20 „	60 „
3. Berlin	„	430 „	1290 „
4. Carlsruhe	„	100 „	300 „



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



## A. Capital-Vermögen.

Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:

a) 4 1/2% Bodenkredit-Obligation der Nürnberg. Vereinsbank Ser. V. Lit. C. Nr. 30084	ℳ	200	—	♣
b) 4 1/2% Bodenkredit-Obligation der Nürnberg. Vereinsbank Ser. V. Lit. C. Nr. 30085	„	200	—	„
c) 4 1/2% Bodenkredit-Obligation der Nürnberg. Vereinsbank Ser. V. Lit. B. Nr. 22513	„	500	—	„
d) 4 1/2% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. VI (1874) Nr. 27097	„	300	—	„
e) Reservefond	„	1500	—	„
Zusammen:	ℳ	2700	—	♣

## B. Bestand.

a) An Werthpapieren	ℳ	800	—	♣
b) Baar in Casse	„	23	20	„
Zusammen:	ℳ	823	20	♣

c) Hierzu die für die statistischen Erhebungen und die prähistor. Karte bei Merck, Fink & Co. deponirten	ℳ	5845	—	♣
Zusammen:	ℳ	6668	20	♣

## Verfügbare Summe für 1881/82.

1. Jahresbeiträge von 2100 Mitgliedern à 3 ℳ	ℳ	6300	—	♣
2. Baar in Casse	„	823	20	„
Zusammen:	ℳ	7123	20	♣

Der Etat für 1882 ist in folgender Weise aufgestellt worden:

## Etat pro 1882.

Verfügbare Summe . . . . . ℳ 7123 20 ♣

## Ausgaben.

1. Verwaltungskosten	ℳ	800	—	♣
2. Druckkosten	„	3000	—	„
3. Zu Handen d. Generalsekretärs	„	600	—	„
4. Zu Handen d. Schatzmeisters	„	300	—	„
5. Für die Redaktion des Correspondenzblattes	„	300	—	„
6. Für die Stenographen	„	300	—	„
7. Für Berichterstattung	„	150	—	„
8. Für die Publikation der statistischen Erhebungen über die Farbe der Haare, der Haut und der Augen	„	500	—	„
9. Für die Publikation der prähistorischen Karte und zwar:				
a) für d. Münch. Lokalverein	ℳ	300		
b) zum eigentl. Fond	„	300		
	„	600	—	„

10. Dem Lokalverein in Jena für Ausgrabungen	ℳ	200	—	♣
11. Dem Lokal-Verein in Weissenfels zu gleichem Zwecke	„	200	—	„
12. Als Dispositionsfond für den Generalsekretär	„	150	—	„
13. Für kleinere Ausgaben	„	23	20	„
Zusammen:	ℳ	7123	20	♣

Nachdem der Herr Vorsitzende dem Herrn Schatzmeister den Dank der Gesellschaft ausgesprochen, wurden auf Vorschlag des Herrn C. Mehli für den Rechnungsausschuss die Herren Graf v. Walderdorff (Regensburg), Rüdinger (München), Wattenbach (Berlin) gewählt, zur Prüfung des Kassenberichts. In der II. Sitzung erfolgte, wie wir hier vorausnehmen, der Bericht des Rechnungsausschusses durch Herrn Wattenbach, welcher in aner kennendster Weise Decharge ertheilt. —

## Berichterstattung der Kommissionen.

## I. Kartographische Kommission.

Herr Baron v. Tröltzsch: Ich habe die Ehre, Ihnen heute die 3. Serie meiner kartographischen Arbeiten vorzulegen: eine Karte der Vorzeit Schleswig-Holsteins. Leider machten anderseitige Verpflichtungen und mehrmonatliche angestrenzte Arbeit es durchaus unmöglich, noch weitere Gebiete zu bearbeiten.

Vorliegende Karten sind nach ganz vortrefflichem Material bearbeitet, darunter vor Allem nach den äusserst übersichtlich und sachgemäss zusammengestellten Fundnotizen von Herrn Professor Handelmann in Kiel, die ich hier besonders hervorheben möchte. Ferner benützte ich die in tabellarischer Form trefflich zusammengestellten Angaben des kgl. bayer. Zollinspektors Herrn Grass in Lübeck über Lauenburg und Lübeck, sowie jene des Herrn Dr. Wihel über das Hamburger Gebiet. Endlich bediente ich mich der Topographien von Holstein, Lauenburg und Lübeck von v. Schröder und Biernatzki und der von Schleswig von v. Schröder.

Mit diesem Material habe ich nun die Prähistorie Schleswig-Holsteins bearbeitet und zwar zunächst die Detailszeichnungen in die Reymannschen Kartenblätter mit den Ihnen bekannten Zeichen und Farben (roth für die Steinzeit, gelb für die der Bronze, blau für die des Eisens und grün für die unbestimmten Funde) gemacht.

Auf Grund dieser Detailszeichnungen entwickelten sich nun beiliegende 4 General-Karten nach dem gleichfalls bekannten System,



dass nemlich sämmtlich gleichstoffigen Funde, sowie sämmtliche Alterthumsdenkmale gleicher Kategorie in Kurvenflächen vereinigt wurden. Die Form und Grösse derselben ist bedingt durch die Lage und Zahl der einzelnen Fundstellen.

Ausschliesslich für die vorangegangenen Generalversammlungen in Strassburg und Berlin habe ich grössere Tableaus von Südwestdeutschland und der Schweiz, sowie von Mecklenburg angefertigt, um Ihnen ein Gesamtbild der Prähistorie dieser Länder zu geben. Eine solche Darstellungsweise ist aber nur möglich bei sehr grossem Maasstabe wie diesem von 1:200000. Da ferner ein solches Gesamtbild nicht auch zugleich ein klares Bild der Vertheilung der Alterthumsdenkmale gibt, habe ich schon bei der Generalversammlung in Strassburg ausdrücklich betont, dass es unumgänglich nothwendig sein wird, das so reiche Fundmaterial auf einige Kartenblätter zu vertheilen, wenn später die prähistorische Karte für unseren Verein erstellt wird. So habe ich beispielsweise für Südwestdeutschland und die Schweiz vorgeschlagen 4 Blätter zu entwerfen: eine Fundstoffkarte, eine Karte der Höhlen und Pfahlbauten der Steinzeit, eine Karte der Grabhügel und eine Karte der Reihengräber.

Nach diesem Grundsatz der Zergliederung des Stoffes habe ich nun vorliegende 4 Karten entworfen, um die Vorzeit Schleswig-Holsteins darzustellen.

Die erste derselben zeigt Ihnen die Vertheilung der Fundstoffe. Schon beim ersten Blick ersehen Sie, wie ungemein reich dieses Land an vorgeschichtlichen Denkmalen ist und wohl einst noch weit mehr war. Eine Ausnahme macht die Westhälfte Schlesiens, welche auffallend leer erscheint. Ich glaube der Grund dieser ungleichen Vertheilung ist zunächst zu suchen in der verschiedenen Bodengestaltung. Der Westen Schlesiens aus Marschland und Flugsand bestehend, ist so tief gelegen, dass er den Fluthen des stürmenden Meeres mehr oder weniger ausgesetzt ist. So manche Werke menschlicher Hände gehen jetzt noch durch sie zu Grunde, um wie viel mehr mag das früher der Fall gewesen sein, wo noch keine schirmenden Dämme vorhanden waren, welche diesen Landstrich schützten. Die Osthälfte dagegen liegt erhöht auf dem jütischen Landrücken und dadurch geschützt vor den Gewalten des Meeres. Ausserdem aber dürfte die ungleiche Vertheilung der Fundstätten auch darin zu suchen sein, dass nach einem Vortrage Herrn Handelmann's über prähistorische Archäologie die bedeutenderen Alterthumsforscher des Landes im östlichen Schleswig

gewohnt haben. Ganz ähnliche Verhältnisse influirten — wie bekannt — auf die Gestaltung der prähistorischen Karte von Baden.

Bei weiterer Betrachtung finden wir ferner, dass sich die Fundflächen hauptsächlich um die Buchten und Fiorde des baltischen Meeres konzentriren, besonders das Hellroth der neueren Steinzeit. Damit ist bewiesen, dass schon in grauester Vorzeit die Bewohner dieses Landes an diesen Stellen nicht nur ihre Hauptniederlassungen, sondern auch ihre Häfen angelegt haben; so bei Lübeck, Lütjenburg, Kiel, Eckernförds, Schleswig, Flensburg, Apenrade, Badersleben. Von diesen von der Natur geschützten Orten befuhren sie die grösste aller Verkehrsstrassen — das Meer.

Die Karte Nr. 1 zeigt uns — wie schon erwähnt — das Vorherrschen der neueren Steinzeit. Die Mehrzahl ihrer Funde sind Flintwerkzeuge verschiedener Form und Grösse, darunter der Hohlmeisel, der meines Wissens in Süddeutschland noch nicht vorgekommen ist. Dagegen sehen Sie das Blau der Eisenzeit und das Grün der gemischten Funde aus Bronze und Eisen bedeutend zurücktreten, ebenso das die älteste Steinzeit bedeutende Dunkelroth. Wieder mehr treten hervor das Gelb der Bronze und das Grau der unbestimmten Funde.

Wie in allen Ländern, so bilden auch in Schleswig-Holstein die Grabstätten die Hauptmasse der Alterthumsdenkmale und zugleich die wichtigsten Fundgräben für wissenschaftliche Forschungen. Auf sie habe ich daher die übrigen 3 Karten vertheilt.

Karte 2 gibt Ihnen ein Bild der Vertheilung der Steingräber in dem dunkleren Roth und ein solches der Riesenbetten in der Rosafarbe. Beide Begräbnissarten sind im Aeusseren wie im Inneren ganz übereinstimmend mit denjenigen in Mecklenburg, welche schon voriges Jahr näher beschrieben wurden.

Ausserdem kommen noch sogenannte Ganggräber vor, Gräber in Form von Gängen von hohen Steinplatten gebildet, wie sie z. B. auf der Insel Sylt beobachtet wurden.

Auch die sogenannten Kjökken-Müddingers (Küchenabfallhaufen), allerdings in zweifelhaften Exemplaren an der Ostküste von Sylt, südlich Hadersleben und bei Eckernförde sind hier zu erwähnen.

Nach den Forschungen von Alexandre Bertrand gehören die Steingräber auch unserer deutschen Nordmark der grossen Dolmenzone an, die an der französischen Mittelmeerküste beginnt, sich auf dem rechten Ufer der Saône und



Rhône nach Norden zieht, auf der einen Seite — nach Westen — sich in grösseren und kleineren Gruppen über ganz Frankreich verbreitet, auf der anderen Seite — nach Osten — aber nur geringe Ausläufer in die Reichslande Elsass-Lothringen, sowie nach der Schweiz entsendet, mit denen wir schon bei Betrachtung der Karte von Südwestdeutschland und der Schweiz bekannt wurden. In ihrem weiteren Laufe nach Norden zieht sich die Dolmenzone allmählich zwischen Mosel und Maas, überschreitet den Unterrhein, erreicht sodann in östlichem Laufe die Nordseeküste, von wo sie ihre letzten nicht unbedeutenden Ausläufer nach Mecklenburg und auf die jütische Halbinsel entsendet.

Es ist mir nicht möglich gewesen und kann auch Anderen nicht gelingen, sämtliche noch vorhandenen Steingräber zu verzeichnen, denn nach der Annahme von Worsaae, dem auch noch Andere mehr oder weniger beistimmen, liegt unter dem Erdmantel vermeintlicher Grabhügel noch eine grosse Anzahl von Steingräbern verborgen. Um diese Karte zu entwerfen, war ich daher genöthigt, nach äusseren Formen zu unterscheiden und nur diejenigen Steingräber aufzuzeichnen, welche ohne Erdmantel angetroffen wurden. Ausserdem haben die Steingräber auch noch das charakteristische Merkmal, dass ihre Beigaben nur in Steinartefakten, Urnen und etwas Bernstein bestehen, während Metall fast durchweg ausgeschlossen ist.

Nebenbei habe ich auf dieser Karte auch die Ueberreste früherer Feuersteinwerkstätten eingezeichnet. Man fand solche auf der Insel Amrum, unweit Husum, Meldorf, Oldenburg und bei Kiel. Letztere sonderbarer Weise an derselben Stelle, wo jetzt wohl die grösste Werkstätte dieses Landes, die kaiserliche Werft von Ellerbeck gelegen ist.

Gehen wir über zur nächsten Karte, so sehen Sie an deren gelben Flächen die Verbreitung der Grabhügel. Auch bei diesen — welche sich in grossen Massen und alle drei Perioden durchlaufend über das ganze Land verbreiten — ist es überflüssig, deren Inneres und Aeusseres zu schildern. Beides stimmt ganz überein mit den Ihnen bekannten Süddeutschlands und Mecklenburgs, dort Kegelgräber genannt. Nur möchte ich kurz erwähnen, dass einzelne Beigaben meines Wissens in letzteren Ländern nicht vorkommen: nämlich die Tutuli, Bronzeschmuck in kegelförmiger Gestalt, vermuthlich zur Zierde der Frauenhaare bestimmt, sowie Schmuck von Elektrom, einer Composition aus Gold und Silber und endlich die feinen Goldspiralen.

Wegen vorgerückter Zeit genöthigt, meinen Vortrag abzukürzen, möchte ich nur noch Alterthumsobjekte erwähnen, denen wir schon bei Betrachtung der Karte von Südwestdeutschland und der Schweiz begegnet sind, nämlich die sogenannten Schalensteine. Auch diese treffen wir wieder hier im deutschen Norden, wenn auch nur auf etwas beschränkterem Gebiete — im südöstlichen Schleswig. Ihre Beschaffenheit entspricht fast ganz den schweizerischen; nur kommen sie hier im Schleswigschen sonderbarer Weise hie und da als Deckplatten von Grabkammern vor und bei einzelnen traf man selbst neben den Schalen Runenschrift eingehauen.

Auch die wenigen Werkstätten der Bronzeperiode möchte ich noch erwähnen. Es sind diess Bronzegussstätten mit und ohne Formen, deren Ueberbleibsel bei Sonderburg, Cappeln, sowie unweit Plön und Meldorf getroffen wurden.

Vielleicht gehören in dieselbe Zeit auch die sogenannten Hufeisensteine, halbmondförmige Steine, im Kirchspiel Marne gefunden, die man als alle Grenzsteine bezeichnet.

Die vierte Karte zeigt Ihnen in blauen Flächen das Gebiet der Urnenbegräbnisse.

Die Urnenbegräbnisse erscheinen bald vereinzelt, bald in grossen ebenen Feldern, bald von ganz kleinen, niederen Hügeln bedeckt und sogar nicht selten findet man Urnen im Erdmantel von Grabhügeln beigesetzt.

Zu erwähnen sind ferner die Muschelgräber, wie auf der Westküste von Amrum, bei denen die Urnen zwischen ungeöffneten Seemuscheln verpackt waren.

Unstreitig gehören dieser Periode auch die wenigen Flachgräber, die Moorleichenfunde und Einbäume an, die in Stümpfen versunken waren; ebenso die silbertauscherten Schmuckgeräthe, die an einzelnen Orten von Südost-Schleswig gefunden wurden.

Ferner habe ich auf diesem Blatte die Runen verzeichnet die in der Gegend zwischen Rendsburg und Flensburg vorkommen.

Endlich sind noch zu erwähnen die Ringwälle, Befestigungen, die grösstentheils der sogenannten Eisenperiode angehören dürften. Ich kann mich betreffs derselben um so mehr kurz fassen, weil die Ringwälle Schleswigs im vorigen Jahre bei der Generalversammlung in Berlin von Herrn Handelsmann in einem grösseren Vortrag behandelt worden sind. Ich möchte daher Ihre Aufmerksamkeit heute nur auf die Gruppen von Befestigungen lenken, welche namentlich sich um die Buchten bei Schleswig,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dann müssen wir zu den gegenwärtigen Befunden das hinzunehmen, was wir noch aus älteren Perioden kennen. Dann ergibt sich, dass durchaus nicht von Aualkufern, die ein nördliches Gebiet nach Süden geschickt hat, die Rede sein kann; vielmehr können wir sagen, dass in einem grossen Theile des kontinentalen Gebieten von Norddeutschland die Zerstörung der Gräber eingetreten ist, und stellenweise in der That vollständig geworden ist.

Wir sind jetzt für den ganzen Raum zwischen Elbe und Weichsel nur noch in der Lage, einzelne Ueberreste aufweisen zu können; erst unmittelbar an der Weichsel, zum Theil sogar erst jenseits derselben setzen die erhaltenen Steingräber wieder an.

Ich möchte in dieser Beziehung namentlich den russischen General v. Erkert anführen, der während zweier Jahre auf den Feldern von Kujavien die grossen Steingräber untersucht hat. Er hat eine Menge dieser Gräber beschrieben und durch seine Beschreibung bewiesen, dass sie vollständig den megalithischen Monumenten des Westens an die Seite zu stellen sind.

Im Allgemeinen kann man daher sagen, dass die besterhaltene Zone von Steingräbern, die wir haben, nicht an der Küste, sondern mitten im Kontinent liegt. Sie beginnt in der Provinz Drenthe in Holland, geht durch Meppen, Lüneburg und endigt in der Altmark. Es ist eine fast in gerader Linie von Westen nach Osten, oder von Osten nach Westen fortgehende Zone, die jenseits der Weichsel wieder ansetzt, ohne dass wir genau wissen, wo sie endet.

In einem dieser kujavischen Gräber ist, was ich der Merkwürdigkeit wegen erwähnen will, das ausgezeichnete Skelet gefunden, welches ich im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Ausstellung hatte montiren lassen, — ein fast vollständiges Skelet, dessen Tibien wie Säbelscheiden platt waren, während der grosse mesocephale Schädel vielleicht der schönste Schädel ist, der aus der Steinzeit erhalten ist.

In diesen kujavischen Gräbern war längere Zeit nichts gefunden als nur Thongeräthe und Steinsachen; erst bei der Nachlese wurde unter einem der grossen Steine ein kleines Metallblatt gefunden, welches dem Aeusseren Anscheine nach Bronze zu sein schien, welches aber bei genauer Untersuchung als ein Kupferblatt sich erwies, — eine höchst interessante und für die Kupferfrage entscheidende Thatsache.

Im Uebrigen möchte ich bemerken, dass in Bezug auf Feuersteinwerkstätten man im Norden angefangen hat, sehr vorsichtig zu

werden. Es war eine Tradition, die sich lange Zeit hindurch erhalten hat, dass jeder Ort, wo man einen Haufen von geschlagenen Feuersteinen fand, eine Feuersteinwerkstätte genannt wurde. Wir sind jetzt etwas mehr wählerisch geworden und zwar in dem Mass, als unzweifelhafte Feuersteinwerkstätten aufgefunden worden sind.

Es finden sich überall in unserem Norden in Mergelschichten, welche die Reste zertrümmerter Kreidegebirge enthalten, grosse Feuerstein-Knollen; wenn Jemand sich daran macht, aus einem solchen Knollen Etwas herauszuschlagen, so gibt es eine Menge Scherben. Der grössere Theil des abfallenden Materials ist unbrauchbar, das wenigste gibt brauchbare Stücke. So bleibt eine Menge von Scherben liegen, und doch kann man das nicht gut eine Feuersteinwerkstätte nennen; dazu gehört etwas mehr, als ein Platz, wo irgend einmal Feuersteine geschlagen worden sind.

Solche Scherbenhaufen aus Feuerstein finden sich noch in slavischen Burgwällen. Auch lässt sich sehr wohl denken, dass in epätor Zeit zu irgend einem Zwecke Feuersteine gebraucht und geschlagen wurden, wie es noch heutzutage an vielen Orten geschieht. Ich glaube daher, dass die Zahl der sogenannten Feuersteinwerkstätten sich sehr reduciren muss gegenüber der früheren Annahme, während die megalithischen Monumente werden vermehrt werden müssen.

In Bezug auf die Urnenfelder wird es, wie ich denke, wohl nothwendig sein, eine weitere Scheidung vorzunehmen. Wir können unmöglich von einer Urnenperiode reden. Der Gebrauch, Leichen zu verbrennen um ihre Ueberreste in Thongefässen niederzulegen, ist über eine so lange Zeit verbreitet, dass eine Zusammenziehung dieser Zeit zu einer einzigen Periode unzweifelhaft zu den grössten Inkonvenienzen führen müsste. Ich will nur daran erinnern, dass wir Gräberfelder haben, welche durchaus nur Urnen mit gebrannten Gebeinen bringen, wo keine einzige Leiche bestattet worden ist, und die wir doch nach den Funden über die Hallstadter Periode zurückversetzen müssen. Es gibt andere, von denen wir annehmen müssen, dass sie der etruskischen Periode angehören, andere, wo wir positiv nachweisen können, dass sie in die römische Kaiserzeit, in das 2., 3. Jahrhundert fallen. Aeusserlich sind alle diese Felder, wenn man bloss auf die Urnen und die Zertrümmerung gebrannter menschlicher Gebeine geht, sehr analog. Aber bei genauerer Erwägung werden wir eine ganze Reihe von Perioden aufstellen müssen und ich möchte jetzt schon glauben, dass ohne Schwierigkeit aus der „Urnenzeit“



mindestens vier Perioden herausgeschnitten werden können, die charakteristische Unterschiede darbieten.

Ich will nicht auf das Einzelne eingehen, aber ich meine, es gibt kein Resultat, wenn man die Gesamtheit dieser Dinge in eine einzige Vorstellung zusammenzieht und daraus eine zusammenhängende kartographische Darstellung macht. Diese Darstellung würde ganz verschiedene Verhältnisse zusammenfassen, z. B. die älteste Bronzezeit, aus der nur Bronze gefunden wird, die sogenannte reine Bronzezeit, sodann die, wo zugleich Eisen vorkommt, und endlich die ganz junge Eisenzeit. Alle diese Zeiten treffen darin zusammen, dass man immer wieder Leichenbrand und Urnenbestattung wieder findet. Man wird auch für den Süden zugestehen müssen, obschon der Süden in dieser Beziehung weniger Anhaltspunkte bietet, dass eine schärfere Scheidung gemacht werden muss zwischen alter Bronze und neuer Bronze, und dass die Formen unterschieden werden müssen nach Parallelfunden, die wir von anderswo haben. So sind die von Herrn von Tröltsch erwähnten Tutuli ganz gewöhnliche Funde in Böhmen und sie finden sich durch den ganzen Norden von Deutschland bis Dänemark vor, überall einer ganz bestimmten Zeit angehörig. Es sind Importartikel aus dem Süden, die nachher vielleicht Nachahmung fanden. Unser Freund Voss hat neulich über diese Angelegenheit bei Gelegenheit eines Fundes, der in Schlesien gemacht worden ist, eingehende Erörterung stattfinden lassen, bei der er zu dem Ergebniss kam, dass die Tutuli eher als eine Art von Pferdeschmuck zu betrachten seien und nicht als Schmuck der Frauenhaare. Sie wissen, in solchen Dingen gehen die Meinungen der Menschen leicht sehr auseinander und es ist in der That sehr schwer, a priori herauszufinden, was man mit allen den einzelnen Sachen gemacht hat. Nach meiner Ansicht bleibt nichts übrig, als gewisse Kollektiv-Funde in Betracht zu ziehen. Auch Herr Voss hat aus einer Zahl von grösseren Funden seine Meinung abgeleitet, dass die Tutuli Pferdeschmuck gewesen seien.

## II. Kommission für den Gesamtkatalog des anthropologischen Materials in Deutschland.

Der Vorsitzende der Kommission Herr **Schaaffhausen**:

Die Arbeiten für den Gesamtkatalog des anthropologischen Materials in Deutschland sind im abgelaufenen Jahre in erfreulicher Weise fortgeschritten. Der Katalog der Berliner Universitätssammlung ist in seinem ersten Theile, wie Sie wissen, bereits im Archiv veröffentlicht. Er ist von Dr. Brösicke ver-

fasst und es ist mir von Herrn Oberstabsarzt Dr. Rabl-Rückhard nun auch die erste Abtheilung des zweiten Theile, Schädel von der Insel Timor und von Neu-Britannien umfassend, druckfertig übergeben, die ich hier vorlege.

Die zweite Abtheilung, welche die afrikanischen Schädel enthalten wird, die Professor Hartmann mitgebracht hat, wird dieser, wie ich hoffe, selbst bearbeiten und in nächster Zeit einliefern. Ich freue mich, mittheilen zu können, dass Professor Rüdinger den Münchner Katalog, wie er heute mir versichert hat, bis Oktober fertig stellen wird einschliesslich der afrikanischen Schädel, die ein Geschenk des unglücklichen Herrn Mook sind. Ferner lege ich Ihnen fertig gedruckt den Katalog der anatomischen Sammlung des Senckenbergischen Instituts in Frankfurt a. M. vor und wiederhole den Dank gegen Herrn Professor Lucsc, dass er diese Sammlung, die er durch seine eigenen Arbeiten in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, für die Zwecke unserer Gesellschaft in freisinnigster Weise mir wiederholt zugänglich gemacht hat. Ich bemerke noch, dass eine Uebersicht der ethnologischen Sammlung des Senckenbergischen Instituts von mir vorbereitet ist. Ausserdem sind seit vorigem Jahre schon fertig gestellt und von mir verfasst: die Kataloge von Giessen, Stuttgart, Leipzig, die als VI., VII. und VIII. Beitrag noch in den nächsten Monaten gedruckt werden. Es wird sich der Katalog von Darmstadt, der bereits gedruckt ist, als IX. Beitrag anreihen.

Ich habe in diesem Jahre auch die Sammlung von Marburg fertig gemessen und statte Herrn Professor Lieberkühn für seine freundliche Unterstützung meinen besten Dank ab. Ferner habe ich die Sammlung von Halle beinahe fertig gemessen. In dieser Arbeit ist die Höhenbestimmung nach der von der kranziologischen Kommission in Berlin beschlossenen Horizontalen hinzugefügt. Ich bin zu ganz besonderem Danke Herrn Professor Welcker verpflichtet für die Zuvorkommenheit, womit er die seiner Hut anvertrauten kranziologischen Schätze mir zur Verfügung gestellt hat, da er selbst, wie Sie wissen, seine Sammlung zum Gegenstande umfassender kranziologischer Studien gemacht hat und noch mechen wird, denen die ihm eigenthümliche Methode der Messung zu Grunde gelegt ist. Ich spreche den lebhaften Wunsch aus, dass er diese Untersuchungen, aus denen die Wissenschaft den grössten Gewinn ziehen wird, nicht lange mehr seinen Fachgenossen vorenthalten möge. Ich füge die Mittheilung hinzu, dass ich mit Professor Welcker einige vergleichende Messungen



des kubischen Schädelinhaltes ausgeführt habe, um mich mit ihm über die Methode zu verständigen.

Da wir zuerst nach verschiedenen Methoden massen, so waren Anfangs die Ergebnisse nicht so zusammentreffend, wie es zu wünschen war, indem sich Unterschiede von 50 kcm und mehr ergaben; als wir aber den Hauptgrundsatz jeder Messung, den ich wiederholt ausgesprochen habe, dass nämlich im Schädel wie im Messglase die messende Substanz in gleichem Zustande der Verdichtung sich befinden muss, mit der grössten Sorgfalt in Anwendung brachten, so waren die Ergebnisse in sehr erfreulicher Art übereinstimmen. Wir kamen beide zu dem Schlusse, dass es in der That auf das Material, womit man misst, wenig ankommt, wenn man nur jedes Mal die grösste Dichtigkeit der Substanz im Messglase wie im Schädel, die man durch Schütteln erreichen kann, herzustellen weiss. Doch hat ein Samenkorn Vorzüge vor dem andern. Welcker, der Graupen benutzt, gab mir zu, dass die ungeschrotete Hirse doch wohl am meisten empfehlenswerth sei, weil die glatten Körnchen sehr leicht aneinander vorbeilaufen und in kürzester Zeit sich so dicht wie möglich zusammenlegen, während bei der geschroteten oder geschälten Hirse, deren Körner einen mehligten Anflug haben und zusammenkleben, unbestimmbare Lufträume zwischen den Körnern leicht entstehen.

Ich will unser verschiedenes Verfahren hier mit kurzen Worten schildern.

Welcker füllt den Schädel mit Graupen und drückt diese mit dem Finger leicht zusammen; wenn der Schädel voll ist, schüttet er die Körner in ein weites Messglas und verdichtet sie in diesem, indem er sie einige Male heftig aufschüttelt. Zuletzt drückt er leicht mit einem Brettchen die Oberfläche platt und liest das Volum an der Scala ab. Ich messe die Hirse schon, bevor ich sie in den Schädel schütte in einem Messglase von 500 kcm, welches ich also mehrmal füllen muss. Durch 5—6 maliges Schütteln wird die Hirse so verdichtet, dass sie sich auf diese Weise nicht weiter verdichten lässt. Dann wird sie in den Schädel geschüttet und dieser mit der Hirse ebenso geschüttelt. Ich weiss also wie viel Hirse in den Schädel gelangt ist, bis er ganz gefüllt ist. Nun kann ich die Messung kontrolliren, indem ich die Hirse aus dem Schädel in das Messglas zurückschütten und noch einmal messen kann. Dass man gewöhnlich drei Mal die Menge der Hirse im Messglas bestimmen muss, ist kein Fehler des Verfahrens, indem bei dieser Bestimmung kaum ein Beobachtungsfehler vorkommen kann, der bei einem

weiten Messgefässe viel leichter sich ereignet. Ich wiederhole, dass auch bei verschiedenen Verfahren, wenn jener Grundsatz der gleichen Dichtigkeit beobachtet wird, man übereinstimmende Ergebnisse erzielt, freilich sind Unterschiede von 5—10 kcm kaum zu vermeiden.

Ich darf bei dieser Gelegenheit die Erklärung nicht zurückhalten, dass meine Ueberzeugung von der jedem Schädel je nach dem Grade seiner Entwicklung zukommenden Horizontale sich immer mehr befestigt hat. Ich habe bei Abfassung des Halle'schen Katalogs von jedem Schädel die ihm zukommende Horizontale, nämlich den Punkt des Gesichtsprofils, welchen eine von der Mitte des Ohrlochs ausgehende horizontale Linie schneidet, angegeben. Man kann jeden Schädel ohne Schwierigkeit so stellen, dass er mit seinem Gesicht gerade nach vorne gerichtet ist; auf ganz kleine Schwankungen kommt es hier nicht an. Die Schädel älterer Werke, wie die von Sandifort, Carus, v. Baer, selbst von Camper und Blumenbach sind in dieser Weise geradegestellt und richtiger gezeichnet als die nach Uebereinkunft auf eine künstliche Horizontale schief gestellten Schädelbilder neuerer Schriften. Es gibt einen Unterschied in der Stellung des Schädels auf der Wirbelsäule bei den Kulturvölkern von der bei rohen Rassen, der mit der Entweichung des aufrechten Ganges zusammenhängt.

Ich habe gefunden, dass noch etwas hinzukommt, was für die intelligente Schätzung des Schädels wichtig ist. Das ist die Richtung der Ebene des Hinterhauptloches zur Horizontale. Ecker hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass sich die Negerschädel in dieser Beziehung anders verhalten wie die der Europäer; was aber von den Negerschädeln gilt, das gilt von allen Schädeln roher Rassen. Es ist hier durch die geringere Aufrichtung der Ebene des Hinterhauptloches die Befestigung des Schädels auf der Wirbelsäule bezeichnet, die dem geringeren Grade der Entwicklung des aufrechten Ganges entspricht. Also ist hiemit gleichsam ein Mass für die Höhe der Organisation des menschlichen Schädels und Skelets gegeben. Ich werde diese Richtungsebene des foramen magnum bei jedem Schädel, den ich künftig messe, durch den Winkel, den sie mit der Horizontalen macht, angeben.

Noch zwei Beobachtungen möchte ich anführen, die sich mir in letzter Zeit darboten, weil ich auch in ihnen eine Bestätigung meiner Ansichten über die Horizontale erkenne.

Einmal fand ich, dass alle Greisenschädel mit sehr wenig Ausnahmen dieselbe Horizontale haben und zwar gerade jene, die von einigen Forschern für alle Schädel als die am meisten zutreffende



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



thum der reinen Paläontologie betrachtet worden waren und die vor dem Auftreten des Menschen ihren Abschluss finden sollten, der Mensch schon vorhanden war, wenngleich er zuerst nur zur Erscheinung kam in seinen Werken. Das zweite und noch viel unmittelbarer wirkende Ereigniss war die Entdeckung und ich darf wohl gleich sagen, da das noch wichtiger war, auch die Deutung der Pfahlbauten. Unser Freund Keller war soweit vorgedrückt in der Kenntniss der alten Dinge, dass gewissermassen ein einziger Blick auf die durch die Austrocknung des Züricher Sees freigelegte Fläche genügte, um auch sogleich diejenige Deutung zu finden, die als die richtige, dauernd anerkannt worden ist. Es hat seit längerer Zeit vielleicht nichts gegeben, was, ich möchte sagen, populärer geworden ist, als die Pfahlbauten, nichts was sich so sehr wie ein unerhörtes und absolut neues Ereigniss in die Vorstellung der Menschen eingeschoben hat, nichts was zugleich so sehr die Idee verkörpert hat, welche in der Succession der aufeinander folgenden Pfahlbauten sich dargestellt hat, den Uebergang von den prähistorischen in die historische Zeit. Wir sind froh, dass es Keller beschieden gewesen ist, die Vollendung seiner ersten Gedanken in einer so herrlichen und abschliessenden Weise zu erleben, wie es geschehen ist. Sein Vermächtniss wird nicht bloss in der Schweiz wie ein Heiligthum aufbewahrt, wir alle haben es zu uns herüber genommen, es ist gewissermassen der Mittelpunkt geworden für die Vorstellungen aller Völker über Prähistorie und die Untersuchung der Pfahlbauten wird noch lange einen hervorragenden Platz einnehmen. Wir haben das Glück, unter uns Keller's jüngsten, wir können sogar sagen, seinen glücklichsten Nachfolger zu sehen, Dr. Gross von Neuveville. Vielleicht wird er es übernehmen, persönlich den Schweizer Kollegen zu sagen, mit welcher herzlichen Theilnahme und Anerkennung wir diesen Verlust empfunden haben und wie sehr wir ihn mittragen. —

Unter unsern heimischen Mitgliedern will ich, der Meinung des Vorstands entsprechend, nur 4 der hervorragendsten erwähnen. Darunter sind zwei, welche sich in der Richtung ihrer Forschungen verhältnissmässig sehr nahe standen, und welche lange Zeit hindurch mit einer gewissen Anschliesslichkeit fast ein ganzes Gebiet der anthropologischen Forschung für sich vertreten haben, ich meine Mannhardt von Danzig und Adalbert Kuhn von Berlin. Adalbert Kuhn, der Aeltere, aber der etwas später gestorbene, bestimmte gewissermassen die Studien des jüngeren Mannes, aber beide haben ihren Weg unabhängig

und zum Theil in divergirender Richtung verfolgt. Wie gesagt, haben sie lange Zeit hindurch jenes Gebiet bearbeitet, welches zwischen der Linguistik und der Sage in der Mitte steht, welches halb der Mythologie, halb der realen Sprachforschung angehört, und welches in so wunderbarer Weise den Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes in Bezug auf die Interpretation der allgemeinen Dinge widerspiegelt; sie haben die Thatsachen gesammelt und dieselben allmählich in eine regelmässige Form gebracht, sie sind endlich dahin gekommen, dass wir nunmehr eine Art von Wissenschaft dieser vergleichenden linguistisch-mythologischen Betrachtung gewonnen haben. Die beiden andern Männer, die wir zu erwähnen haben, standen ganz im praktischen Leben; der Ältere von ihnen, der Major Kasiski hat das beste Beispiel geliefert, das wir in neuerer Zeit haben, was treuer Forschungsgeist auch in kleinem Gebiete für unsere Wissenschaft herzustellen vermag, wenn man mit Hingebung und Ausdauer an der Arbeit bleibt. Herr Kasiski hat einen Landstrich zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht, der unmittelbar an die westliche Nachbarschaft der Weichsel angrenzt, und einen Theil Westpreussens und Pommerns umfasst; er hat das grosse Glück gehabt, auf diesem Gebiete eine solche Fülle von Hinterlassenschaften der verschiedenen Perioden vorzufinden, von sehr alten Steinsachen an bis zu den Gesichturnen und endlich bis zu Burgwällen der slavischen Periode, der unmittelbar vorchristlichen Zeit, dass er eine Art von Uebersichten gewissermassen der gesamten Prähistorie liefern konnte. Es ist wahrlich charakteristisch, dass, als er von unserem Minister die Mittel erbat, die Gegenstände seiner Forschung zu publiciren, unter seinen Händen die Arbeit zu einem Handbuche der Prähistorie sich entwickelte, weil er für alles praktische Beispiele hatte. Das Buch war vollkommen ausgearbeitet, ich weiss nicht wie weit es im Druck gediehen ist; ich will hoffen, dass es mit gewissen Beschränkungen uns nicht verloren gehe. Jedenfalls kann ich nur wünschen, dass dieses Beispiel, wenn es in authentischer Form vorliegen wird, für die übrigen Theile Deutschlands nicht verloren sein möge. —

Endlich haben wir einen sehr traurigen Verlust erlitten, indem unser bis dahin glücklichster Afrikareisender, Herr J. M. Hildebrandt, der auf allen seinen Reisen das anthropologische und ethnologische Gebiet in vorzüglicher Weise berücksichtigte, — wie es scheint — plötzlich in der Hauptstadt Madagaskar's gestorben ist. Wir haben über seine letzten Erlebnisse keinen Bericht,



wir wissen nicht, wodurch der Tod gerade bedingt gewesen ist. Wir vermuthen nur, dass er in ähnlicher Weise wie bei seiner letzten grösseren Tour durch Madagaskar in Folge grosser Anstrengungen und schlimmer Einwirkung der Malaria, die in Madagaskar heftige Wirkungen hervorbringt, von Blutbrechen befallen worden ist, das ihn schon vor Jahren fast tödtete. Wir haben allerdings die Hoffnung, dass Hildebrandt am Schlusse eines längeren Abschnittes seiner Reise war, dass er also mit vollem Ertrage heimgekehrt ist nach der Hauptstadt. Indessen, was er schliesslich noch erlebt hat, wo er war und wie es ihm ergangen ist, darüber wissen wir im Augenblicke nichts.

Wir haben auch in dieser Richtung das Vergnügen, dass sich junge Kräfte uns dargeboten haben, welche bereit sind, die Arbeit fortzusetzen. Das ist auch der Gedanke, mit dem ich diese traurige Uebersicht schliessen möchte.

Seit langer Zeit haben wir nicht eine so rege Theilnahme an der Versammlung von allen Theilen Deutschlands gesehen, wie dieses Mal. Männer aller Berufs- und Gesellschaftskreise zeigen sich unseren Bestrebungen zugewendet. Daher glaube ich, dass allerdings der Zeitpunkt gekommen sein wird, wo unsere Wissenschaft nicht mehr so sehr an einzelnen Hauptern hängen wird. Es hat manches Jahr gedauert, ehe wir aus dieser fast persönlichen Stellung, welche einzelne Gelehrte zu der Wissenschaft einnahmen, heraus kommen konnten; nunmehr gestaltet sich allmählig eine breitere Basis der Wissenschaft, wie sie nothwendig ist, um für die Dauer Aussicht auf Bestand zu gewähren. So begrüssen Sie denn die junge nachstrebende Welt; möge sie lange und möge sie tapfer an der Arbeit sein und möge, wenn ihre Vertreter dereinst ihr Haupt niederlegen, ihnen gleiches Lob gesendet werden, wie diesen Heroen der Wissenschaft.

**Der Vorsitzende:**

Meine Herren! Erheben wir uns gesamt zum Andenken an diese Männer!

(Die ganze Versammlung erhebt sich.)

**Der Vorsitzende:**

Im Vorplatz unseres Versammlungs-Saals liegt ein Fund auf, der vor wenigen Tagen in Spandau gemacht worden ist. Für diesen Fund interessirt sich Sr. Majestät der Deutsche Kaiser in einer Weise, dass er ohne Zweifel in allernächster Zeit reklamirt werden wird. Um nun den Mitgliedern der verehrten Gesellschaft Gelegenheit zu geben, diesen Fund zu sehen, und Worte über den Fund zu hören, gebe ich Herrn Dr. Vater jetzt das Wort.

Vorher bemerke ich aber noch, dass Sie in demselben Nebenzimmer Gelegenheit haben, die prächtige Sammlung des Herrn A. Nagel aus Passau zu sehen, nebst einem ausführlichen gedruckten Katalog zu seiner Sammlung prähistorischer Alterthümer. Herr Nagel stellt Ihnen die Kataloge in liberalster Weise zur freien Verfügung.

**Herr Vater:**

Es ist eine ganz seltene Gunst des Schicksals, dass ich in den Stand gesetzt bin, hier von einem Fund seltener Kostbarkeit Ihnen Bericht zu erstatten, während derselbe noch gar nicht beendet ist. Während ich die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, wird noch weiter gearbeitet und ist alle Hoffnung vorhanden, dass die kostbaren Bronze-werkzeuge, welche Sie gefälligst in Ansicht nehmen wollen, noch erheblich vermehrt werden. Während unserer Vormittagssitzung habe ich ein Schreiben bekommen, das mir Nachricht gibt, dass bis zum 5. Abends noch ungefähr die doppelte Anzahl gleichartiger Werkzeuge aufgefunden werden ist, und ich hege die ganz bestimmte Zuversicht, dass die Sache noch gar nicht beendet sein wird, sondern dass wir noch längere Zeit dort Funde machen werden.

Im Anfang dieses Jahres hielt ich einen Vortrag in der Berliner Anthropologen-Gesellschaft zu dem Zwecke, die Umgebung Spandaus, namentlich in Bezug auf frühere Wasserverhältnisse zu erläutern, vor allen Dingen in Bezug auf das Verhältniss der Mündung der Spree in die Havel, eine klare Vorstellung zu geben. Es hat das seine grosse Schwierigkeit, weil die fortifikatorischen Interessen der Festung es nicht gestatten, dass detaillirte Pläne veröffentlicht werden; ich habe einen Plan, der einigermaßen die Gegend schildert, mitgebracht, und werde mir nun erlauben, Ihnen die Lokalisation dieses Fundes einigermaßen zu versinnlichen.

Als ich jenen Vortrag hielt, machte ich darauf aufmerksam, wie gerade der Mündungspunkt der Spree in die Havel, die von Norden kommt, von grösster Wichtigkeit ist. An der Mündungsstelle, die sich im Laufe der Jahrhunderte oft und vielfältig verändert hat, müssen, wie sich das wegen der ausserordentlichen Wichtigkeit dieser beiden Ströme ganz entschieden erwarten lässt, uralte Ansiedelungen auf denjenigen Punkten, die mit der Zeit bewohnbar wurden, existirt haben.

Schneller, als ich glaubte, und in glänzenderer Weise, als ich je zu hoffen wagte, hat sich meine damalige Voraussage bestätigt; auf dem so ge-



nannten Streesow von Spandau, einer inselförmigen Vorstadt, die unmittelbar vor der Mündung der Spree in die Havel liegt, und von einem Graben, der schon oberhalb der Mündungsstelle von der Spree abschliesst und unterhalb der Mündung in die Havel geht, umflossen wird; auf dieser inselförmigen Landstrecke ist der jetzige Fund gemacht worden.

Das ganze Terrain war ein wüster tiefer Sumpf, der absolut zu nichts benützt werden konnte, bis man anfang, wegen Terrainmangels die ganze Gegend mit militärischen Bauten zu besetzen. Dazu war nöthig, dass der Sumpf entfernt wurde. Im nördlichen Theile hatte man damit angefangen. Hier ist ein grosser Bau, die jetzige Geschützgiesserei; daran schliesst sich eine kolossale Menge von Bauwerken. Diese Gebäude sind alle seit den letzten dreissig Jahren entstanden und um sie herzustellen, wurde die ganze Sumpfstrecke entfernt. Es hatte damals Niemand seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ob wohl in diesem ausgegrabenen Sumpf etwas, was der Beachtung werth wäre, zu finden sei. Es soll allerlei gefunden worden sein, ein Kahn, ein Geweih, ich weiss von verschiedenen Stücken Bernstein, und ich habe selbst eine Bronzenadel vorgezeigt, die an einer dieser Stellen aufgefunden wurde, und die sich gegenwärtig im Märkischen Museum befindet.

Dieser untere südliche Theil der ganzen Sumpfsinsel war noch nicht berührt, da hörte ich Freitag vor acht Tagen, dass ein militärischer Bau, ein Kriegspulvermagazin gebaut werden sollte, und ich war überzeugt, dass wieder eine tiefe Ausgrabung nöthig wäre. Ich begab mich sofort dahin und fand gleich beim ersten Nachsuchen in der ausgestochenen Sumpferde einen Knochen, der neben dem Schädel im Nebenzimmer liegt. Das veranlasste mich natürlich, so viel in meinen Kräften stand, die Bauaufseher und Beamten anzueifern, durch Versprechung von Belohnungen die Arbeiter zu verpflichten, keinen Spatenstich fortzuschaffen, ohne zu untersuchen, resp. mir zur Kenntniss mitzutheilen, wenn Etwas gefunden wurde.

Am nächsten Tage bekam ich einen Schädel, der dort aufgestellt ist und am Sonntag also gestern vor acht Tagen wurde das grosse Schwert aufgefunden. Es fanden sich in den nächsten Tagen noch am Montag die übrigen Gegenstände; sie werden sich selbst von der Kostbarkeit dieser Funde überzeugt haben. Sie haben Aehnliches noch gar nicht gesehen, als ob die Sachen frisch aus der Form genommen wären, man möchte sagen, es kommt Einem vor, als wäre hier der

Fabrikort, an dem sie hergestellt wurden, und als wäre diese Gegend, wo jetzt die Geschützgiesserei Hunderttausende von Zentnern Bronze für unsere modernen Kriegsmaschinen verarbeitet, als wäre hier auch schon in uralten Zeiten ein hervorragender Ort / der Herstellung bronzener Kriegswaffen gewesen.

Das kann ja nicht sein, und der dabei gefundene Schädel wird vielleicht noch mehr Aufklärung über Zeit und Eigenschaften des ganzen Fundes geben, und ich würde recht sehr bitten, mich mit Nachrichten darüber zu versehen, da, wie schon der verehrte Herr Vorsitzende sagte, Sr. Majestät dem Kaiser Mittheilung gemacht worden ist, und wir gerne recht ausführliche Bestimmungen darüber hätten. Das Ganze ist in einem Pfahlbau gefunden worden; ich habe heute das Croquis der ganzen Anlage bekommen, mit genauer Aufzeichnung der Pfähle, und eile in Kürze Ihnen mitzutheilen, was auf der ganzen Stelle bis jetzt gefunden ist:

Bis zum 5. Abend wurden gefunden: zwei Schwerter, drei Kelte, zwei dolchartige Messer, eine Lanzenspitze, eine konisch durchbohrte Sandsteinkugel, ein bearbeitetes Stück eines Geweihs.

Wenn kein Befehl von allerhöchster Stelle kommt, so habe ich Hoffnung, dass mir diese Gegenstände noch nachgeschickt werden, ich werde sie sofort wieder zur Ansicht darlegen.

(Pause zur Besichtigung der Gegenstände.)

Vor dem Abschluss des Satzes der Vorträge der II. Sitzung haben wir noch folgenden Brief des Herrn Vater erhalten, welchen wir seines hohen Interesses wegen hier anreihen. D. R.

Spandau, den 7. September 1881.

Hochgeehrter Herr Generalsekretär!

Nachdem mit dem gestrigen Tage die Ausschachtungen des Moorbodens an der jüngst zu so hohem Ruhm gelangten Fundstelle zu Spandau ihr vorläufiges Ende erreicht haben, bleibt mir die Pflicht, über den Fortgang der Ausgrabungen seit dem Schluss des Kongresses zu Regensburg und über die noch erzielte Ausbeute zu berichten:

Wenn schon die wenigen Bronze-Waffen, die ich in Regensburg den dort versammelten gelehrten Forschern vorlegen durfte, in Verbindung mit dem interessanten Schädel und den übrigen bis zu jenen Tagen erlangten Funden das gerechte Erstaunen der Versammlung erregte, so ist die Beute seither noch so reich an kostbaren



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



16. Eine konisch durchbohrte Kugel von weissem, hartem, dichtem Sandstein; Durchmesser etwa: 7,5 cm. Die Durchbohrung genau centrirt und kreisrund.

Ausser diesen, sämmtlich noch in Regensburg ausgestellten Gegenständen wurde berichtet über einen aufgefundenen Kahn (Einbaum), der aber bei den angestellten Hebeversuchen in kleine Stücke zerbröckelt war.

Hiemit war für die Theilnehmer des Kongresses der reiche Fund vorläufig beendet und ich begegnete ungläubigem Kopfschütteln, wenn ich mit fester Ueberzeugung noch weit grössere Ausbeute verhies.

Trotz dieser, ich gestehe, etwas sanguinischen Zuversicht, war ich doch aufs Höchste überrascht, jetzt bei meiner Rückkehr nach Spandau noch einen so unerwarteten Zuwachs von ganz unschätzbarem Werthe zu finden.

Auf dem für den projektirten Bau nothwendigen Terrain war nunmehr der gesammte Moorboden bis auf die unterliegende feste Sandschicht entfernt und bei Seite geschafft worden. die Pfähle waren sämmtlich herausgezogen und die Ausfüllung des entstandenen Defekts mit trockenem Sande begann seit den ersten Tagen des September. Die Aussicht, auf dieser eng begrenzten Stelle noch etwas zu finden, ist für immer geschlossen, aber das Moor hatte sich noch bis zum letzten Tage und bis unmittelbar an die gesteckten Grenzen an allerlei Funden ergiebig gezeigt, und es ist daher kein unverständiger Schluss, da derselbe moorige Grund sich nach allen vier Himmelsrichtungen noch weithin fortsetzt, anzunehmen, dass auch diese weitere Nachbarschaft der jetzigen Baugrube in kommenden Jahren, wenn die Gelegenheit es bietet, eich als werthvolle Fundgrube erweisen werde. Einstweilen wurden noch zu Tage gefördert folgende Gegenstände:

17. Ein sehr langes zweischneidiges Bronzeschwert mit haarscharfer Klinge, ohne Griff; an der platten Griffstange, die an den Seiten noch stärker umgefaltet ist als Nr. 8, 5 Nietlöcher. Die Länge beträgt 73,5 cm.

18. Ein 69 cm langes, ebenfalls ausserordentlich scharfes und sehr spitz zulaufendes zweischneidiges Bronzeschwert, sehr ähnlich der Nr. 17 gestaltet, auch ohne Griff; an der platten Griffstange 9 Nietlöcher.

19. Ein Bronze-Celt von etwas anderer, breiterer Form als die früher gefundenen mit stark umgelegten Rändern und an dem der Schneide entgegengesetzten Ende mit einem Ausschnitt, wie

an einem Gaisfuss, versehen; ebenfalls ohne Patina.

20. Ein sehr schöner, ganz blanker, mit ringförmigen Zierrathen versehener bronzener Hohl-Celt, der an der der Schneide entgegengesetzten Oeffnung noch einen, offenbar für die stärkere Befestigung bestimmten, starken Ring trägt. Länge desselben 16 cm.

21. Ein prachtvoller, 24,5 cm langer, zweischneidiger Dolch mit Griff; dunklere, röthere Farbe ähnlich dem Schwert Nr. 5. Auch der Griff zeigt ähnliche Form wie dieses, nur ist die Befestigung eine ganz andere. Statt des geöffneten Entenschnabels legt das Griffende sich mit schön gezeichneten, aus Kreissegmenten gebildeten Verzierungen auf das Schwertblatt und wird beiderseits durch 4 Niete mit demselben verbunden. Das obere Ende des Griffes ist durch eine von schönen, regelmässig angeordneten Ornamenten durchbrochene Platte geschlossen.

22. Ein Stück, das sich sehr schwer beschreiben lässt und bisher nach der Meinung des Herrn Dr. Voss nur in wenigen Exemplaren in Ungarn gefunden ist; wie es scheint, ein Kommandostab, Feldherrnzeichen oder Prunkwaffe irgend welcher Art von blanker unpatinirter Bronze. Es besteht aus einem 9,5 cm hohen hohlen Cylinder, dessen oberes und unteres Ende mit ringförmigen, stark verzierten Ornamenten versehen ist. Ungefähr in der Mitte gehen von der Seitenwand dieses Cylinders diametral entgegengesetzt zwei lange, etwa 1 cm starke, vollkommen gerundete, leicht nach aufwärts gebogene, an den Enden stumpf und abgerundet verlaufende Arme ab, so dass die Entfernung der beiden Enden derselben 29 cm beträgt. Diese Arme sind namentlich an ihrem Ursprung aus dem Cylinder mit sehr feinen Gravirungen eines ganz charakteristischen Ornaments aus ineinander gefügten Dreiecken versehen. Im rechten Winkel zu diesen langen Armen zeigen sich, ebenfalls aus der Wand des Cylinders hervorwachsend, zwei ebenso ornamentirt, ganz kurze, d. h. nur etwa 3 cm lange viel spitzer zulaufende, aber auch regelmässig abgerundete Arme, oder eigentlich mehr hervorstehende spitze Buckel. Der Hohlcylinder hat auf einem Stock gesteckt und war bei der Ausgrabung noch mit der weichen Holzmasse vollkommen angefüllt. Dieselbe ist seither zu 1 cm starken, flachen, dünnen Stübchen zusammengetrocknet.

23. Zwei Schleifen von gegossenem, nachher gehämmertem etwa 1 mm starkem Bronzedraht.

24. 25. Zwei seitlich durchbohrte, ausserst starke, 9 und 10 cm lange, als Beil, Axt oder



Hacks verarbeitete Stücke Horn von verschiedenen Hirscharten.

26. Ein von oben nach unten mit dünnenstarkem Bohrloch versehenes, ersichtlich als Hammer zubereitetes Stück Hirschhorn. Die Hiebfläche bildet den Durchschnitt der Krone, ist fast kreisrund, leicht convex, spiegelglatt, wie polirt und hat einen Durchmesser von 7,5 cm. Die Länge beträgt 12 cm. Das entgegengesetzte Ende ist abgeschrägt.

27. Ein grosses Stück eines Hirschschädels von kolossalsten Dimensionen mit einer Geweihkrone und einem etwa 15 cm langen Stück der Stange.

28. Ein runder, central durchbohrter Knopf von Hirschhorn, der wahrscheinlich als Decke eines hohlen Schwert- oder Dolchgriffes diente, 4 cm Durchmesser.

29. Ein ebenso grosser, nicht durchbohrter, in der Mitte mit einem Buckel versehener Knopf von Bronze zu demselben Zweck.

30. Ein mächtiger, etwa 50 cm langer, 20 — 25 cm breiter Mahlstein aus weissgrauem Granit, muldenförmig ausgehöhlt, leider in mehrere Stücke zerfallen.

31. Ein kleinerer, tiefer muldenförmig gestalteter besser erhaltener Mahlstein von röthlicherem, dichterem Granit.

32. Mehrere dazu gehörige Reibesteine.

33. Drei kleine Topfscherben von roh gearbeiteten, nicht auf der Drehscheibe geformten Gefässen, die eine, tiefschwarz, an einer Seite mit einer Glasur versehen.

34. Eine 14 cm lange ganz spitz zulaufende Nadel von Knochen, tief schwarz und glänzend, wie polirt, an der einen Seite mit 10 Einkerbungen versehen, die aber zu flach erscheinen, um als Widerhaken gedeutet werden zu können.

35. 36. Zwei menschliche Oberschenkelknochen, von derselben grünschwarzen Färbung wie der Schädel.

37. Ein vollkommen erhaltener Schädel, wahrscheinlich vom Hunde, leider auch ohne Unterkiefer, aber im Oberkiefer mit glänzend schwarzen Zähnen versehen.

38. — Eine grosse Zahl von den verschiedensten Thier- wohl auch Menschenknochen, die noch ihrer näheren Bestimmung harren.

39. Eine Anzahl der zugespitzten Pfablenden und eine Menge von Holzfragmenten, die nebenbei gefunden und erst noch gesichtet werden müssen.

Zum Schluss mag folgende summarische Uebersicht zur Beurtheilung des Reichthums des ganzen Fundes dienen:

- 4 Bronze-Schwerter,
- 6 „ -Celte,
- 4 „ -Dolchmesser,
- 2 „ -Lanzenspitzen,
- 1 „ -Prunkwaffe oder Stabverzierung,
- 1 „ -Knopf,
- 2 „ Drahtschleifen.

Alles in der denkbar wohlerhaltensten Form, theilweise wie neu gearbeitet. Ferner:

- 4 Instrumente aus Hirschhorn,
- 1 Instrument aus Knochen,
- 2 Mahlsteine aus Granit mit Reibesteinen,
- 3 Topfscherben.

Eine bedeutende Anzahl von Knochen, darunter

- 1 Menschenschädel,
- 1 Hundeschädel.

Trotz aller Mühe, die darauf verwendet wurde, mehr Bruchstücke von Gefässen zu erhalten, blieben dieselben auf die erwähnten 3 kleinen Scherben beschränkt; es ist aber die Hoffnung nicht aufzugeben, dass in dem ausgestochenen Moorboden, der jetzt in der Nachbarschaft aufgeschichtet liegt, noch manche Scherben enthalten sein werden. Dieselben dürften nun nach Zutritt der Luft allmählig mehr erhärtet sein, so dass sie bei gelegentlicher Fortbewegung des Bodens noch aufgefunden werden können, während sie bei der bisherigen Ausgrabung so weich waren, dass sie in der Arbeit zerfielen und zerbröckelten. Sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, so bliebe nur anzunehmen, dass man, wie hier vorzugsweise auf die Bronze-Gegenstände, in einer weiteren Abtheilung der wahrscheinlich noch weithin ausgedehnten Ansiedelung die wirklichen Haushaltsreste auffinden würde, wenn Zufall oder Nothwendigkeit einmal eine so tiefe Ausschachtung des benachbarten Moorgrundes erforderlich machen wird.

Den bleibenden Werth wird der gehobene Schatz, auch wenn er den Königlichen Sammlungen einverleibt sein wird, für immer seiner Fundstelle hinterlassen, dass wachsame Augen sich für alle Zeiten auf sie richten werden und dass allerorts hier um die alte Kulturstätte Spandau herum mit Aufmerksamkeit im Dienste einer Wissenschaft gearbeitet werden wird, die bis vor Kurzem hier noch völlig unbekannt war.

Dr. Vater,  
Oberstabs- und Garnisonsarzt  
von Spandau.



### Herr Ohlenschläger, Das römische Bayern:

Nicht ohne grosses Bedenken habe ich dem ehrenvollen Antrage vor der hochgeehrten Versammlung über das römische Bayern zu sprechen Folge geleistet, denn die Behandlung eines so umfangreichen Stoffes in so kurzer Zeit wollte mir Anfangs nicht bloss schwierig, sondern gar unmöglich erscheinen; doch konnte ich dem freundlichen Ansinnen auch keine abschlägige Antwort entgegensetzen, weil mir das Thema selbst in dem Gesamtprogramm der diesjährigen Versammlung nicht bloss nützlich, sondern sogar nothwendig erschien und ich gerade in meinen Sammlungen das Material zu einer solchen Arbeit in einem Umfange liegen hatte, wie er kaum irgend einem andern Forscher der römisch-hayorischen Zeit zu Gebote stand.

Aber gerade dieser Ueberfluss an Stoff stellte sich bei dem Angriff der Arbeit hindernd in den Weg, weil in den letzten Jahren die Vorarbeiten für die prähistorische Karte zwar nicht die Sammlung von Notizen über die römische Zeit, wohl aber die Verwerthung und den Abschluss der Studien über dieselben ganz in den Hintergrund gedrängt hatten.

Weiter sagte ich mir, dass man ja keine erschöpfende Arbeit von mir verlange, sondern dass es sich darum handle, die Besucher der Versammlung weniger mit den Hauptmomenten der geschichtlichen Begebenheiten als mit dem Boden, auf dem wir uns gegenwärtig bewegen, vertraut zu machen und in die militärischen und bürgerlichen Verhältnisse einzuführen, soweit dieselben eigenartige und nicht allen oder den meisten römischen Provinzen gemeinschaftlich sind; dass durch Angabe nur des ganz Sicheren oder sehr Wahrscheinlichen, durch Vermeidung jeder Polemik und aller für den eben ausgesprochenen Zweck überflüssigen Nebendinge immerhin in dem knappen zugemessenen Zeitraum dem gütigen Hörer soviel geboten werden könne, dass er den übrigen auf die Spezial- und Ortsgeschichte gerichteten Mittheilungen nicht ganz fremd mehr gegenüberstehe, und nach diesen Erwägungen machte ich den Versuch das Thema in der eben angedeuteten Richtung durchzuarbeiten und überlasse mich auf Gnade und Ungnade Ihrem freundlichen Urtheil.

Das jetzige bayerische Land rechts des Rheins umfasst Gebietstheile von drei römischen Provinzen, der grösste Theil aber lag in der römischen Provinz Rätien.

Die Gränze Rätiens bildete im Norden die Donau von Kelheim bis Passau; von Kelheim

aufwärts Anfangs ebenfalls eine Zeit lang die Donau, später der Gränzwall (limes Raetiae oder Raeticus die sogenannte Teufelsmauer, welcher wahrscheinlich von Domitian angelegt (Frontin. strat. 1, 3, 10; Stälin S. 14 a. 5) etwa gegen Ende des III. Jahrhunderts aufgegeben wurde, vielleicht gleichzeitig mit dem Aufgeben der überrheinischen Besitzungen, welche nach dem um 297 aufgesetzten Verzeichniss römischer Provinzen (herausgegeben v. Mommsen, Abb. d. Berl. Akad. 1862. S. 493 istae civitates sub Gallieno imperatore a barbaris occupatae sunt) unter Gallien um 268 von den Deutschen besetzt wurde.

Die jüngste zwischen Donau und Vallum bis jetzt vorhandene Urkunde ist eine kürzlich von mir zu Pfünz unter den Steintrümmern des Südthores der dortigen castra stativa aufgedundene Inschrift des M. Aurelius Antoninus Pius also des Caracalla oder Eingabal 211—217, auf welcher leider der Anlass zur Setzung der Inschrift fehlt, die möglicherweise mit dem im Jahre 213 stattgehabten oder nur geplanten Einfall des Caracalla über den limes Raetiae ad hostes extirpandos zusammenhängt.<sup>1)</sup> Für die übrige Zeit sind wir auf die Münzen angewiesen aber gerade von den beiden Plätzen, welche als sicher erkannte Standlager am besten Aufschluss geben könnten, liegen über die Münzen nur sehr dürftige Nachrichten vor.

Von Pfünz, wo Hunderte von Münzen sollen gefunden worden sein, sind bis jetzt nur wenige zur öffentlichen Kenntniss gelangt. Die jüngste mir bekannte ist vom Constantin M. Die Münzen von Pöföring gehen von Germanicus bis Constantin M.

In Nassenfels reichen dieselben von Germanicus bis Maxentius † 312.

Zu Gnotzheim bis Valerianus † 263.

Zu Kösching fanden sich Münzen von Vespasian bis Valentinianus.

Die Münzen also gestatten uns die Besitzung des linken Donauufers bis in die Zeit Constantins ja noch etwas darüber auszudehnen.

Die Nordgränze hat nicht nur bei dem Verluste des Landes jenseits der Donau, sondern auch später noch manche Veränderung erlitten, als die Römer von der Donau weg nach Süden gedrängt wurden; nur Passau und Künzan waren bis zum Ende des V. Jahrhunderts in den Händen der Römer.

Nach Westen zu gehörte das obere Rheinthäl zu Rätien. Vom Bodensee an lief die Gränz-

<sup>1)</sup> Vielleicht bezieht sich auf diesen Antonin auch die Inschrift v. Emezheim C. J. L. 5924. Hefner n. 59. S. 6.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



wir mit Sicherheit, dass im Lager zu Eining, wahrscheinlich dem Abusina der Itinerars und der notitia die cohorts III Britanorum lag.<sup>14)</sup>

Dass zu Pförring um 141 die ala Singularium Pia fidelis civium Romanorum<sup>15)</sup> und mit dieser oder zu anderer Zeit noch eine Abtheilung, deren Ziegel mit C I F C bezeichnet sind und wahrscheinlich der im Regensburger Diplom genannten cohorts I flavia Canathenorum angehören,<sup>16)</sup> welche auch in Regensburg eine Zeit lang lag und deren Ziegel am Osterthor (beim jetzigen Karmeliterbräu) zu Tage kamen.

Ferner, dass zu Kösching im Jahre 141 die ala I Flavia Civium Romanorum lag<sup>17)</sup>, während in Pfünz zwei Widmungssteine der cohorts I Breucorum gefunden wurden.<sup>18)</sup>

Von anderen wahrscheinlichen Standplätzen nenne ich nur noch die in der Umgebung von Weissenburg Emepb eine mit einem Stein zu Ehren des Merkur für das Wohl des Kaisers Antoninus gesetzt von einem optio der ala Auriana<sup>19)</sup> und Augsburg wegen der beiden Steine der ala II Flavia (Singularium)<sup>20)</sup>.

Von anderen Vermuthungen will ich zunächst absehen und nur noch einige Plätze nennen, welche höchst wahrscheinlich Castra stativa waren, von denen wir aber weder die Namen noch die Besatzung kennen.

Ich rechne hiefür die Wischelburg (Rosenburg) an der Donau zwischen Straubing und Deggendorf. (Münzen von Geta.)<sup>21)</sup>

Die Schanze bei Irsingen s. vom Heselberg.

Das Burgfeld bei Ried NW. XXXIII. 23. 1/2 St. s. von Monheim.

Die Stelle der heutigen Stadt Günzburg und die sogenannten geschlossenen Aecker bei Aislungen.

Den Nachweis für diese Wahrscheinlichkeit muss ich an anderen Orten liefern. Hier kann ich nur andeuten, dass die Ansmasse und die Anlage, sowie einige Funde mich zu dieser Annahme bestimmen.

Um nun diese zerstreut liegenden Truppen zu verbinden, zu schützen und im gegebenen Fall an einem oder einzelnen Punkten verwendbar zu machen, wenn sie unter einander und mit den Hauptstrassen durch wohlgebaute Wege, sowie durch zwischenliegende von kleinen Abtheilungen besetzte, befestigte Beobachtungspunkte verbunden, welche durch ein ausgebildetes Zeichensystem die nöthigen Nachrichten rasch vermitteln konnten.

So liegen zwischen der Donaustation Pförring

und der Teufelsmauer die beiden Schanzen von Imbad und Schwabstetten.

Zwischen Kösching und Pförring die Castra Hepperg, Echenzell und Böhmfeld und ich könnte noch manche Beispiele derart anführen, wenn es die Zeit erlaubte.

Auch entfernt von den castra stativa besondere in der Nähe der Strassen finden sich Befestigungen, die man ihrer Form wegen für römische Arbeiten hält, dieselben waren vielleicht weniger zur Deckung der Strassen bestimmt, als zur Aufnahme von Abtheilungen während des Marsches, oder wenn sie beim Bau oder Ausbesserung der Strassen, die sicher nicht freiwillig arbeitenden Landesbewohner im Zaum zu halten hatten, wie z. B. die Schanze von Buchendorf und Gauting.

Ich beschränke mich hier auf ein Beispiel, da eine auch nur annähernde Aufzählung Ihre Geduld auf die härteste Probe stellen würde, denn solche Befestigungen, die mit Recht oder Unrecht einmal für römisch sind ausgegeben worden, liegen zu Hunderten im gleichen Massstab aufgenommen in meinen Sammlungen und deren Zusammenstellung, Vergleichung und Ausscheidung wird eine zwar schwierige, aber sicher auch erfolgreiche Arbeit abgeben.

Viele derselben sind mittelalterlich, manche aber haben wahrscheinlich schon den Einmarsch der Römer erlebt und vielleicht auch den später wieder abziehenden Schutz geboten; ich denke hierbei an Befestigungen wie die grosse Schanze bei Manching, Berg bei Schäftlarn, bei Hohenmilching, Fandbach, sowie bei Kelheim und viele andere hier nicht genannte.

Die Strassen, welche den Römern die Beherrschung des Landes erleichterten sind seit lange Zeit Gegenstand eifriger Forschung und seit Dominikus von Limbrun seine „Entdeckung einer römischen Heerstrasse bei Laufzorn und Grünwald“ in den Abhandlungen der k. Akademie 1776 (S. 375—383) veröffentlichte, ist eine stattliche Reihe von Schriften über diesen Gegenstand erschienen, die mit mehr oder weniger Glück und Geschick ihre Aufgabe zu lösen versuchen.

Soweit die römischen Strassen mit Sicherheit oder grosser Wahrscheinlichkeit erkannt sind, wurden sie auch auf vielseitigen Wunsch in die bisher erschienenen Blätter der prähistorischen Karte aufgenommen, doch sind damit die noch vorhandenen Spuren noch lange nicht erschöpft. So viel steht einstweilen fest, dass von Italien aus durch die Alpen zu uns ein Hauptweg durch das Etschthal aufwärts führt bis in die Nähe



von Bozen, wo die Strasse in zwei Richtungen auseinander ging; westlich etschauftwärts über Rabland bis Mals, dann ins Innthal, in diesem bis Landeck, dann über Bludenz, Veldkirch zum Bodensee.

Die andere Strasse lief von Botzen im Etschthal aufwärts zum Brenner, dann längs der Sill bis Innsbruck, wo wieder eine Abzweigung nach Westen stattfand und folgte dann dem Lauf des Inns abwärts bis in die bayerische Hochebene.

Die Abzweigung bei Innsbruck zog über Zierl, Scharniz, Mittenwald, Partenkirchen, Ammergau über Epfach lechabwärts nach Augsburg.

Auf den eben genannten Strecken war der Weg durch die Natur derart vorgezeichnet, dass auch ohne bedeutende sichtbare Ueberreste der Strassenzug an diese Stellen verlegt werden musste, die Strassen sind aber zudem durch Inschriften, Meilensteine, Münzen etc. völlig sicher gestellt.

Schwieriger gestaltet sich die Aufsuchung der Strassen im Flachland.

Im Allgemeinen können wir annehmen, dass längs jedes grösseren Zuflusses der Donau rechts oder links, manchmal auf beiden Ufern Strassen gebaut waren, und dass die bedeutenderen Plätze, besonders die militärisch wichtigen durch Querstrassen miteinander in Verbindung standen.

Die wichtigsten derselben sind die Strassen längs der Donau, dann die mit dem limes lange gleichlaufende Strasse von Irnsing über die Biburg bei Pöföring, Teissing, Kösching Heppweg (Höheberg), Bemfeld, Hofstetten, Pfünz, Freit nach Weissenburg, von wo sich dieselbe noch bis zur Altmühl n. von Trommezheim verfolgen lässt.

Vor allem aber ist hervorzuheben jene grosse Verbindungslinie zwischen Salzburg und Augsburg, deren Auffindung im vorigen Jahrhundert den Anstoss zu fast allen neueren Strassenforschungen gegeben hat.

Die Mittel das Vorhandensein alter Strassen in und ausserhalb der Flussthäler zu erkennen, sind mannigfacher Art.

Vor allem geben uns die in frühester Zeit erwähnten Ortsnamen Fingerzeige, da zuerst gewiss nur die leicht zugänglichen Orte besiedelt wurden, sodann die Flurnamen, welche jetzt als Strassacker, an der Strasse, Hochstrasse, Steinweg, Grasweg, Hochweg die Stellen andeuten, wo ehemals eine Strasse lief, die häufig zum Feldweg herabgesunken, manchmal ganz verschwunden ist.

Ferner das Auffinden alter Steinkreuze, die zwar nicht als römische Strassenzeichen anzusehen sind, immer aber den Beweis liefern, dass an der Stelle, wo dieselben stehen, ein vielgebrauchter Weg vorüberging, da die Kreuze, aus welchem Grund auch immer gesetzt, ein Erinnerungszeichen für die Vorübergehenden bilden sollten.

Nicht zu übersehen sind auch die Fundstellen der römischen Münzen. Diese Fundorte liegen nämlich nicht willkürlich zerstreut, sondern ziehen sich strahlenartig von den Hauptorten nach anderen bekannten Römerorten, wie sich bei dem Versuch eine römische Münzkarte zusammenzustellen in ganz auffallender Weise ergab, und wie es auch die von P. Orgler verfasste Münzkarte von Tyrol deutlich zeigt.

Die besten Beweise liefern die noch vorhandenen Reste alter Strassen, die in Wäldern mit Bäumen überwachsen, oder in Feldern überackert liegen und dort, wenn auch der obere Strassenkörper verschwunden ist, sich durch andern Stand der Frucht, frühere Reife etc. kenntlich machen.

Auch über diesen Punkt sind alle bis jetzt gemachten Beobachtungen zusammengetragen und werden bei gebotener Zeit gesichtet und verarbeitet werden. Nur über die Münzfundorte sind die Nachrichten lückenhaft und die Besitzer von Privatsammlungen, oder auch einzelner Münzen würden sich ein rechtes Verdienst erwerben, wenn sie mir ein kurzes Verzeichniss der in Bayern gefundenen Römermünzen nebst Angabe des Fundorts zum Zwecke einer vollständigen Karte der Römermünzen in Bayern wollten zukommen lassen.

Ausser den eben genannten Resten eines grossen Verkehrs finden wir an verschiedenen Stellen in der Nähe oder entfernt von den militärischen Standorten auch die Zeugen einer friedlichen Niederlassung; eine Menge Gebäuderuinen zu Augsburg, Regensburg, Erlstätt, Nassenfels, Tacherting, bei Pöföring, am Steinbrunnen zwischen Pappenheim und Rothenstein, Epfach, Pfünz, zu Stepperg, bei Neuburg, Alkofen und an anderen Orten belehren uns, wie die Römer sich den Aufenthalt in unserem Lande erträglich zu machen wussten, sie bewahrten noch eine Menge kleiner Geräthe in ihrem Schutt und einige Funde, z. B. der Mosaikboden in Westerhofen beweisen zur Genüge, dass auch mancher bedürfnisreiche oder kunstsinnige Römer ein längeres Verweilen nicht zu den unerträglichen Dingen rechnete.

(Fortsetzung in Nr. 10.)



# Correspondenz-Blatt

der  
deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

---

XII. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1881.

---

### Bericht über die XII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg

am 8., 9. und 10. August 1881.

Nach stenographischen Aufzeichnungen  
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München.  
Generalsecretär der Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

(Fortsetzung der Rede des Herrn Ohlenschläger  
in Nr. 9, II. Sitzung.)

Und auch nach dem Tode fanden viele Tausende ihre Ruhestätte in unserem heimathlichen Boden, wie uns die Gräberfelder (am Rosenanberg) bei Augsburg und bei Regensburg belehren, die beide bei Anlage der Eisenbahnhöfe aufgedeckt und ausgebeutet worden sind.

Die Gräber der Römer mit denen der Provinzialen abwechselnd bieten uns reichliche Aufschlüsse und unversieglichen Stoff zur Forschung über die Lebens- und Bevölkerungsverhältnisse des Landes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

In den Grabhügeln, die früher allgemein für römische angesehen wurden, finden sich nur selten Grabstätten mit den Kennzeichen der römischen Herkunft, Lampe, Münze und Nagel in der Urne, wie sie in Grabhügeln bei Pfünz in der Nähe des dortigen Lagers und zu Deckingen am Hanenkam NW. XXXVIII. 26. zu Tage kamen.

Von den im Lande betriebenen Gewerbszweigen hat besonders einer, dessen Abfälle besonders dauerhaft sind, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, nämlich die Töpferei, deren Betriebsorte

sich heute noch durch die massenhafte Ablagerung von Scherben kennzeichnen; der feine Thon, welcher an vielen Stellen die Kieslager der Oberfläche überdeckt, scheint zur Herstellung jener rothen, mit matter Glasur überzogenen Gefässe sehr geeignet, welche wir vielleicht mit Unrecht als samische Gefässe zu bezeichnen pflegen und deren Schönheit und Dauerhaftigkeit unsere Aufmerksamkeit erregt. Die in grosser Zahl denselben aufgedrückten keltischen Namen, die nicht nur in unseren einheimischen Töpfereistellen zu Westerndorf bei Rosenheim, Westheim bei Augsburg, Nassenfels, Alkofen und Abbach in der Nähe von Regensburg, sondern auch in anderen römischen Provinzen zu Tage kommen, berechtigen uns zu dem Schlusse, das die Kelten hierin eine besondere Fertigkeit besaßen und ähnlich wie die heutigen Italiener zu Ziegel- und Cement-Arbeiten gesucht und verwendet wurden.

Ob auch andere Erzeugnisse fabrik- oder handwerksmässig im Lande hergestellt wurden und welche, darüber lassen uns sowohl die Funde als auch die Inschriften im Stich, auf letzteren wird auch nicht eines Handwerkers Erwähnung



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



municipium, n. 5800 municipium Aelium Augustum, 5825 einen decurio municipii quatuorviralis. Auch das Verzeichniss der Provinzen, in welchen Augustus Kolonien anlegte, nennt Rütien nicht.

Darnach war also Augsburg ein municipium, welches, wie die späteren Municipalstädte regelmässig durch eine Oberbehörde von 4 Personen, 2 höchsten richterlichen Beamten und 2 Aedilen verwaltet wurde. Diese bildeten entweder zwei Collegien von Zweimännern duoviri jure dienndo und duoviri aediles (aedilicia potestate) oder ein Kollegium von Viermännern, von denen zwei quatuorviri iuredicundo, die beiden anderen quatuorviri aediles genannt werden. Die quatuorviri sind den Municipien, die duoviri den Kolonien eigenthümlich, ein Unterschied, der besonders in den Städten hervortritt, welche zuerst Municipien waren und später Kolonien wurden, und daher zuerst III viri und dann II viri haben.

Demnach steht auch die Bezeichnung der Beamten als quatuorviri dem Charakter des Platzes als Kolonie entgegen.

Die in n. 5825 erwähnten Decurionen bildeten einen nach dem Vorbild des römischen Senats aus einer bestimmten Anzahl (mit 100) lebenslänglicher Mitglieder zusammengesetzten Rath, der nach der lex Julia municipalis alle 5 Jahre durch eine von den quinquennales vorgenommenen Wahl ergänzt wurde und ähnlich wie in Rom beratende und beschliessende Gewalt hatte, während in den Händen der Magistrate die Ausführung lag; auch nahm er Appellationen gegen die von Duovirn und Aedilen verhängten Geldstrafen an.

Anseer dem Stande der Decurionen, welcher wie in Rom der Senatorenstand gegen Ende der Kaiserzeit erblich wurde, gab es unter den Kaisern vor Constantin in den meisten Municipien und nach den Inschriften n. 5797 und 5824 auch in Augsburg einen zweiten bevorzugten Stand, nämlich die augustales und zwar seviri Augustales, wahrscheinlich eine Nachbildung des Priesterkollegiums der sodales Angusti, welches aus Mitgliedern der kaiserlichen Familie gebildet, dem Kult der gene Julia gewidmet war.

Diese Augustalen wurden decreto decurionum gewählt und stehen an Rang den Decurionen zunächst und bilden ein Kollegium, welches ursprünglich dem Kult der gens Julia gewidmet, später seine priesterlichen Funktionen auch auf den Kult der übrigen Kaiser ausgedehnt zu haben scheint.

Auf diese geringen Notizen wird sich unser Wissen über die Beamten von Augusta Vindolicorum bis jetzt beschränken, und das Wort colonia ist bei Tacitus wohl nicht im Sinne von römischer Kolonie, sondern überhaupt als Ansiedlung, bebauter Platz, aufzufassen. Was Planta über Biberbach als municipium beibringt, wird dadurch hinfällig, dass eben nicht, wie er als bekannt annimmt, in Augsburg duoviri jure dicundo sich vorfinden, sondern, dass der auf dem Biberbacher Monument n. 5825 genannte C. Julianus Julius nicht zu Biberbach, sondern in dem benachbarten Augsburg sein Amt als decurio municipii quatuorviralis bekleidete.

Gehen wir zu der Stadt über, welche uns eben so gastlich aufgenommen hat, so fällt vor allem auf, dass dieselbe mit drei Ausnahmen keine religiösen und mit Ausnahme der Thorinschrift bis jetzt keine öffentliche Inschrift aufzuweisen hat; alle anderen sind Grabschriften und auch unter diesen finden wir nur eine, welche vielleicht einem Civilbeamten angehört hat. Es ist die Inschrift n. 5946:

D. M.  
CL GEMELL  
CLAVDIAN  
PRAEF. I. I

vielleicht einem praefectus juri dienndo angehörig, d. h. dem Stellvertreter eines duovir inri dienndo, aber es ist nicht rathsam auf Grund einer einzigen, dazu noch unvollständigen Inschrift eine derartige Feststellung vorzunehmen.

Auch hier ist so ziemlich Alles, was Planta über diesen Fall sagt, hinfällig.

Erwähnenswerth ist, dass auch zu Epfach, Abodiacum, wo einst eine römische Brücke über den Lech ging, deren Pfähle man noch fand, in der Umfassungsmauer des St. Lorenzbergs einige Inschriften sich fanden, welche diesem Platze die Eigenschaft eines municipiums zusprechen, falls dieselben auf dort verwendete Beamte sich beziehen.

Ausser drei Inschriften des Claudius Paternus Clementianus, welcher neben und nach anderen hohen Aemtern auch die Stelle eines procurator Augusti Retiae bekleidete C. J. L. III 5775 - 77 erscheint noch ein (Caionius) Sercialis Aelianus decurio municipii C. J. L. III 5780 und ein Serotinius Secundus Secundi ordinis, C. J. L. III 5779, wahrscheinlich einer der oben erwähnten seviri Augustales, die später, als diese Würden in den Familien erblich wurden, einen eigenen Stand bildeten.



Das heutige Epfach ist so unbedeutend, dass man an eine Verschleppung der Steine denken möchte, wenn nur nicht der Lech von Epfach abwärts nach Augsburg zu flöss. In älterer Zeit aber war Epfach sicher ein ziemlich bedeutender Platz und grosse, reich verzierte Quaderstücke lassen auf eine Reihe von schönen Bauten schliessen, die freilich bis auf die letzte Spur verschwunden sind und von denen nicht einmal der Standplatz angegeben werden kann, denn die Werkstücke kamen nicht an ihrer ersten Verwendungsstelle zu Tag, sondern in einer starken Schutzmauer, die später, vielleicht noch in römischer Zeit, um den St. Lorenzhügel war aufgeführt worden und die 1830 zum Abbruch kam.

Dass hier eine lange und dicht bewohnte Römerniederlassung war, bezeugen auch die vielen metallenen und thönernen Kleinfunde, sowie viele Hunderte von Münzen (ich besitze ein Verzeichniss von 350 dort nur im Jahre 1830 gefundener Münzen) von Augustus bis Honorius in ununterbrochener Reihe.

Abudiacum wird genannt von Ptolemäus II. 13. 3. *Ἀβουδιᾶκον* 46° 15' n. Breite und 33° 30' östl. Länge, ebenso in der tabula Peutingeriana als Avodiaco zwischen ad novas und Coveliacas aber ohne Meilenangabe auf der Augsburg-Tyroler Strasse und als Abuzacum im Itinerar p. 275 und in der vita St. Magni c. 28.

Die Form Abuzaco verhält sich sprachlich zu Abudiaco wie Zabern zu tabernae.

Im Itinerar ist die Entfernung von Augusta Vindelicorum (Augsburg) auf 36 milia passuum angegeben, also auf  $7\frac{1}{2}$  deutsche Meilen, was auch mit der wirklichen Entfernung von Augsburg nach Epfach (etwas über 14 Postsäulen) übereinstimmt.

Fassen wir alle diese Erscheinungen ins Auge, so ist es wenigstens nicht unmöglich, dass Abudiacum einst ein municipium gewesen sei.

Die Thatsache, dass Abudiacum in der alten Literatur nur dreimal genannt wird, darf uns von dieser Annahme nicht abschrecken, denn um ein ähnliches Beispiel anzuführen, auch die römische Lagerstadt Apulum in Dacien wird in der Literatur nur dreimal erwähnt, dort konnte aber aus 320 gefundenen Inschriften die ganze Geschichte der Stadt von Trajan bis unter Decius a. 250 hergestellt werden, wie es von Karl Goos mit so schönem Erfolge gethan worden ist. —

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesem Platze aufgehalten aber nur deshalb, weil ich ihn unter diejenigen zähle, deren sorgfältige

Untersuchung (durch Nachgrabungen) unserer Provinzialgeschichte noch eine bedeutende Bereicherung verspricht.

An allen übrigen Plätzen, welche in der Literatur genannt werden, oder durch Funde als römische Wohnstellen bezeichnet werden, fehlen uns die Mittel ihren Charakter als Gemeinwesen zu bestimmen und selbst von Kempten und Passau lässt sich bis jetzt nichts anderes angeben, als dass sie einst römische Besatzung in sich bargen.

Auch über das Leben der Römer an diesen Plätzen selbst erhalten wir reiche Aufschlüsse durch die gemachten Funde. Die zahlreichen Grundmauerreste von Privatbauten in Augsburg und Regensburg, hier besonders ausserhalb der Befestigungslinie, belehren uns ebenso wie die Inschriften, dass neben der Besatzung auch noch eine ziemliche Anzahl von Beamten, Kaufleuten u. dgl. ihres Berufes oder Vorthells halber sich im Lande anhielten und die kunstvollen Mosaikböden von Westerhofen, Augsburg und Tacherting beweisen, dass sie sich diesen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchten, zugleich aber auch, dass nicht Alle unsere Heimath für so erschreckend hielten, wie die römischen Gardeoffiziere dieselbe dem Tacitus geschildert haben müssen, wenn er Germania 5 sagt: *minime sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam coelo solovo adsueverunt, terra etsi aliquanto specie differt in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda, (durch düstere Wälder und öde Moorgegenden verunstaltet); und in der That so angenehm die Lager zu Augsburg und Regensburg gewesen sein mögen, die Lager an dem Gränzwall konnten einem verwöhnten Südländer, besonders einem Römer, damals sicher nur wenig Angenehmes bieten und es ist sehr erklärlich, wenn er wieder nach Hause gekommen, nicht von seinen Entbehrungen an den gewohnten Bequemlichkeiten sprach, sondern seinen Groll in einer düsteren Schilderung des Landes Luft machte, welches ihm alle Strapazen eines Feldzuges aufzwang, ohne ihm dafür Entschädigung zu bieten.*

Von düsteren Wäldern konnte man gerade in der Gegend des Vallum sprechen, das auch heute noch auf grosse Strecken durch düstre Wälder hinführt und hinter welchem der Heinheimer und Köschinger Forst, der Eichstätter, Raitenbacher und Weissenburger Forst, die schönen Wälder des Hanenkams und der Oettinger Forst auch jetzt noch eine fest zusammenhängende Kette von Wäldern bilden, so dass man, wenige freie Uebergänge abgerechnet, im



Wald von Kelheim aus bis zur württembergischen Gränze gehen kann.

Gegen die Einflüsse der Kälte wussten sich die Römer zu schützen, indem sie die erprobten Einrichtungen ihrer römischen Bäder auf die Wohnhäuser übertrugen und durch eine Art Luftheizung sich warme behagliche Räume verschafften. Man glaubte deshalb im vorigen Jahrhundert überall Dampfbadeeinrichtungen gefunden zu haben, wo man die auf kleinen Säulchen ruhenden Böden solcher Gemächer gefunden hatte.

Doch fanden sich auch wirkliche Bäder, z. B. zu Miltenberg.

Die Häuser selbst waren meist aus Ziegeln erbaut, hatten verhältnissmässig kleine Zimmerräume; Wände und Boden waren mit Mörtel glatt überzogen, der Boden betonartig und manchmal noch mit Mosaikwürfeln belegt, die Wände mit ganzen Farben bemalt, gelb, roth, blau, grün, weiss, bloss gestreift und gefasst oder auch mit künstlerisch gemalten Figuren belebt; über den Bau und die Einrichtung oberer Stockwerke lässt sich bei dem Mangel jedes vorhandenen Objectes natürlich keine Angabe machen, doch dürfte sich dieselbe von dem was wir von römischen Bauten anderer Gegenden wissen, nicht wesentlich unterschieden haben.

Auch die Einrichtung und die Geräte zeigen in den vorhandenen Skulpturen und Gefässfunden gleiche Gestalt mit denen, welche überall die römischen Wohnstätten begleiten und es sind namentlich einzelne Grabmäler in Augsburg und Regensburg, welche uns in stereotyper Darstellung die Einrichtung eines Speisezimmers darstellen.

Der Verstorbene sitzt oder liegt auf einer Art Ruhebett mit hohen Füßen, Rück- und Seitenlehnen, vor dem Ruhebett steht ein dreifüssiger Tisch zum Vorsetzen der Speisen und ein Diener mit der Kanne scheint ihn zu bedienen.

Reichere Darstellungen weisen noch einen grossen alleinstehenden Mischkrug auf, dann einen Seitentisch mit allerlei verziertem Geräte, besonders Kannen, sowie nasser dem Diener noch andere stehende Gestalten, welche vielleicht die Angehörigen darstellen sollten.

Die Kleidung der dargestellten Personen lässt ihren verschiedenen Stand erkennen, ist aber mit der aus Italien bekannten römischen Gewandung völlig gleich, ebenso auch die gefundenen Geräte und Schmuckgegenstände, welche mehr oder weniger reich verziert dem verschie-

denen Geschmack oder Vermögensstände entsprechen konnten.

In Beziehung auf die Lebensgewohnheiten mag es ja kaum ein Volk geben, welches so zersetzend und nivellirend auf alle andere Völker wirkte, mit denen es in Berührung kam, als das römische, vor dessen mächtigem Einfluss die Eigenheit der unterworfenen Völker fast spurlos verschwand, so dass die Provinzialen sogar die nichtssagenden römischen Namen an der Stelle ihrer früheren Benennung verzogen und ihre einheimischen Götter mit römischen Göttern vertauschten.

Fast alle bekannten römischen Gottheiten finden wir in Inschriften vertreten, Jupiter, Mercurius, Mars, Juno, Ceres, Diana und Apollo, Neptunus, Pluto und Proserpina, Vulkanus, daneben die Campestris, Concordia, Salus, Victoria etc., neben welchen die einheimischen Gottheiten der Alounae, Apollo Grannus, Jupiter Arubianus, Bedaius, Dolichenus, Sedatus an Zahl der gewidmeten Denkmäler weit zurückstehen und wir über die Art ihres Dienstes und ihrer Stellung nur aus ihrer Zusammenstellung mit römischen Gottheiten höchst unsichere Schlüsse ziehen können.

Am meisten Verehrung genoss Jupiter als die Hauptgottheit und nach ihm oder an Zahl der Denkmäler vor ihm Mercurius, die Gottheit der in den Provinzen zahlreich vorhandenen Kaufleute.

Aus dem soeben gesagten geht hervor, dass die früheren Einwohner in eine sehr untergeordnete Stellung zurückgedrängt waren und dies ging um so leichter, als man gleich bei der Eroberung die vorhandenen Bewohner empfindlich geschwächt hatte.

Ein grosser Theil der waffenfähigen Leute war in dem verzweifelten Kampfe um die Freiheit gefallen, von den Ueberlebenden wurden nur so viele im Lande gelassen, als zur Bebauung des Landes nöthig waren. Die jungen und kräftigen Leute wurden ins Ausland geführt. Auf diese Weise wurden auch die alten Stammes- und Ortsüberlieferungen grösstentheils verwischt und so am leichtesten das Land in Unterwürfigkeit gehalten, da schon die nächste Generation kaum mehr ein selbständiges Bewusstsein früherer Freiheit hatte; sie romanisirten sich schnell, ihre Sprache wurde vergessen, weil bei allen amtlichen und militärischen Thätigkeiten, sowie im Verkehr mit den Siegern nur die römische Sprache zulässig war, sie nahmen Kleidung und Sitte von den Ueberwindern an und vertauschten selbst ihre Namen grösstentheils gegen römische Benennung und nur ein-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



und es wird genügen, wenn ich hier nur die bekanntesten und ergiebigsten erwähne.

Römische Münzen werden in grosser Menge in der Umgegend von Seebruck am Chiemseeufer gefunden, wo auch täglich Geschirrrümmer aus rother Erde zum Vorschein kommen, die Vertheilung der römischen Münzfundstellen rechtfertigen Weisshaupt's Meinung über den Zug der Römerstrasse am Nordufer des Chiemsees vollkommen, am Südufer ist zwischen Rosenheim und Grabenstätt kein Münzfund zur öffentlichen Kenntniss gelangt; obwohl sich zu Bernau eine römische Inschrift fand.

Bedeutende Gebäudereste fanden sich bei Ising, Niesgau, Tacherting und Erlstädt, an letzten beiden Orten wurden auch hübsche Mosaikböden gefunden.

Von der Gemeindeverfassung oder deren Beamten ist uns von keinem norischen Orte auf bayerischem Boden etwas bekannt. Dagegen finden sich mehrfach Beamte des benachbarten Salzburg (Juvavum) und des in Kärnten liegenden Tournia jetzt St. Peter b. Spital.

In dieser glücklichen Gegend, die wie im dreissigjährigen Krieg, so auch schon früher von den verheerenden Kriegen wenig zu leiden hatte, erhielten sich auch nach dem Sturze der Römerherrschaft, welcher zwischen 480 und 520 erfolgte, lange Zeit ein Rest romanischer Bevölkerung und nicht mit Unrecht werden eine Anzahl von Plätzen, welche wie Katzwalchen, Traunwalchen einen mit Walchen (Welsche, d. i. Romanen) zusammengesetzten Namen tragen, auf solche zurückgebliebene Romanen als Begründer oder langjährige Besitzer zurückgeführt.

Wie nach Südosten ein Stück von Norikum in das heutige Bayern hereinfällt, so gehört im Nordwesten ein Stück der römischen Germania zu unserm Königreich allerdings ebenfalls ein sehr kleines Stück links des Maines und westlich von der Teufelsmauer die auf bayerischem Boden den Main berührt.

Nach den früheren Annahmen, die sich besonders auf die Forschungen von Paulus und Arndt gründeten, nahm man mit Paulus an, dass von Lorch aus der römische Gränzwall schnurgerade über Murbart, Mainbart, Oehringen, Waldüren auf den Main zugegangen sei und denselben in der Nähe von Freudenberg berührt habe, nach Arndt lief dann der Gränzwall durch den Spessart, um sich in weitem Bogen mit dem durch Hessen und Nassau zum Rhein hinziehenden Stücke des Walles zu vereinigen.

Schon früher habe ich mich überzeugt, dass auf der Strecke zwischen Waldüren und Freuden-

berg wenigstens auf dem letzten Theile durchaus nichts von Ueberresten des Walles mehr zu sehen sei.

Ebenso hat H. Landesbibliothekar Dunker in Kassel in seiner Schrift „Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens 1879“ wegen der schwachen oder unsicheren Reste des Vallums im Spessart, dann, weil sich weiter nach Westen noch deutlich ziemliche Strecken eines früher zusammenhängenden Walles nachweisen lassen, besonders aber weil zwischen diesem neuerdings nachgewiesenen Wall und der Linie durch den Spessart nicht die geringsten römischen Funde bis jetzt zu Tage gekommen sind, den Schluss gezogen, dass der Spessartwall, wenn er je vorhanden war, nicht den Römern, sondern einer späteren Landesabgränzung angehöre und der Römerwall bei Grosskrotzenburg seinen Anfang nehme.

Nun hat überdies H. Kreisrichter Conradi zu Miltenberg mit grosser Umsicht und unermüdlichem Eifer der Aufsuchung der Spuren des Vallums gegen den Main zu seine Aufmerksamkeit zugewendet und ist zu dem Ergebniss gekommen, dass der Gränzwall bei Waldüren die gerade Linie verlassen habe und durch Neusaess hindurch an Reinhardsachsen und Geisenhof vorüber zum Greinberg bei Miltenberg hingezogen sei, der dann mit seinen steilen bis hart an den Main herantretenden Hängen den Abschluss der Gränzlinie bildete.

Von hier an übernimmt dann der Main die Rolle der Gränzlinie, so lange er von Süden nach Norden läuft und kurz bevor er sich wieder entschieden nach Westen wendet bei Grosskrotzenburg schliesst sich an sein rechtes Ufer der von H. Dunker nachgewiesene Wall an. Der Nachweis für die Richtigkeit von H. Conradi's Behauptung liegt besonders darin, dass er zwischen Miltenberg und Waldüren an nicht weniger als 19 Stellen die Grundmauern solch kleiner Wachhäuser aufgefunden hat, wie sie den Gränzwall auf der geraden Strecke durch Württemberg und Baden ständig begleiten und in der jetzt völlig erklärten Lage der römischen Befestigung auf dem Greinberg und des Römerlagers am Fusse desselben.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich mich hier in Einzelheiten einlassen, soviel scheint mir sicher, dass die Entdeckungen Dunker's und Conradi's sich ergänzen und durch Conradi's Funde auch Dunker's Ansicht gerechtfertigt ist.

In dem kleinen Stückchen Erde aber, welches von Germania zu dem Königreich Bayern gehört,



sind wiederum eine Anzahl von Fundstellen, die unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken, nämlich Stockstadt, Obernburg, Trennfurt und Miltenberg, die sich durch Inschriftenfunde auszeichnen, während in fast allen zwischenliegenden Ortschaften des linken Ufers kleine Alterthümer römischer Abkunft und Münzen zu Tage kommen. Vom rechten Ufer ist bis jetzt kein entschieden römischer Fund bekannt, denn die als Römergräber eingetragenen Stellen sind Grabhügel und das angeblich römische Castell von Elsenfeld war leider schon zerstört worden, als ich kam, um dasselbe zu besichtigen.

Bei weitem den wichtigsten Punkt aber bildet Miltenberg.

Hier wurde bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues ein Castrum bloß gelegt und dann unter Leitung der Herren Kreisrichter Conradi und Sektions-Ingenieurs Scherer gänzlich aufgegraben. Ausserhalb desselben fanden sich, wie vielleicht bei allen Lagern eine Anzahl von Gebäuden, deren Grundmauern ebenfalls aufgedeckt wurden, so dass man ein klares Bild von der ganzen Anlage erhielt. Die gefundenen Münzen umfassen ohne Lücken den Zeitraum von Nero bis Decius 54—251, aus der folgenden Zeit bis Magnus Maximus, † 383, fanden sich noch 31 Stück.

Aus den noch vorhandenen Inschriften erkennen wir, dass das Lager von der Coh. IV. Vindelicor. von den exploratores Triputienses und der cohors Sequanorum et Rauracorum besetzt war, eine Zeit lang auch von einer Abtheilung der legio VIII. Aug(uste).

Zu Obernburg, etwa 4 Stunden nördlich von Miltenberg, fanden sich Inschriften der cohors III Aquitanorum (Hefner S. 32 u. 73) und der legio XXII Primigenia Pia fidelis, sowie der cohors III voluntariorum (Hefner S. 289) und endlich zu Stockstadt wiederum 4 Stunden nördlich von Obernburg Ziegel der legio XXII Primigenia Pia Fidelis (Hefner 289), von Stockstadt etwa 3 Stunden nördlich beginnt dann der von Duncker entdeckte Anfang des oberrheinischen Gränzwalles. Namentlich an Regensburg und an dem ehemals zu Germania gehörigen Theil von Bayern hat sich gerade in den letzten Jahren mit unabweislicher Klarheit gezeigt, wie sehr unsere geschichtlichen Studien durch Ausgrabungen unterstützt werden, und dass eine einzige gefundene Inschrift im Stande ist, jahrelang gehegte Irrthümer zu berichtigen. Aus dieser Erkenntniss geht nun aber auch die Nothwendigkeit hervor, sich diese Hilfsmittel durch umsichtige und geordnete Ausgrabungen zu eignen zu machen und die Auffindung nicht dem Zufall zu über-

lassen, wie es bisher meist geschehen ist. Es bedarf dazu nicht unerschwinglich grosser Mittel, sondern namentlich einer geordneten, wenn auch in Zwischenräumen vorgenommenen Durchsuchung solcher Stellen, die, wie die Biburg bei Pöfning, das Lager bei Pfünz, die Wischelburg u. s. w., durch ihre seitherige Ausbeute auf sichere Fundergebnisse schliessen lassen, ein Unternehmen, das sich mit verhältnissmässig geringen Kosten durchführen lässt, wenn die Arbeiten regelmässig vorgenommen werden, eine Aufgabe, die namentlich der kgl. Akademie der Wissenschaften und den ja sonst so thätigen historischen Vereinen obliegt.

Passen wir nochmals Alles, was über den Zustand Bayerns zur Römerzeit bekannt ist, kurz zusammen, so finden wir das Land von den Römern vorwiegend militärisch und finanziell ausgenützt.

Der Zahl nach stehen die wenigen bürgerlicher Gemeinwesen mit den zahlreichen militärisch besetzten Plätzen in einem schreienden Gegensatz, und scheinen, wenn wir aus den nicht-römischen Namen schliessen dürfen, schon vor Ankunft der Römer bestanden zu haben.

Wir dürfen ferner aus der geringen Anzahl von Städten und dem Mangel der Erwähnung von Gewerben auf eine dem Landbau zugewendete Bevölkerung schliessen und dieser Zustand hat sich auch während der Besetzung durch die Römer nicht geändert.

Fragen wir darnach, was die Bewohner des Landes den Römern zu verdanken hatten, so wird sich bei genauer Betrachtung die herkömmliche Ansicht, dass die Ureinwohner wie Wilde gewesen und die Römer dem Lande die Civilisation gebracht hätten, ungefähr ebenso ausnehmen, wie dieselbe Behauptung der Franzosen Algier oder der Engländer Indien gegenüber, denn im Ackerbau standen die Eingeborenen den Römern schon früher nicht nach, denn schon Plinius l. XVIII c. XVIII 48 bezeugt, dass in Rätien ein bedeutend verbesserter Pflug erfunden worden sei. Der Handel lag ganz in den Händen römischer Negotiatoren, und wenn auch künstlerisch schöne Erzeugnisse in die Provinz eingeführt und in derselben geschaffen wurden, so zeigen doch andererseits die ausserordentlich rohen Darstellungen auf Grabsteinen, wie wenig Einfluss die römische Kunst, selbst an den grossen Plätzen wie Augsburg und Regensburg auf die Masse der Bewohner ausgeübt hat.

Dieser ganzen römischen Herrschaft mit allen ihren guten und schlimmen Seiten machten die Osmanen, welche schon um 300 die Römer von der Donau vorgedrängt hatten, um 500 ein gewaltsames Ende und eroberten das Land südlich



der Donau für die Germanen, ein neues reges Leben begann auf den Trümmern des Römertums und der kräftige Stamm, der das Land besetzt hatte, wurde und blieb während der ganzen Folgezeit einer der Hauptträger des deutschen Geistes.

Die sorgfältige Durchforschung der römischen Ueberbleibsel in unserem engeren Vaterlande und die Aufklärung der Geschichte auch zu der Zeit, wo die Germanen noch nicht als die Herren des Landes auftreten, erscheint mir, abgesehen von den rein wissenschaftlichen Ergebnissen, auch als ein zwar geringes, aber schuldiges Opfer, das wir unserm jetzigen schönen und lieben Vaterlande aus-Dankbarkeit darbringen müssen.

Herr Sepp:

Es ist eine alte Streitfrage, ob da, wo die Römer Augsburg gründeten, bereits eine vindelicische Stadt, wo nicht Hauptstadt, bestanden hat. Man urtheilte, Damasia habe die Stelle eingenommen, aber es will sich durchaus von keltischer Vorzeit nichts finden; es haben vielmehr Einige die Vermuthung geäußert, dass Strabo sich verschrieben und eine rätische Stadt in der Lage Hohenems nach Vindelicien versetzt habe. Dann bleibt für dieses keine weitere Hauptstadt übrig als Abadiacum und zwar benannt nach einem Herzog Abadiacus, wie Teutobodiakus, der die Gallier nach Kleinasien geführt hat. Die Kelten sind den Römern in der Ebene gewichen, haben aber im Gebirge sich bis in die deutsche Zeit erhalten. Fassen Sie das gallische *ceari*, Fels oder Steinberg. Als die Deutschen hereinkamen, haben sie dies Wort ganz gut verstanden und in Kirchstein übersetzt. So finden Sie eine Menge Felsen, welche „Kirchel“ heissen. Ich habe über dieses längere Fortleben der ältesten

Bevölkerung Bayerns Forschungen angestellt, aber wenig veröffentlicht. Wir haben in Epfach, Abadiacum, noch das Gerippe einer alten Stadt, wie in Palas oder Pael am Ammersee noch die Knochen des urältesten Urusa aus der Erde hervorstehen. Möge der Herr Vorredner nicht bloss Gräber dankenswerth eröffnen, sondern auch die Städte der Vorzeit wissenschaftlich aufdecken.

Herr Ohlenschläger:

Wenn ich diese Frage in meinem Vortrage nicht berührt habe, geschah es, weil ich ausdrücklich von vornherein bemerkte, ich wolle von aller Polemik und allem Unsichern mich fernhalten. Hätte ich die Vermuthungen über Urusa, Damasia und wie die Plätze alle heissen, die Herr Professor Sepp so eben erwähnte, hereinziehen wollen, würde der Tag nicht ausreichen. Es existirt eine umfangreiche Literatur hierüber und auf Grund der jetzigen Forschung kann man kaum zu einem entscheidenden Resultate kommen, ob Damasia in der Auerburg zu suchen ist, die erst neuerdings Gegenstand der Forschung war, jenem grossen befestigten Bergkegel, der dem Peissenberg gegenüberliegt, oder ob Damasia an der Stelle lag, wo das heutige Augsburg sich befindet, oder am Bodensee zu suchen sei. Keine dieser Vermuthungen kann man fest begründen, oder auch nur der Wahrscheinlichkeit nahe bringen.

Ich habe mit grossem Fleiss in meinem Vortrage diesen Punkt zu berühren vermieden, weil gerade diese Frage sich an dem Platze, wo wir eben sind, nicht feststellen, vielleicht überhaupt nicht feststellen lässt. Die Frage, die von meinem Herrn Vorredner aufgeworfen worden, halte ich für eine vollständig offene, wünsche aber lebhaft, dass sie bald gelöst werde.

(Schluss der zweiten Sitzung.)

### Dritte Sitzung.

Eröffnung durch den Herrn Vorsitzenden. — Herr Tischler: Gliederung der vorrömischen Metallzeit. — Herr V. GROSS (Neuveville): Die neuesten Funde aus der Pfahlbau-Bronzezeit im Neuchâtel See mit Demonstrationen. — Herr J. Undset (Christiania): Anfänge der Eisenzeit. — Herr Virchow: Zur prähistorischen Chronologie. — Herr C. Mehli: Der Kirchheimer Fund. — Herr Klopffleisch: Die Reihenfolge der keramischen Erscheinungen in Mitteldeutschland. — Herr Schaffhausen: Der Schädel von Spandau. Vergl. Wälie.

Der Herr Vorsitzende eröffnet die Sitzung um 9 Uhr 10 Minuten.

Herr Tischler:

Wenn ich bei der, wie Sie gehört haben, uns so knapp zugemessenen Zeit es unternehmen will, Ihnen eine Gliederung der vorrömischen Metallzeit für Süddeutschland zu geben, so kann ich mich nur in einem ganz dürftigen Rahmen bewegen. Doch haben die neuesten Ent-

deckungen bereits eine ziemliche Menge präziser Daten über die chronologische Stellung der einzelnen Perioden gegeben, welche ich Ihnen hier vorführen kann. Sie werden mich nicht der Unvollständigkeit zeihen dürfen, wenn ich öfters scheinbar wichtige Gegenstände übergangen muss: doch will ich mich bemühen, besonders die streitigen Punkte Ihnen in Kürze auseinander zu setzen.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



neben den etruskischen nur ganz vereinzelt auf, so besonders zu Marzabotto bei Bologna, welches zeitlich ein wenig später herabreicht als das Gräberfeld der Certosa.

Das Ende der norditalischen Felder haben wir also sicher ungefähr auf das Jahr 400 festsetzen können: und wie wir sehen werden, bezeichnet diese Epoche einen entscheidenden Wendepunkt auch für Mittel- und Nordeuropa.

Unbestimmter ist der Beginn der Periode. Wir müssen aber annehmen, dass viele Jahrhunderte nützlich waren, um die ganze Entwicklungsreihe hervorzubringen.

Eine mittlere Periode wird in verschiedenen Theilen Italiens (Corneto, Chiusi, Praeneste) durch Produkte phönikisch-karthagischer Kultur bezeichnet, die man nach Helbig's Rechnung auf ca. 600 v. Chr. setzen kann. Aalter sind die Gräber von Villanova mit den Mäanderurnen und die gleichen Formen im eigentlichen Etrurien (Grab des Kriegers zu Corneto im Berliner Museum) und vor diesen kommen noch ältere Plätze, wie sie u. a. der Begräbnisplatz von Bismantova in der Emilia mit halbkreisförmigen Fibeln repräsentirt. Wir werden kaum bedeutend fehlgreifen, wenn wir den Beginn der Periode an den Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. setzen; natürlich bleibt hier ein Fehler von ein oder mehreren Jahrhunderten nicht ausgeschlossen, dann kann man die italische Bronzezeit, wie sie uns in den Terramaren entgegentritt, gewiss in das II. Jahrtausend zurückverlegen. Die Untersuchungen in Griechenland und Westasien werden besonders durch Vergleichung der keramischen Produkte gewiss hier mehr Licht verbreiten.

Wenn wir nun die Alpen überschreiten, tritt zunächst in den Pfahlbauten eine glänzend entwickelte Bronzezeit entgegen, welche, wie sich deutlich nachweisen lässt, verschiedene Phasen durchläuft. Gräberfunde sind wenig bekannt, ich habe bisher nur 9 konstatiren können: Unterstammheim Ct. Zürich, Eschheim bei Schaffhausen, Sargans, Ernstfolde Ct. Uri, Montsalvens Ct. Freiburg; Montreux, Morges, St. Prex — die 3 letzten am Genfer See; ferner Auvernier im Uebergange der Stein- zur Bronzezeit. Die Ursache der Seitenheit der Funde liegt darin, dass alle diese Gräber unter der natürlichen Bodenoberfläche angelegt sind, ein Grund der auch späterhin manche grosse Lücken in unserer Kenntniss verschuldet. Ohne die Existenz der Pfahlbauten würden wir demnach von der glänzenden Schweizer Bronzezeit ausserst wenig wissen.

Für die Pfahlbauten ist die Form des Armbandes höchst charakteristisch; es treten hier

besonders die hufeisenförmigen auf, ein klaffender ovaler Reif mit mehr oder weniger nach aussen hervortretenden Endstollen. Und zwar ist die ältere Form ein massiver Reif mit kleinen Stollen, die jüngere ein viel breiterer hohler, innen offener Reif mit weit heraustretenden Stollen. Die schöne Sammlung, welche Herr Dr. Gross aus den Pfahlbauten des Bieler und Neuenburger See's ausgestellt hat, repräsentirt die verschiedenen Formen in ausgezeichneter Weise. Mit Uebergangung untergeordneter Formen hebe ich noch eine hervor: es sind Armbänder mit flachem, breiten, meist längs-geripptem Reif, der sich an den Enden etwas zusammenzieht und dann zu je einem wenig breiteren Endstücke erweitert. Solche Armbänder kommen noch im Schatzfunde von Réalon in Südfrankreich mit hufeisenförmigen, hohlen zusammen vor, ausserdem aber noch in einem der ältesten Gräber von Golasecca am Lago maggiore mit Bronzenadel und Bronzedolch. Ausserdem finden sich in den Pfahlbauten, so zu Möriegen, vereinzelt noch halbkreisförmige Fibeln mit grossen Rippen, die zu den ältesten italischen gehören. Wir werden demnach den Schluss der Schweizer Bronzezeit, wo Eisen bereits als dekorative Einlage in Bronze auftritt (bel age du bronze nach Desor) an den Beginn der italischen Nekropolenperiode setzen müssen.

Im südwestlichen Deutschland kommen dieselben platten Armbänder häufig vor und gleichzeitig ähnliche, bei welchen die verschmälerten Enden sich in je zwei kleine Spiralen auflösen. Die Hügelgräber dieser Periode zeigen ein ganz bestimmtes Inventar, sie enthalten grosse Bronzenadeln, darunter die charakteristischen mit radförmigem Kopfe, „Radnadeln,“ Bronzedolche, und sind gerade in den Sammlungen von Regensburg und Landshut sehr schön vertreten.

(In Regensburg: Eulsbrunn, Linzenhof, Schweighäuser Forst, Unterwahrberg, Einsiedler Forst, Einöde Köbel, Regendorf. Ein hufeisenförmiges Armband von Aukofen. In Landshut: Kehlheim, Neukehlheim u. a. M.)

Es repräsentiren diese zahlreichen Funde eine süddeutsche Bronzezeit, die mit dem Beginn der italischen Nekropolen zusammenfällt, also wohl ungefähr an den Beginn des ersten Jahrtausends gesetzt werden darf.

Wenn wir die Weiterentwicklung der italischen Formen verfolgen, so ist diese ausserst glänzend im südlichen Oesterreich vertreten. Das classische Gräberfeld von Hallstadt, welches durch die vorzügliche Publikation Sacken's allgemein bekannt ist, zeigt die vollständige italische Fibelreihe von der halbkreisförmigen bis zu der Cer-



tosafibel herab. Noch reiner und vollständiger treten diese Formen in den neuerdings in Krain vorgenommenen Ausgrabungen auf. Das Gräberfeld von Waatsch und die Hügel von Margarethen haben bereits eine ausserordentliche Fülle geliefert, und es dürften diese Funde, denen noch eine unermessliche Zukunft bevorsteht, zu den allerwichtigsten gehören, die augenblicklich nördlich der Alpen ausgebeutet werden.

Diese lange Periode lässt sich deutlich gliedern und ich will zwei Hauptabtheilungen machen, deren jede, besonders die ältere, aber wieder einen längeren Zeitraum umfasst und manche Wandlungen aufweist. Ich nenne sie „ältere“ und „jüngere“ Hallstädter Periode.

In der älteren treten die Metallgefässe mit getriebenen Kreisen und Thierfiguren, die weitgerippten Cisten, die älteren Fibeln (halbkreisförmige, kahnförmige und barocke Schlangenfibeln) auf, und als besonders wichtiges Stück ein langes Eisenschwert mit platter Griffzunge und geschweifeter, nach der Mitte zu sich vielfach verbreitender Klinge, welche ersichtlich der Klinge des Bronzeschwertes nachgebildet ist und oft noch die feinen parallel gezogenen Linien zeigt.

Die halbkreisförmige Fibel findet sich ferner in Kroatien, in Bosnien (zu Glasinač mit dem kleinen Bronzewagen), und auch auf der Südseite des Kaukasus in Formen, welche den italischen sehr nahe stehen zu Kasbek. Diese ausserst wichtige Entdeckung eröffnet Perspektiven auf eine weit nach Osten zurückgreifende uralte Kulturströmung.

Die jüngere Hallstädter Periode enthält die einfachsten Schlangenfibeln, Certosafibeln, enggerippte Olasten und Bolche mit hufeisenförmigem Endknopfe („Hufeisendolche“) und eine grosse Anzahl von Geräthen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Eine genaue Trennung wird erst möglich sein, wenn das vollständige Inventar der österreichischen Funde, grabweise geordnet, nebst genauem Plane der Felder veröffentlicht wird, was sich für Hallstadt nach dem genauen Fundprotokoll Ramsnors leicht ausführen liesse, und bei den neuen Grabungen gar keine Schwierigkeit böte.

Neben den rein italischen Formen traten bereits eine Menge von Bronze geräthen auf, so die meisten Armbänder, und besonders die Eisengeräthe, welche einen durchaus nationalen Charakter zeigen und bereits die Existenz einer ziemlich entwickelten einheimischen Kultur beweisen.

Während diese östliche Region sich also immerhin eng an Italien anschliesst, finden wir im Westen andere Verhältnisse. In einem grossen

Bezirke, welcher Bayern, Württemberg, Baden, Elsass, die Schweiz, Franche Comté, Burgund umfasst, findet sich eine sehr nahe verwandte Klasse von Grabhügeln, wengleich auch einige lokale Differenzen auftreten, — so finden sich besonders im bayerischen Franken eigentümliche Formen.

In diesem ganzen Gebiete sind nun die echt italischen Formen selten, doch lässt sich die der Hallstädter Periode zukommende Zweitheilung deutlich verfolgen.

Die älteren italischen Fibeln sind besonders spärlich. Es finden sich in den Museen von Karlsruhe und Mainz einige halbkreisförmige Fibeln; im Uebrigen muss man gegen die in den Sammlungen ohne Fundort aufbewahrten kahnförmigen Fibeln misstrauisch sein. In vielen Fällen dürften sie in Italien gekauft sein und nur einige kahnförmige Fibeln von jüngerer Form stammen aus sicher konstatarnten süddeutschen Funden.

Die Fibeln sind in der älteren Zeit der westlichen Gruppe überhaupt knapp. Es kommt aber das Hallstädter Eisenschwert häufig vor. Mir sind augenblicklich folgende Fundorte bekannt: In der östlichen Gruppe Hallstadt in zahlreichen Stücken und 1 Stück aus Schomlau in Ungarn. In der westlichen: Bayern: 1 Abenberg, 3 Bruck an der Alz, 1 Prächting, 3 Stublang, 2 bei Bamberg; Württemberg: 2 Messtetten; Hessen-Nassau: 1 Hochstadt, 1 Eichen bei Hanau; Elsass: 1 Hühnerhubel bei Rixheim; Côte d'or: 3 Magny Lambert, 1 Cosne, 1 Bois de Langres, 1 Melaisey, 1 Créaney, 1 Bois de la Perouse; Dép. Ain: 1 Cormoz; Dép. Cher: 1 Fertisses; Belgien: 1 Gédinne, also 26 in der westlichen Gruppe, eine Zahl, die wohl noch immer zu gering sein wird. Es finden sich ferner halbmond förmige Bronzemesser besonders in der Côte d'or und weitgerippte Cisten. Von diesen sind nördlich der Alpen bekannt: 1 Magny Lambert (Côte d'or) mit einem Hallstädter Eisenschwert, 2 in Hallstadt, 1 zu Klein-Glein in Steiermark, 1 zu Waatsch in Krain,<sup>1)</sup> 2 zu Meyenburg in der Priegnitz (sie scheinen nach der Beschreibung weitgerippt zu sein, sind aber nur in Fragmenten erhalten), 1 zu Slupce bei Kalisch, also 8 Stück von 6 Fundorten.

In dem Funde von Magny Lambert findet sich auch ein Armband mit breitem flachen mit einer Mittelrippe versehenen Ringe, dessen Enden

1) Diese Ciste wurde, nachdem obiger Vortrag bereits gehalten war, von Fürst Windischgrätz am 30. August zu Waatsch ausgegraben.



in je 1 Spirale auslaufen, damit ist die Zeitstellung dieser in den mittleren Rheingegenden nicht seltenen Stücke charakterisirt.

Die jüngere Hallstädter Periode ist in dem westlichen Bezirke ausserordentlich reich vertreten, am glänzendsten in den Fürstengräbern von Hundersingen und Ludwigsburg in Württemberg, über welche letzteren Herr Professor Fraue uns interessante Mittheilungen gemacht hat.

Es findet sich hier die Paukenfibel in ihren verschiedenen Variationen, die Armbrustfibel mit zurücktretendem Schlussstück, und die jüngste, einfache Form der Schlangenfibel, welche mit der italischen übereinstimmt, ferner die Hufeisendolche, prachtvolle in getriebener Arbeit oder mittelst Tremolirstich verzierte Gürtelbleche und Haken, schöne Golddiademe und Armbänder, wie in den Fürstengräbern und zu Allenlüften bei Bern, Wagen (2 rüdrig und 4 rüdrig, die Speichen mit Bronze, die Felgen oft mit Eisen beschlagen) etc. etc. Es ist mir nicht möglich, Ihnen diese reiche Material auch nur annähernd zu schildern; die süddeutschen Sammlungen zeigen es genügend. besonders hervorzuheben sind aber noch die enggerippten Cisten, von welchen nördlich der Alpen folgende bekannt sind: Frankreich: 1 Gommerville (Côte d'or); Belgien: 1 Eygenbilsen; Deutschland: 4 Luttum, 1 Nienburg (Hannover), 1 Pansdorf (Lübeck), 1 Priment (Posen), 1 bei Mainz, 2 Hundersingen, 1 Ludwigsburg, 1 Schinderfils-Moos, 1 Uffing (beide bei Staremburg); Oesterreich: 1 Strakonitz (Böhmen), 1 Dyciskulaböhle bei Brünn, 4 Hallstadt; Schweiz: 1 Gruholz, also 22 von 15 Fundorten.

Ausserst wichtig ist ferner eine zu Ludwigsburg gefundene griechische Schale mit rother Figur auf schwarzem Grunde, welche als dem Ende des 5. Jahrhunderts angehörig erkannt worden ist.

Alles zeigt also, dass das Ende dieser wichtigen Periode in Süddeutschland ungefähr auf das Jahr 400 fällt. Es lässt sich nun durch eine grosse Zahl von Verbindungsgliedern nachweisen, dass die jüngere Hallstädter Periode mit der jüngeren Bronzezeit des Nordens zeitlich zusammenfällt und auch hier findet um dieselbe Zeit eine entscheidende Wandlung statt, so dass in einem grossen Theile von Europa eine wichtige Epoche konstatiert werden muss.

Es folgt nun eine Periode, welche in unserer Erkenntniss sich von kleinen Anfängen zu ganz hervorragender Wichtigkeit emporgearbeitet hat.

Es sind die merkwürdigen Eisenwaffen und Schmucksachen aus dem Pfahlbau von La Tène bei Marin am Neuburger See, welche der ganzen

Periode den Namen gegeben haben, eine Bezeichnung, welche bereits derartig Gemeingut der Archäologen geworden ist, dass wir sie beibehalten müssen.

Das Inventar zeigt in einem grossen Verbreitungsbezirke eine ziemliche Gleichmässigkeit und finden wir ähnliche Formen von der Marne an durch Süddeutschland bis nach Ungarn hinein; verwandte treten auch durch ganz Norddeutschland bis an die Weichsel auf, in Italien aber sind sie äusserst selten.

Charakteristisch ist die eingliedrige Fibel mit zurücktretendem Schlussstück, aus Eisen, Bronze, in Ungarn häufig aus Silber, manchmal mit Einlagen von Email, welches aber älter und von dem römischen wesentlich verschieden ist. Die Art und Weise der Herstellung dieses Emails hat die Ausgrabung der Werkstätten von Bibracte (Mont Beuvray) bei Autun klar gelegt und damit zugleich den Beweis geliefert, dass es von einheimischen gallischen Arbeitern hergestellt wurde.

Ferner finden sich eigenthümliche Hals- und Armringe, unter denen ich die mit nach den Enden zu wachsenden Knöpfen, welche in petschaftartige Knöpfe auslaufen, hervorhebe.

Besonders wichtig ist das Eisenschwert mit langer, dünner Klinge und einer aus zwei Eisen- oder Bronzeplatten gebildeten Scheide. Der Griff hat dünne Angel und trägt oft ein kleines geschweiftes Querstück.

Dies Schwert findet sich von den Begräbnisplätzen der Champagne an bis nach Ungarn, im Norden von Dänemark bis nach Westpreussen (Bohlschau), selten in Italien und hier jedenfalls in gallischen Gräbern (Marzabotto). Neben dem Schwert tritt in demselben Verbreitungsbezirk ein langes Messer mit konvexer Schneide auf, wohl eine Art Dolchmesser, wie es in dem Regensburger Museum die Funde von Pfeffertshofen, Nillendorf, Vilseck, Archenleiten zeigen. Dasselbe hat einen nach vorne gebogenen Griff. Im Westen, von der Champagne bis nach Bayern ist derselbe flach und breit, geschweift mit vortretender Spitze; im Osten vom Salzkammergut bis Ungarn zeigt der geschweifte Griff einen runden oder kleinen Querschnitt mit einem Mittelknopf. So lassen sich bei der allgemeinen Gleichförmigkeit doch eine Reihe lokaler Verschiedenheiten auffinden, auf die ich hier nicht näher eingehe.

Auf den Metallscheiden der Schwerter, auf Arm- und Halsringen finden sich Ornamente, welche zwar an klassische erinnern, aber doch ein ganz eigenartiges Gepräge tragen. Es sind Triquetren mit aufgerollten Enden, Doppelvoluten



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



die erstere mit der griechischen Schale. Es fällt der Beginn der Schnabelkannenperiode demnach an den Endpunkt der jüngeren Hallstädter-Periode, den Schluss der Cartosa. Die meisten sind aber jünger und treten mit neuen Formen zusammen auf. Zu Somme Bionne (Marne) findet sich eine Schnabelkanne begleitet von einer schwarzen Schale mit röthlichen Figuren, die aber nach dem Urtheile der Archäologen jünger sein muss und ungefähr dem 3. Jahrhundert angehört. Demnach dürfte man den Schnabelkannen von circa 400 abwärts einige Jahrhunderte zurechnen dürfen.

Während nun in Frankreich mit ihnen zusammen die sonst in den Kirchhöfen der Champagne übliche Fibel vom La Tène-Typus auftritt, findet sich im südwestlichen Deutschland mit ihnen eine eigenthümliche Form, eine Armbrustfibel, d. h. mit unterer Sehne und freibeweglicher Spirale, deren zurückgebogenes Schlussstück einen Thier- oder Menschenkopf, meist einen Vogelkopf darstellt. Nur selten sind die Fibeln eingliedrig, indem der Hals mittelst einer Windung in die Nadel übergeht. Ich habe diese Fibel „Thierkopffibel“ genannt. Ein sehr schönes Exemplar, welches mit einem Menschenkopf endet, befindet sich in der Regensburger Sammlung von Riekofen. Andere Exemplare sind im Nebenzimmer in der Sammlung des Herrn Nagel aus oberfränkischen Grabhügeln ausgestellt. Diese Hügel sind deshalb wichtig, weil sie den Uebergang der jüngeren Hallstädter Periode in die La Tène Periode zeigen und dadurch für diese Gegenden den continuirlichen Uebergang von einer Periode in die andere beweisen. Ferner sind diese Fibeln häufig am Gleichberge bei Römhild, wie Sie es voriges Jahr in der Sammlung des Herrn Dr. Jacob auf der Berliner Ausstellung wahrzunehmen Gelegenheit hatten.

Es hat diese Fibel aber einen viel kleineren Verbreitungsbezirk als die La Tène-Fibel. Sie scheint in Frankreich nicht mehr vorzukommen. Sie findet sich in den mittleren Rheingegenden, Württemberg, Bayern und nördlichen Grenzländern bis nach Hallstadt, ist in Norddeutschland ganz vereinzelt. Sie ist also weit weniger verbreitet als die etruskischen Gefässe, eine mehr lokale Erscheinung. Die Thier- und Menschenköpfe sind recht roh dargestellt und wir werden sie nicht gut als Produkte etruskischer Industrie ansehen können, welche zu dieser Periode in ihre Blüthezeit trat — und für einen barbarisirenden Styl, der sich dem Geschmacke des Auslandes anpassen sollte, fehlen die Beweise. Auch ist diese Fibel bisher nicht südlich der Alpen entdeckt worden.

Wohl aber wissen wir aus den gallischen Münzen, dass die Barbaren es immerhin ziemlich weit in der Nachbildung von Köpfen gebracht hatten. Ich stehe daher nicht an, die Thierkopffibel als Produkt einer einheimischen Industrie im südwestlichen Deutschland zu erklären.

Die Zeitstellung der La Tène-Periode wird nun auch weiter durch die zahlreichen gallischen Münzen charakterisirt, welche in den Gräbern oder anderen Fundlokalitäten vorkommen. Es sind dies in Frankreich die Nachbildungen der massaliotischen Münzen, in Süddeutschland die Regenbogenschüsselchen, in den Donauländern die Nachbildungen der Makedonischen. Hier kommen auch vielfach Münzen der römischen Republik vor. Am Beginn der Kaiserzeit verschmolz dann die einheimische Industrie mit der römischen zu einer neuen, die uns als römische Provinzialindustrie in zahlreichen Niederlassungen entgegentritt, und welche z. B. hier in der Regensburger Sammlung von Alkofen in den älteren Formen vertreten ist. Diesen Uebergang zu verfolgen ist noch sehr schwer, weil gerade in Italien die Kenntniss des Kleingewerbes in den letzten Jahrhunderten der Republik noch völlig im Dunklen liegt.

Wenn wir nun die gewonnenen Resultate zusammenfassen, so findet sich in Süddeutschland zunächst eine Bronzezeit, die bis an den Beginn der italienischen Nekropolen heranreicht, jünger ist als die Terramaren, gleichzeitig mit den jüngsten Schweizer Bronze-Pfahlbauten. Sie dürfte ungefähr um 1000 v. Chr. aufhören. Dann kommt die ältere und jüngere Hallstädter Periode, welche allen Phasen der oberitalischen Nekropolen folgen und ungefähr bis 400 v. Chr. reichen. Die letzten Jahrhunderte bis zur Kaiserzeit füllt die La Tène-Periode aus.

Weitere Untersuchungen werden uns hoffentlich in den Stand setzen, diese Gliederung genauer zu präzisiren und sowohl zeitlich als örtlich kleinere Gruppen schärfer abzugrenzen.

Herr V. Gross (Neuveville):

Neue Bronzezeitfunde im Neuchâtel See.

(Dazu die beigegebenen Tafeln).

Erlauben Sie mir, Ihnen einen kurzen Bericht über die Ausgrabungen zu geben, die ich in den Pfahlbauten der westschweizerischen Seen geleitet habe. Die Ergebnisse derselben kennen Sie schon theilweise durch die Gegenstände, die ich Ihnen auf den Versammlungen in Constanz und Strassburg vorgezeigt habe. Heute werde ich nur von den Funden der zwei letzten Jahre sprechen und Ihnen eine Auswahl der interessantesten, theilweis noch nie in den Pfahlbauten gefun-



denen Gegenstände vorzeigen. — Wie Sie wissen, sind die Ausgrabungen sehr erleichtert worden durch die grossartigen Arbeiten der Juragewässer-Korrektion, die man machte, um Sümpfe zu entwässern und zugleich das Niveau des Bieler und Neuchâtelers See's tiefer zu legen. Auf diese Art sind unsere Seen 2—3 m niedriger geworden; die Pfahlbauten, zuerst die der Stein-, später auch die der Bronzezeit wurden trocken gelegt, und die Ausgrabungen konnten im Ver- gleiche zu den früheren beschwerlichen Bagger- Arbeiten leicht bewerkstelligt werden.

Die Ansiedlungen des Bieler See's hatten schon seit 3—4 Jahren nichts Neues mehr zu Tage gebracht, deshalb schickte ich meine Arbeiter nach dem Neuchâtelers See, der fast noch reichere Pfahlbauansiedlungen aufzuweisen hat, als der erstere. — Ich erwähne nur die berühmten Ansiedlungen von Estavayer, Auvornier, Cortailod, Corcelettes etc. Von dieser letzteren hauptsächlich will ich Ihnen heute sprechen. — Sie ist interessant deshalb, weil sie bis jetzt noch nie regelmässig unter- sucht wurde, so dass die Kulturschicht ganz intact war und wir das ganze Mobiliar eines Bronze- pfahlbaues vor uns hatten. Unsere Station, die dem reinen Bronzealter angehört, liegt am linken Ufer des See's, ungefähr 2 Kil. von dem Städtchen Grandson entfernt, unmittelbar vor dem kleinen Weiler Corcelettes. — Was ihre Grösse, ihre Form und die Anlage der Pfähle betrifft, so bietet sie keinen merklichen Unter- schied mit den anderen, schon beschriebenen Stationen am Bieler See dar, jedoch war die Sand- und Lehmschicht, die sich über der Fund- schicht befand, sehr wenig dick, existirte eogar theilweis gar nicht, — die Arbeiter konnten dem- nach mit wenig Mühe die Artefakten ans Tages- licht fördern. — Und welchen Reichthum fanden sie da! Was Anzahl und Schönheit der Gegenstände betrifft, so lässt Corcelettes alle an- deren Bronzestationen weit hinter sich zurück. Um Ihnen nur eine Idee davon zu geben, will ich Ihnen eine kleine Zusammenstellung der Dinge liefern, welche die Kulturschicht dieses Pfahlbaues in sich barg. Wir fanden da: unge- fähr 60 Beile, 4 Hämmer, 30 Sicheln, 60 bis 70 Messer, 10 Schwerter, wovon 3 ganz erhal- ten, 150 ganze Armbänder und ebensoviel zer- brochene, 30 Lanzen spitzen, 12 Phaleren, 300 bis 400 Nadeln, 3 Gefässe aus Bronze, 300 voll- ständige Thongefässe, 10 Gussformen aus Sand- stein, 1 aus Bronze und eine Menge anderer kleiner Gegenstände, wie Knöpfe, Ringe, Ge- hänge, Spinnwirtel etc. etc.

Unter den Schwertern übertrifft das vorliegende Exemplar wohl alle anderen in den Pfahlbauten gefundenen, sowohl seiner schönen eleganten Form, als seiner vortrefflichen Erhal- tung wegen. Es ist 67 cm lang. Die 55 cm lange Klinge ist mit einem einzigen Nietnagel an der Mitte des Griffs befestigt und zeigt die gewöhnlichen Linienornamente. Der etwas platt- gedrückte Griff ist sehr sorgfältig gearbeitet und verziert und hat einen Knauf, der in zwei ein- gerollten Spiralen endigt. — Ein anderes Schwert, ähnlich dem vormalig in Mürigen constatirten Typus, ist deshalb interessant, weil es uns Spuren von Reparaturen zeigt. Man sieht an der Querstange des Griffs einen Gussfehler, der durch ein nachgegossenes Stück Bronze wieder gut gemacht worden ist. Griff und Klinge dieses Schwertes sind besonders gegossen, und ohne Hilfe von Nietnägeln in einander befestigt.

Dolche sind spärlich, nur in einem einzigen Exemplare vertreten.

Wie ich schon oben angedeutet habe, sind die Beile nicht selten.

Sie sind grösstentheils von der bekannten Form, mit zwei Schaftlappen und seitlichen Oehren ver- sehen; es kam kein einziges der plattgedrückten Beile des späteren Steinalters vor. Hingegen fand man 4 mit einer Dülle versehenen Beile, die, als vervollkommnete Instrumente sonst nur am Ende des Bronzealters sich zeigen. Ein andres Beil bietet eine Uebergangsform zwischen den platt- gedrückten und denjenigen mit Schaftlappen. — Auch einige Hämmer und Meisel sind in unserer Station zum Vorschein gekommen, sind jedoch von kleineren Dimensionen, als die in Au- vernier gefundenen. — Was die Messer angeht, so ist nichts besonderes darüber zu berichten. Die Hefte derselben waren wohl meistens aus Holz, andere, wie vorliegendes Exemplar, aus Hirschhorn gefertigt. Sie kommen in den verschiedensten Grössen vor; die kleinsten sind bloss einige Centimeter, die grössten bis 27 cm lang. Die kleineren Messer sind sehr zahlreich, während die grösseren Messer, oder besser gesagt Dolche in Messerform mit Bronzeklinge und Griff nur in 3 Exemplaren anzutreffen waren, die sich sowohl durch elegante Form, als durch die zahl- reichen Verzierungen auf Klinge und Griff aus- zeichnen. — Sogenannte Rasirmesser sind mehrfach vertreten. Das eine derselben ist wahr- scheinlich, der Verzierung nach zu urtheilen, aus dem Stück eines zerbrochenen Armbandes vor- gefertigt worden. — Ein doppeltes, sehr schön ge- arbeitetes Rasirmesser zeigt uns, mit welcher Sauberkeit und Geschicklichkeit unsere Pfahlbauer



ihre Werkzeuge zu repariren wussten. Ein Theil des Griffes war entzwei gebrochen und die 2 Bruchstücke sind vermittelt eines Bronzedrahts wieder aneinander befestigt: ein neuer Beweis, dass die Löthung zu dieser Zeit noch etwas sehr Ungewöhnliches war (conf. Näheres unten). — Sicheln sind in der gewöhnlichen Form recht häufig. Eine derselben jedoch fällt durch ihre scheinbar absichtlich zurechtgebogene Form auf, und kann als ein zu einem andren Zweck dienendes Instrument betrachtet werden. — Pferdegebisse fanden wir mehrere, einige aus Horn, andre aus Bronze. Die Meisten bestehen aus einer einfachen Trense. Ein einziges, in Lausanne befindliches Exemplar gleicht dem von mir in Möriegen gefundenen, unterscheidet sich aber von demselben in so fern, dass es aus 3 Stücken gegossen ist, während das Mörieger Gebiss aus einem Stücke besteht.

Von den sehr mannigfaltigen und zahlreichen Objekten, die die Bewohner des Corcelettes Pfahlbaues als Schmuckgegenstände und Zierrathen benutzten, wollen wir zunächst der Arm b ä n d e r gedenken. Die meisten derselben sind hohl und waren wohl ursprünglich mit Wachs gefüllt (wie sich aus verschiedenen Spuren schliessen lässt), um den Arm gegen die raue Fläche der Bronze zu schützen. Andre Arm b ä n d e r sind massiv, aber alle schön gearbeitet und sorgfältig verziert. Sie sind aus Bronze gegossen oder getrieben, nur 2 Exemplare sind aus Braunkohle gefertigt. Von besonderer Schönheit und Kunstfertigkeit sind die grossen Armringe, die mit concentrischen punktirten Kreisen und Parallellinien verziert sind. — Man hat schon oft über das Verfahren diskutiert, nach welchem die Künstler der Bronzezeit ihre Arm b ä n d e r ohne Hilfe des stählernen Grabstichels ornamentirten und es sind verschiedene Theorien darüber aufgestellt worden. Ich meinerseits glaube behaupten zu können, dass diese Zeichnungen mit einem Stempel, in Gestalt eines Nadelkopfes, auf der noch weichen thönernen Gussform hervorgebracht worden sind. — Ich kam zu diesem Schlusse auf folgende Art: Ich fand auf einem kleinen Thongefäss von Corcelettes eine Verzierung von concentrischen Kreisen, die, ohne Zweifel, mittelst eines Nadelkopfes und dem obern Theil der Nadel gemacht war und zwar so, dass abwechselnd der Nadelkopf und abwechselnd der obere Theil der Nadel in den weichen Thon eingedrückt wurde. Dies gab mir die Idee, dass die Zeichnungen auf den Arm b ä n d e r n ebenso gefertigt seien. Ich formte demgemäss ein Armhand aus Thon, auf welchem ich mit der passen-

den Nadel die punktirten concentrischen Kreise eindrückte. Die Parallellinien zog ich mit einem, ebenfalls in der Kulturschicht gefundenen kleinen Stift, mit gabelförmigem Ende, der eigens zu diesem Zwecke gedient zu haben scheint. — Nach Erhärtung des thönernen Modells nahm ich einen Gypsabguss davon, goss hier hinein Blei und erhielt vorliegendes Armband, auf dem Sie vollständig die Zeichnungen der Bronzearm b ä n d e r sehen. — Als andrer Beweis dafür, dass, wenn die Arm b ä n d e r gegossen, die Ornamente meist schon in der thönernen Gussform angebracht waren, dient uns auch dieses Bruchstück eines thönernen Gussmodells, in welchem man noch die eingravirte Zeichnung sieht. — Interessant sind einige Bronzebarren, die nichts anderes sind, als eben gegossene Arm b ä n d e r, denen man die Rundung noch nicht gegeben hatte. Die Gussform von Sandstein zu solchen Arm b ä n d e r n liegt hier auch vor. Ich habe die Leere mit Blei ausgegossen und ein hübsches kleines Armband gefunden. Die zahlreich vorgefundenen Haar- und Gewandnadeln sind Alle hübsch verziert; viele zeichnen sich durch gresse hohle Köpfe und manche durch eine Grösse von 60 cm aus. Einige mit Bronzedraht umschlungene Nadeln erklären uns die Art und Weise, wie man die oft vorgefundenen kleinen gewundenen Bronzedrähte verfertigte. — Fibeln fehlen hier gänzlich, dafür sind andere Schmuckgegenstände wie Bernstein und Glasperlen desto häufiger, ebenso Rädchen aus Zinn und Bronze, Gehänge verschiedener Formen, Phalieren, Knöpfe aus Bronze und aus Elberzahn. Bemerkenswerth sind 240 Ringe, die mit andern kleinen Gehängen, worunter eine als Amulette benutzte Pfeilspitze, am gleichen Orte gefunden wurden, demnach zusammengehörten und wahrscheinlich als Halskette mit Pendeloques dienten. —

Nicht minder merkwürdig sind 2 andere hier gefundene Gegenstände. Der eine, einer kleinen gegossenen Krone ähnliche ist wohl ein Schmuckgegenstand; der andre, ein Rohr von Bronze, welches aus 2 Theilen, einem Röhrchen und einem aufgeschobenen Aufsatz besteht. Dieser Aufsatz ist, wie mir ein Sachverständiger sagte, an das Röhrchen gelöthet, aber nicht mit Borax, sondern mit Glass, und zwar (nach einem Verfahren, das jetzt noch von den Chinesen und Japanesen angewendet wird) so, dass man eine Löthnaht durchaus nicht bemerken kann. —

Von Holzartefakten sind zu erwähnen eine Art kleiner runder Tisch aus Eichenholz, ein Stück Ruder und ein kleines Küstchen 20 cm



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



müchtige Schmucknadel, augenscheinlich mit Absicht gekrümmt, um als Fibel getragen zu werden. Ein prachtvolles massives Armband, 700 gr schwer, welches wohl, seiner Schwere wegen, nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten angelegt wurde. — Aus der Stein-elation Luscherz: ein grosses Doppelbeil aus reinem Kupfer, 42 cm lang und mehr, wie 3 Kilogr. wiegend. Die Schneiden desselben sind platt gehämmert, aber noch nicht vollendet. — Das Beil war wohl zu kolossal und die Schwierigkeit ihm ein passendes Heft zu geben, zu gross, deshalb glaube ich, dass es kein gewöhnliches Werkzeug, sondern mehr eine symbolische Art, oder eine Häuptlingsanszeichnung war. Aus der Steinstation von St. Blaise im Neuchâtelerssee einige Dolche aus reinem Kupfer und aus demselben Metall ein erster Versuch ein Metallbeil zu machen. Ausserdem ein Hirschhorngeräth, welcher möglicherweise zu dem Apparat gehört, mit dem man die Steinbeile durchbohrte.

(Die Beschreibung der Tafeln am Schluss des Berichts.)

Herr Undset (Christiania), Anfänge der Eisenzeit:

Im vorigen Jahr hatte ich bei Gelegenheit der Generalversammlung in Berlin die Ehre den deutschen Kollegen den ersten Theil einer Serie von Studien über die Bronzen Mitteleuropas vorzulegen, eine Serie von Studien, die als Ausgangspunkt die am meisten prononcirte Bronze-gruppe in Mitteleuropa, die ungarische, genommen hat.

Ich habe auch dies Jahr ein Buch mitgebracht, das ich ganz neuerdings publizirt habe. Ich bitte nun um die Ehre, es den deutschen Kollegen vorlegen zu dürfen; es ist betitelt: 'über die Anfänge der Eisenzeit in Nord-Europa.'

Ich habe darin den Versuch gemacht, das ganze bis jetzt vorhandene nordeuropäische Material, das diese interessante Frage beleuchten kann, übersichtlich vorzuführen, es nach typischen Eigenthümlichkeiten und nach der geographischen Verbreitung zu gruppieren, den Zusammenhang und die inneren Beziehungen der verschiedenen Gruppen zu einander festzustellen. In der Einleitung habe ich als Hintergrund die süd- und mitteleuropäischen Gruppen skizzirt, in denen das Eisen zum erstenmal zum Vorschein kommt und in allgemeinerer Verwendung sich findet, also die antik-italischen Gruppen, die Alpengruppen, die Hallstädter und die La Tène-Gruppe, sowie auch die Funde, die sich an diese anschliessen.

Im ersten Hauptabschnitt, der den grössten Theil des Buches bildet, habe ich die Behandlung des norddeutschen Materials gegeben, in 11 Kapiteln nach Provinzen geordnet; es sind die Fundgruppen, die bis jetzt vorliegen, zusammengestellt, und eine Anordnung versucht.

Als Grenze zwischen Nord- und Mitteldeutschland betrachte ich die Grenze zwischen Schlesien und Mähren, die Gebirge, die Böhmen Nordseite umfassen, dann die Gebirge und Waldstrecken Thüringens und die Höhen, die sich westlicher aneinanderketten bis zum Niederrhein. Diese grösstentheils natürliche Grenze wird sich auch im Allgemeinen als eine archäologische fassen lassen. Im II. Hauptabschnitt sind die Verhältnisse in den skandinavischen Ländern behandelt worden.

Mein Buch ist der erste Versuch einer solchen das ganze nordeuropäische Gebiet umfassenden Behandlung der genannten Frage; die Arbeit muss darum natürlich einen gewissen vorläufigen Charakter haben. An vielen Punkten, wo das Material noch nicht in hinreichender Fülle vorliegt, muss die Auffassung unsicher sein, viele Linien können noch gar nicht sofort gezogen werden. Neue Funde werden irrige Ansichten korrigieren u. s. w. Ich habe versucht, die Darstellung überall dem Material selbst so nahe wie möglich zu legen, überall die Form der strengsten induktiven Untersuchung zu bewahren. Ich wage darum zu hoffen, dass mein Buch, auch dort wo neue Funde die Aufstellung als minder korrekt erweisen werden, doch nützlich sein wird, dass es als ein Beitrag zur Orientirung durch ein grosses Material dienen kann und dass es in vielen Hinsichten den Ausgangspunkt für neue schärfere Untersuchungen und neue Versuche bilden werde.

Das Material habe ich sowohl aus der Litteratur, als aus den Museen selbst zusammengesucht. Ich bin so glücklich gewesen, etwa 60 Sammlungen und Museen in Norddeutschland und im Norden persönlich studieren zu können. Ich benütze diese Gelegenheit, um den vielen deutschen Kollegen, die mir bei meinen Studien in den verschiedenen Museen und Sammlungen mit grösster Liebenswürdigkeit entgegengekommen sind, meinen besten Dank auszusprechen.

Wenn ich die Resultate, die ich durch diese Studien gewonnen zu haben glaube, ein bisschen vollständig darzulegen versuchen sollte, dann würde es zu weitläufig sein. Ich muss mich darauf beschränken, auf mein Buch selbst hinzuweisen.

Es handelt sich in diesem Buche um den



Uebergang aus der sog. Bronze- in die Eisenzeit. Die wichtigste Fundgruppe, die hier in Betracht kommt, ist die grosse Gruppe der Urnenfelder. Ich habe die Urnenfelder, von denen ja ganz Norddeutschland erfüllt ist, in verschiedene grosse Gruppen zu ordnen versucht. Wir haben erstens östlich die schlesisch-posen'sche Gruppe, dann sind die am nächsten sich anschliessenden die sächsisch-lausitz'schen, dann westlichere, nördlichere und jüngere Gruppen, die zum Theil einen anderen Charakter haben u. s. w.

Eine mehr eingehende Behandlung der Bronzezeit und namentlich der letzten Periode der Bronzezeit habe ich in diesem Buche nicht in weitläufiger Weise gegeben. Diese Frage werde ich in einigen von den folgenden Theilen meiner „Etudes sur l'âge de bronze de la Hongrie“ behandeln. Hier habe ich namentlich die Funde vorgeführt und zusammengestellt, in denen das Eisen zum ersten Male zum Vorschein kommt und habe hiebei auf ein ganz sonderbares Verhältniss aufmerksam gemacht. Es ist ganz unzweifelhaft, dass das Eisen in Süd- und Mitteleuropa sehr früh auftritt, und das in einer Zeit, wo die vielen Tausende von Funden, die wir in Nordeuropa haben, noch keine Spur von Eisen aufweisen können.

Es ist also Thatsache, dass in Nordeuropa durch Jahrhunderte eine Periode geherrscht hat, die als Bronzezeit charakterisirt werden muss, während südlicher schon eine volle Eisenzeit entwickelt war.

Nun ist es der Fall, dass das während der Bronzeperiode im Norden verwendete Metall unzweifelhaft importirt worden ist und nach aller Wahrscheinlichkeit von Süd und Süd-Ost; es sieht also aus, als ob der Norden durch Jahrhunderte die Bronze von südlicheren Gegenden, wo schon eine volle Eisenkultur herrschte, empfangen habe, ohne dass das Eisen Folge gemacht zu haben scheint. Dies kommt uns unglaublich vor, aber das Material lässt nicht zu, dass man das Verhältniss anders fasst.

Ich habe nun also diese räthselhafte Sachlage zu beleuchten versucht, indem ich das Material zusammengestellt habe und nachgewiesen, wie eine Menge von Fundstücken, die im Norden als aus der Bronzezeit herrührende charakterisirt werden müssen, aus dem Süden importirte Bronzearbeiten sind, die dort schon der Eisenzeit gehören, und daran habe ich verschiedene Betrachtungen geknüpft. Die ältesten hieher gehörenden charakterisirten Formen, die auf nordeuropäischem Gebiete auftraten, sind, wie ich nachgewiesen zu

haben glaube, Formen, die südlicher innerhalb der sog. grossen Hallstadter Gruppe und noch südlicher in den italischen Gruppen sich wieder finden. Diese Sachen, die zum grössten Theil in frühester Zeit, wahrscheinlich um die Mitte des Jahrtausende v. Chr., fallen, lassen auf einen ziemlich östlichen Weg nach Nordeuropa schliessen.

Herr Geheimrath Virchow hat schon früher darauf hingewiesen, welche grosse Bedeutung ein uralter Verbindungsweg von Mähren nach Schlesien gehabt haben muss. Ich bin hier so glücklich gewesen, mich seinen Ansichten ganz nahe anschliessen zu können, und wenn ich nun meine Resultate andeuten soll, werde ich am besten an diesem Punkte anfangen. Innerhalb der schlesisch-posenschen Gruppe von Urnenfeldern finden wir ziemlich zahlreiche Hallstadt-Sachen, sowohl in Bronze wie auch in Eisen; mit diesen Formen scheint auch hier die Kenntniss der Eisengewinnung sich verbreitet zu haben und wir finden darum in diesen Urnenfeldern viele Eisen-sachen, die schon als einheimische Arbeiten anerkannt werden müssen; indem sie nämlich in den für die nordische Bronzezeit eigenthümlichen Formen gemacht sind, also den alten Bronzen nachgemacht. Eine reine Bronzezeit scheint auf diesem Gebiete in den Urnenfeldern nicht vertreten; schon früh fängt hier die Eisenzeit an, schon durch Einflüsse aus der Hallstatt-Gruppe. Nördlich von Posen, in West-Preussen, hören diese Urnenfelder auf und werden durch die Steinkistengräber ersetzt; solche treffen sich schon in Schlesien und häufiger in Posen, werden aber gegen die Weichselmündung ganz allein herrschend; in diesen Gräbern finden wir die interessante Gruppe der Gesichtsurnen. Die Weichsel bildet hier in Westpreussen eine Grenze: die Steinkistengräber und diese frühe Cultur, die aber schon das Eisen kannte, scheint östlich der Weichsel nicht verbreitet.

Wie erwähnt, haben wir westlicher eine andere Gruppe von Urnenfeldern, die lausitzische, die der vorigen sehr verwandt ist, die aber namentlich in Beziehung auf die Beigaben einen Hauptunterschied darbietet, indem das Eisen im Grossen und Ganzen zu fehlen scheint: diese Gruppe muss im Allgemeinen als eine bronzzeitliche charakterisirt werden. Doch glaube ich nicht, dass diese mehr westliche eine Ältere ist; ich sehe das Verhältniss so, dass auf dem schlesisch-posenschen Gebiet das Eisen früher verbreitet und zum allgemeinen Gebrauch gekommen ist, während westlicher die Gräber uns noch lange nur Bronze gehen und uns also eine Bronzezeit zeigen. An die lausitzische Gruppe schliessen sich zuerst



Urnenfelder im südlichen Brandenburg, im Königreich und der Provinz Sachsen u. s. w. Im mittleren Brandenburg und um die mittlere Elbe treten Urnenhügel, künstliche Hügel mit Urnengräbern, nach und nach auf und lösen diese Urnenfelder ab: wir haben hier die Grabform, die auf den reichsten Gebieten des nordischen Bronzereichs für die östliche (und im Ganzen jüngere) Bronzezeit-Abtheilung charakteristisch ist. Auch auf diesen Gebieten, wo also die älteren Urnenfelder und die an diese sich schliessenden Urnenhügel und Urnengräber als bronzezeitlich hervortreten, haben wir doch zahlreiche Zeugnisse von Verbindungen mit der Hallstatt-Cultur und den mit dieser zusammenhängenden südlicheren (und älteren) Kulturgruppen: in den hiesigen Bronzezeit-Funden (sowohl in Gräbern wie namentlich in Moorfunden) finden wir jene Industrieprodukte, die aus diesen südlicheren frühen Eisen-Kulturen importirt sein müssen, hier doch meistens Bronzearbeiten (wie getriebene Gefässe, Bleche etc.), weit seltener einzelne Eisen-Gegenstände. Hier aber scheinen diese Verbindungen nicht eine wirkliche Eisenzeit hervorgerufen (wie östlicher), eine solche nur in gewissem Grade vorbereitet zu haben. Die meisten von diesen importirten Sachen scheinen von Süd-Osten verbreitet; einige im Weser-Gebiet gefundene scheinen auf dem westlichen Rhein-Weser-Wegen nach Nord-Europa gelangt zu sein.

Es sind erst Einflüsse aus der sogenannten La Tène-Gruppe, die durch ganz Norddeutschland die Eisenzeit begründen. Auf Urnenfeldern und in Urnenhügeln um die mittlere Elbe (in Brandenburg und Altmark) können wir beobachten, wie die Tène-Formen nach und nach unter den alten Bronzen auftreten und schliesslich diese ganz verdrängen, indem auch das Eisen zum allgemeinen Gebrauche gelangt. Nördlich, wo wir aus der Bronzezeit Urnenhügel haben, finden wir nun auch wirkliche Urnenfelder, die doch von den älteren südlichen (bronzezeitlichen) ziemlich verschieden sind. Diese Tène-Einflüsse scheinen besonders von der nördlichsten mitteleuropäischen Tène-Gruppe in Thüringen ausgegangen und sich sowohl längs der Elbe hinunter wie östlich über die Oder bis an die Weichsel-Mündung verbreitet zu haben; in der Mitte scheint Mecklenburg minder berührt zu werden, so dass die Bronzezeit sich hier scheinbar mehr der frühesten römischen Eisenzeit nähert. — Auch aus der rheinischen Tène-Gruppe sind Einflüsse zu constatiren.

Die Tène-Zeit wird von der römischen Periode abgelöst. Aus der Uebergangs- und namentlich aus der früheren römischen Zeit datiren die Urnenfelder mit Punktir- und Mäander-Urnen.

Urnenfelder kommen an den verschiedenen Gebieten auch später vor: namentlich kennen wir spätzeitliche solche Grabfelder in den weiter gegen Osten und Westen gelegenen Provinzen in Ostpreussen und an der Elb-Mündung; in der letzterwähnten Gegend haben wir eine späte Gruppe, die als „sächsische“ oder „anglo-saxische“ bezeichnet werden konnte, aus der mehrere Formen nach England und nach der Westküste Norwegens hinübergebracht worden. — Die blosse Bezeichnung Urnenfeld umfasst also Grabfelder höchst verschiedener Art und höchst verschiedenen Alters, und ist also an und für sich eine ganz unbestimmte.

Wird nach chronologischen Ergebnissen gefragt, so werde ich hier nur andeuten, dass die früheste, auf Hallstatt-Einflüssen ruhende, Eisenzeit in Schlesien-Posen etc. zu dem 5., 4., 3. Jahrhundert v. Chr. zurückgeführt werden kann; die Tène-Einflüsse aus der Thüringischen Gruppe, durch die Halle-Gegend, fangen vielleicht im 3. Jahrhundert v. Chr. an; die Tène-Eisenzeit in Norddeutschland kann dann als die zwei letzten vorchristlichen Jahrhunderte und die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. umfassend bestimmt werden; in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts fällt dann die völlige Umformung der Kultur durch römische Einwirkungen. Es versteht sich von selbst, dass diese Zahlen keine Genauigkeit beanspruchen können.

Ich werde die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung nicht länger in Anspruch nehmen; ich muss um Nachsicht bitten, weil ich durch diese extemporirten Bemerkungen Sie so lange aufgehalten habe; ich habe Ihnen doch keinen wirklichen Eindruck von dem Inhalt meines Werkes geben können; ich muss Sie bitten, mein Buch nicht nach dieser Besprechung zu beurtheilen, sondern das Werk selbst in die Hand zu nehmen. Ich will hier nur noch bemerken, dass ich für die verschiedenen Kultur- und Alterthümergruppen nicht bestimmte Völkernamen zu finden gesucht habe. Ich glaube nämlich, dass wir in unsern Untersuchungen noch nicht soweit vorgertückt sind, dass wir für jede einzelne Gruppe von Alterthümern einen bestimmten Volknamen suchen können. Wir haben uns vorläufig darauf zu beschränken, die sämtlichen Gruppen festzustellen, zu charakterisiren und ihre Verbreitung und Herkommen u. s. w. zu studiren.

Dann wird sich nachher an den Grenzgebieten, wo prähistorische und historische Kulturen sich berühren, die genauere ethnologische Bestimmung und Benennung archäologischer Gruppen von selbst ergeben. Vorläufig, glaube ich, müssen wir uns



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



wisse Reihe nachweisen kann, die nun in der That bis auf die scavi Arnoaldi in Bologna zurückführt.

Eine solche Serie gibt dann den Anhalt für die chronologische Bestimmung einer grossen Menge anderer Dinge und zeigt, wo wir anknüpfen müssen.

Ich möchte gleichzeitig hervorheben, wie mitten in diese Dinge gewisse Formen hinein-schneiden, bei denen es gar nicht gelungen ist, dergleichen Anhalt zu finden. In der Bronze-ciste, die ich beschrieben habe, von Prieront aus dem Posen'schen, fand sich ein sonderbar gedrehter Ring, eine Art Halsring, torques, der dadurch ausgezeichnet ist, dass er geschmiedet ist mit 4 Ranten, die in lange, flügel-förmige Leisten ausgesäumt sind, und dass er dann in mehrfacher Weise, manchmal 5, 7, 9mal, alternierend gedreht worden ist. Es ist das eine un-gemein typische Form. Dieselbe haben wir bis jetzt weder aus Italien kennen gelernt, noch ist irgend ein Exemplar der Art, in England oder Frankreich oder im westlichen Deutschland gefunden worden, es ist eine durchaus östliche Form. Sie ist höchst charakteristisch, aber woher sie gekommen ist, können wir nicht sagen. Sie hat Aehnlichkeit mit anderen Torquesformen, aber ich glaube, sie lässt sich aus der ganzen Reihe derselben heraus-schälen, als eine ganz spezifische Eigenthümlichkeit dieses östlichen Gebietes, innerhalb dessen ihre Unterformen zusammenhängend angetroffen worden.

Ich will auf das Detail nicht weiter eingehen und nur noch sagen, wie ich dazu kam, gestern gegenüber den Mittheilungen des Herrn Barons v. Tröltzsch die Nothwendigkeit zu urgiren, die Urnenfelder nicht in eine einzige Periode zusammen-zuziehen, sondern die einzelnen Arten möglichst zu isoliren. Vielleicht habe ich gestern etwas zu sehr den Eindruck gemacht, als wollte ich gegen Herrn v. Tröltzsch sprechen, während er doch nur das Material, welches ihm geboten war, in mehr schematischer Weise im Grossen zusammenfasste und ich nehme gern die Gelegenheit wahr, um, wenn etwas gefehlt sein sollte, meinerseits zu erklären, dass es mir höchst schmerzlich sein würde, wenn Herr Baron v. Tröltzsch nicht mehr in der Art fortführe, uns periodische Darstellungen einzelner Landgebiete zu geben, wie es geschehen ist.

Zugleich erlaube ich mir, die bayerischen prä-historischen Karten, die mir von Seite des Münchner Anthropologischen Gesellschaft übergeben wurden Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Es sind die Blätter der Umgebung von Regensburg und

Kempten, welche nach der so dankenswerthen Aufgabe, die sich der Münchner Verein gestellt hat, die Gesammtheit der Funde in ganz einfacher Aufzeichnung, aber doch recht klar zu erkennen geben. Ich glaube, wir müssen in hohem Grade dankbar sein, dass diese mühselige Untersuchung in so erfolgreicher Weise fortgeführt wird.

Herr Mehlis:

Ich möchte mir erlauben, mit zwei Worten die Mittheilungen Herrn Geheimraths Virchow bezüglich der gemalten Gefässe zu vervollständigen.

Es kommen diese gemalten Thongefässe aus der vorrömischen Periode nicht nur in ganz Baden und im südlichen Elsass, sondern auch am Rhein vor. Man hat nördlich an den Grenzen der Pfalz vor einiger Zeit, wie den Besuchern der Berliner Ausstellung bekannt sein wird, in der Nähe von Pfeddersheim mehrere Reste von Gefässen gefunden, die auf dunkelblauem Untergrunde schrägläufende schwarze Streifen aufzeigen, und ebenso wurde vor circa 2 Jahren Herrn Direktor Lindenschmit aus Wonsheim ein Gefäss zugesendet in Form einer Schüssel mit 3 Beinen, ein förmlicher primitiver Dreifuss, welcher auf weisser Grundlage eine Reihe rother Strichornamente aufzeigt.

Nach diesen sich anschliessenden Funden würde, was die Verbreitung dieser gemalten Gefässe betrifft, die Verbindung längs des ganzen Mittelrheinthals hergestellt sein. Ich kann mich recht gut erinnern, wie Herr Direktor Lindenschmit in sehr charakteristischen Worten sein Staunen ausgedrückt hat, dass ganz dieselbe Bemalung auf den Gefässen aus dem Grabfelde von Zaborowo und auf denen aus Galizien stattfindet, welche wir in diesem Momente an dem Wonsheimer Funde bemerkt hatten.

Wenn die geehrten Herren Vorredner uns eine wahrhaft überraschende Fülle Bronzegegenstände vorgezeigt hat, welche das Rheinthale und Nord-europa enthalten, muss ich gewissermassen um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie in eine an Kulturresten sehr arme Periode führen möchte.

Es betreffen diese Mittheilungen den Ihnen aus dem Correspondenzblatt bereits bekannten Fund von Kirchheim a. d. Eck, den man mit kurzen Worten in die neolithische Periode setzen kann.

Was die Verhältnisse betrifft, unter denen dieser Fund gemacht wurde, so erlaube ich mir darauf hinzuweisen, dass wir das Mittelrheinthale vermöge seiner geologischen Geschichte in 3 Segmente oder 3 Zonen abtheilen können; zu unterst befindet sich der Durchbruch der tiefen Rinne des



Rheinthal selbst, der Alluvialboden, in dem die Reste des Mamuth, des Rhinoceros etc. sich vorfinden; eine höher gelegene Zone repräsentirt der Diluvialboden, welcher in dem östlichen Streifen eine fruchtbare Zone von Letten, Lehm und Löss enthält, und dann folgt schliesslich als Abschluss nach links und rechts dem Hardtgebirge und dem Odenwald zu die ziemlich steil aufsteigende Zone, welche aus Buntsandstein und der darunter lagernder Vogesias besteht.

Was den Fundort betrifft, so ist es der mittlere Streifen des Diluvialbodens, auf welchem der Fund von Kirchheim gemacht wurde.

Was die Fundgeschichte anbelangt, so war es wieder hier ein glücklicher Weise so häufiger Zufall, welcher einen so interessanten Kollektivfund dem Prähistoriker in die Hände gespielt hat. Es war bei Gelegenheit des Bahnbaues, bei dem die Anlage eines zweiten Geleises nothwendig wurde, dass ein Arbeiter in einer Tiefe von circa einem Meter dem Schädel eines Skelettes in ziemlich unsanfter Berührung nahe kam, welche dem betreffenden prähistorischen Kraniom zum zweiten Male das Leben kostete.

Er ging aus diesem unvermutheten Attentat in einer vollständigen Auflösung in circa 20 Stücken hervor und wir verdanken es dem unermüdlichen Fleisse unserer verehrten Mitglieder der Herren Prof. Schaffhausen und Waldeyer, dass wir den Schädel hier nach seiner Auferstehung ziemlich intakt vor uns sehen. Zu bedauern bleibt, dass der Gesichtstheil stark lüdt ist, indem zwischen dem Kiefergerüst und den Supercilico der mittlere Theil so ziemlich vom rechten Jochbogen aus abgängig ist und es auch späterem Nachgraben nicht geglückt ist, die verlorenen Partien zu ergänzen.

Was die Gesamtlage des Fundes betrifft, der ziemlich genau von Norden nach Süden orientirt war, so fanden sich unmittelbar neben und unter (sub!) den Körperresten Artofakte; der homo selbst stak in einer halb hockenden, halb sitzenden Stellung im Lehm; das Gesicht blickte halb aufrecht nach Norden, die Kniee waren angezogen; zwischen den Knieen befand sich eine Reihe von Thonscherben, von denen hier ausgestellt sind; zwischen den zum Theil noch erhaltenen Fingerknochen lag ein geschliffenes Steinbeil, welches ich mir ebenfalls aufzulegen erlaubt habe. Wie gesagt, das Charakteristische des Fundes und des Skelets, das in seinen Haupttheilen ziemlich erhalten ist, besteht darin, dass wir nicht bloss den homo sapiens selbst vor uns haben, dass wir nicht bloss die Waffen oder Werkzeuge besitzen, mit denen er sich gewehrt, resp. gearbeitet hat,

dass wir nicht nur Spuren seiner Hausindustrie in verschiedenen keramischen Rassen gerettet haben, sondern dass so zu eagen seine Familia, die Hausthiere und die Abfallprodukte seiner Jagd in gesicherter Verbindung bei diesem Funde das Tageslicht erblickt haben.

Um eine kurze Charakteristik der einzelnen Fundgegenstände Ihnen vorzulegen, beginne ich in erster Linie mit den Artofakten. Das sorgfältig an den Hauptflächen, den Seitenflächen der beiden Kanten abgeschliffene Steinbeil, — besonders gilt dies von der vorderen Partie, während die hintere etwas weniger sauber montirt ist — besteht aus einem sowohl auf dem Hunsrück wie in den Vogesen vorkommenden Aphanit-Mandelstein oder, wie die neueren Mineralogen sich ausdrücken, aus Diabasporphyr.

Wie die ganze Konfiguration des Fundes beweist, wurde die Schneide- oder Arbeitsfläche des betreffenden Werkzeuges nicht wie gewöhnlich in der Vertikale benutzt und zwar in Form einer Axt, sondern in horizontaler Richtung, so dass das Steinwerkzeug hier eine veritable Hacke repräsentirt. Ich bemerke, dass der Fund solcher Steinhacken in den Rheinlanden, von denen ich hier ausgehe, ein sehr seltener ist, und dass nur noch 2 Steinwerkzeuge unter einigen Hunderten der Pfalz eine hieher gehörige Form aufweisen. Dasselbe gilt von Rheinhessen, Elsass-Lothringen und Baden.

Was die Gestalt derselben im allgemeinen betrifft, so lieferte der Fund von Monsheim, den bekanntlich vor circa 15 Jahren Herr Direktor Lindenschmit gemacht hat, den Beweis, dass das Verhältniss zwischen Steinhacke und Steinbeil ohngefähr den Prozentsatz von 3 bis 4 gegen 100 betragen mag.

Man kann darüber im Zweifel sein, ob diese Hacke an einem Stiel oder mit einer Zwinge zusammengebunden mit Bast, befestigt war, woran sich stark der ausgebogene Schaftholm anschloss, ferner ob dieses Werkzeug in erster Linie zur Bearbeitung des Feldes oder als Waffe gedient hat. Ich glaube wohl, dass es bei dem Gewicht des Steine und bei der fast noch intakten Schärfe zu beiden Zwecken dienlich zu verwenden war. Waffe und Werkzeug ist bei allen primitiven Völkern identisch!)

(Unterdessen circulirt das Beil.)

Was die Thongeräthe betrifft, so sind darunter 3 Arten vertreten. Die primitivste unter ihnen wird vertreten durch eine Art Schlüssel von ziem-

1) vgl. den Gebrauch der Sense, der Axt noch in historischer Zeit als Waffe.



licher Dicke, in welcher wir einzelne Partikelchen von Kies und Kalk eingesprengt findet, um die Haltbarkeit der Wand zu verstärken. Das Ornament besteht aus Tupfen, die mit dem Fingernagel in den weichen Thon eingedrückt wurden.

Eine etwas höhere Stufe nimmt eine zweite Serie von Gefässresten ein, von rothfarbigem, ziemlich dünnwandigem, gleichmässigem Thon. Nach den Resten zu urtheilen, hatte das Gefäss gleichfalls die Form einer weiten Schüssel.

Die dritte Stufe repräsentirt eine Art Tasse, welche durch zierlich eingedrückte, mit weissem Kitt ausgelegte Ornamente sich auszeichnet; die Ornamente sollen offenbar die Figur von Blättern darstellen.

Das war das Gerüth, das waren die Gefässe, welche den Todten in die Erde begleiteten.

Was die Thierknochen betrifft, welche in unmittelbarem Kontakt mit dem Fund sich vorfanden, so hatte der verehrte Vorsitzende, Professor Fraas, die Güte, dieselben zu bestimmen. Die Mehrzahl der absichtlich, der Markgewinnung halber, zerschlagenen und gespaltenen Knochenreste gehören einem mittelgrossen Rinde, offenbar einem Individuum an, die übrigen dem *bos prius* *bojanus* und zwar sind verschiedene Rückenwirbel und die Epiphyse des Radius erhalten.

Was den *bos prius bojanus*, den Urochsen, betrifft, so erlaube ich mir die Bemerkung, dass er im Nibelungenliede als erlegt von Held Sigfrid vorkommt und zwar an einer Stelle, wonach derselbe nicht weniger als vier solcher gewaltiger Ure im rheinischen Waldgebirge mit dem Speere erlegt.

Ein weiteres Knochenstück gehört nach der Bestimmung des Herrn Professor Fraas dem *bos moschatus* an, der darnach als neuntes Exemplar in Verbindung mit dem Menschen auf dem deutschen Boden sich vorstellig machen würde.

Doch hat Herr Prof. Fraas hinter diese Bestimmung ein kleines Fragezeichen gesetzt, das allerdings verschiedene Kombinationen, die sich an die Ausnützung dieser Bestimmung knüpfen könnten, zerstören würde. Auch der Haushund war, wie eine maxilla mit Alveolen beweist, der treue Begleiter dieses Urrheinländers. Das Schädelstück des Schafes war, wie das vorige, aufgespalten. Dies Beweisstück, wie die übrigen Knochenstücke, legen es uns nahe, dass man weder das Gehirn noch das Mark der Thiere verschont hat, um den Leichenschmaus nach Kräften zu feiern und zu verschönern. Die tibia eines jungen Thieres gehört der *sus scrofa*, wahrscheinlich ferns an, welche in gewaltigen Exem-

plaren bis heutigen Tages auf dem Hunsrück, im Harthgebirge und den Vogesen zum Verdruss der Forstbehörden sich anhält.

Das ist das Hausgesinde und das sind die Jagdthiere, welche den Todten von Kirchheim a. d. Eck umgeben haben.

Was die persona grata desselben selbst betrifft, so war er kein Hüne oder Riese, wie man gewöhnlich diese primitiven Menschen in Deutschland im Munde des Volkes sich vorzustellen beliebt, sondern im Gegentheil, er war von untergesetzter, kleiner Statur. Die Knochenansätze sind allerdings gut entwickelt und deuten nach der Beobachtung von Waldeyer auf einen muskulösen Menschen hin, der mit der Hacke bewaffnet es vortrefflich verstand, dem Ur und Wildschwein aufzulauern und dem wahrscheinlich noch andere Waffen, z. B. die Holzkeule zur Verfügung standen.

Waldeyer schwankte lange, ob er einem Mann oder einer Frau die Körperreste zuschreiben sollte, und in Anbetracht der wehrhaften Linke kann ich von meinem Standpunkte aus nur meine Freude ausdrücken, dass sie nicht einer rheinischen Uramazone, sondern zuletzt doch einem Vertreter des stärkeren Geschlechtes als angehörig bestimmt wurde.

Was den Schädel anbelangt, so grenzt, um mich an bekannten Typen anzuschliessen, die Form desselben so ziemlich an den Typus der Reihengräberschädel.

Was ihn vor den Reihengräberschädeln, die wir aus den Rheinlanden, aus Süddeutschland und aus den Gegenden um Göttingen und Hannover kennen, besonders und zwar nicht zu seinem Vortheil auszeichnet, besteht darin, dass die Kieferpartie in einer dem Schönheitssinn ziemlich unangenehmen Weise, wie Sie sich bei dieser Horizontale überzeugen können, hervortritt. Das Kiefergertst zeichnet sich aus durch eine maxilla, welche in einem Winkel von wohl nicht über 33° in seinen Seitenästen zusammentrifft; die Zähne sind ziemlich abgeschliffen, und lässt die Form derselben auf eine im kräftigsten Mannesalter verschiedene Person schliessen; die Stirne ist kurz und schmal; das Jochbein tritt auf der rechten Seite ziemlich stark hervor, auf der linken verhindert die schlechte Erhaltung, dasselbe wahrzunehmen. Die Stirn ist niedrig, die arcus superciliares sind stark ausgebildet; an der unteren Seite tritt die geringere Breite des Schädels besonders deutlich hervor.

Was ferner die Hauptmaasse des Kirchheimers anbelangt, so stellen sie sich nach den kombinierten Beobachtungen und Messungen der Prof. Waldeyer und Schaaffhausen so, dass der



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Herr Klopffleisch (Jena):

Ich muss von vornherein um Entschuldigung bitten, wenn ich es überhaupt noch wage, hier das Wort zu ergreifen, um einen Gegenstand, welcher zur gründlichen Besprechung die 3- und 4-fache Zeit erfordern würde, in Kürze zu behandeln.

Ich hatte mehrere Themata zu Vorträgen angemeldet, wurde aber vom Herrn Geschäftsführer aufgefordert, den einen herauszugreifen 'die Entwicklung der Keramik in Mittelddeutschland'. Ich habe seit einer Reihe von Jahren mein Bestreben darauf gerichtet, die bis jetzt allzusehr vernachlässigte prähistorische Keramik, welche für die Aufstellung periodischer Reihenfolgen innerhalb der vorgeschichtlichen Denkmäler von grösster Wichtigkeit ist, zu verfolgen, um an ihr Anhaltspunkte für genauere Zeitbestimmungen zu gewinnen.

Während mir jedoch früher zur Vergleichung nur ein verhältnissmässig geringes Material zu Gebote stand, kann ich jetzt mit einem weit wichtigeren umfangreicheren Material aufwarten. Ich schicke versus, dass wir sowohl einen altsemitischen Einfluss in unserer heimischen prähistorischen Keramik gewahren, der in formalen Analogien den Zeiten des alten Reichs in Aegypten entspricht, als auch einen altorientalischen Einfluss gewahren, welcher in wesentlichen Formen den keramischen Funden ähnelt, welche Schliemann in den tiefsten Schichten seines „Ilios“ zu Tage gefördert hat. Auch finden sich bei uns eine Reihe von Formen und Ornamenten, welche mit altkyprisch-phönizischen Resten der Keramik übereinstimmen, für welche wir durch di Cesnola's Werk über Cypern zahlreiche Vergleichspunkte gewonnen haben.

Ausserdem habe ich durch neuere Funde, welche ich im vorigen Jahre bei Ausgrabung eines grossen Grabhügels ohnweit Latdorf (bei Bernburg an der Saale) machte, den Beweis erhalten, dass später eine Uebereinstimmung auch mit ägyptischen Gefässen aus der Zeit des neuen Reiches stattfand.

Ich kann dies Alles leider hier nicht im Detail behandeln, sondern ich muss mich begnügen, ein ganz mageres Gerippe ohne Fleisch mitzuthemen. Statt der ganzen Stufenleiter der Keramik Mittelddeutschlands werde ich hier freilich nur die Erscheinungen der neolithischen Periode besprechen können. — Ausserdem muss ich noch hervorheben, dass das, was ich hier in Betreff mitteldentscher Verhältnisse sage, nicht etwa auch ohne Weiteres für das übrige Deutschland gilt und darauf übertragen werden darf.

Ferner will ich bemerken, dass ich nach meinen bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete ungefähr neun Perioden unterscheide in der Entwicklung unserer Keramik. Die letzte derselben ist die der slavischen Zeit, die erste ist der keramische Nullpunkt während des paläolithischen Zeitalters; der Mangel an Keramik ist hier das wesentliche. Während dieser Periode gibt es, wie die Taubacher Fundstelle, die Sie 1876 in Jena während der Anthropologenversammlung gesehen haben und wie andere Stellen bei Gera, die durch Herrn Professor Dr. Liebe beobachtet wurden, darthun, keine Spur von Keramik, es gibt während dieser Periode auch keine Spur von Ackerbau, von Weberei, keine regelmässige Bestattungsweise, sondern was wir finden weist auf ein vollkommen wildes Jägerleben hin, selbst die zahmen Thierformen fehlen, man scheint nur Jagdthiere gehabt zu haben.

In dem Zeitraum zwischen dem Diluvium, in welchem jene Funde gemacht wurden, und in der ersten Zeit der alluvialen Erscheinungen dürften wohl grössere Naturrevolutionen gewaltet haben, da jetzt wenigstens zeitweise unser heimischer Boden in Mittelddeutschland nicht überall bewohnbar gewesen zu sein scheint, und die Bevölkerung sich in die höher gelegenen Orte oder gar vielleicht weiter hinweg in entferntere Länder verzog, um sich vor den Gefahren der grossen Ueberschwemmung und dergl. zu bergen.

Darüber wissen wir freilich nichts, nur soviel ist sicher: die nächstfolgende neolithische Periode, welche die erste ist, welche für Mittelddeutschland die Keramik bringt, zeigt wie mit einem Zauberschlage diese neue Technik, ohne uns irgend welche Vorstufe der keramischen Entwicklung zu enthüllen.

Zugleich tritt sofort der Ackerbau auf, denn wir finden jetzt nicht allein geröstetes Getreide, sondern auch die Reibsteine, die zum Zermahlen desselben gedient haben.

Ich hatte im vorigen Jahre eine interessante Ausgrabung bei Mertendorf (S.-Weimar), indem ich hier in einem Opferhügel der neolithischen Zeitperiode Einrichtungen fand, welche den von Herrn Consul Franc Calvert zu Hanaf Tepeh in Kleinasien gefundenen Kornbehältern entsprechen, die in Schliemanns Buch über Ilios (S. 785 Nr. 1540, 9 und Nr. 1541, 1) publizirt und abgebildet sind. Diese Kornbehälter erweisen sich als inwendig mit gebranntem Thon ausgekleidete Gruben, die in den Grundboden des Hügels eingegraben sind. In einer dieser Cylindergruben — es waren deren 7 — fand sich gerösteter Weizen, in anderen zeigten sich



Reste von Back-Formen und Getreide-Reihern. Es war hier also jedenfalls schon das Bedürfnis vorhanden, das Getreide zu rösten, zu zerreiben, zu backen und wohl auch vor Nagethieren zu schützen. Besonders von dieser letzteren Seite aus musste man auf die Keramik geführt werden, ebenso aber auch durch die Milchwirtschaft.

Sobald man anfing, ihrer Milch wegen Thiere zu zähmen, wurde ebenfalls zur Aufbewahrung der Milch und zur Erzeugung von Käse die Erfindung und Anfertigung gebrannter Thongefässe nothwendig.

Woher der Getreidebau während dieser neolithischen Zeit gekommen, ist natürlich eine offene Frage, da wir aber mit diesen Anfängen des Getreidebaues eine Reihe keramischer Formen und Ornamente finden, die mit altorientalischen und ägyptischen und kleinasiatischen vielfach übereinstimmen, so besteht allerdings ein starker Verdacht, dass es eben semitische Händler, wahrscheinlich Phönizier gewesen sind, die das erste Getreide verbandelten und auch die ältesten Thongefässe, die zum Theil schon edlere stilistische Formen an sich tragen, und reich verziert sind, Gefässe, für die es eben keine Vorentwicklung auf unserm mitteldeutschen Boden gibt.

Diese frühe neolithische Zeit zeigt aber auch Webereien und zwar, wie der schon erwähnte Grabhügel von Latdorf beweist, von bemerkenswerther Schönheit, wie sie zum Theil in den späteren Perioden nicht mehr erreicht wird.

Wie unsere einheimische damals auf niedrigster Stufe stehende Bevölkerung dazu gekommen sein soll, diese Webereien selbst zu verfertigen, ist nicht wohl einzusehen; es bleibt nur die Annahme übrig, dass sie wie die erste Keramik importirt sind.

Was nun diese neolithische Keramik anlangt, so ist sie folgendermassen zu charakterisiren. Wir müssen 2 verschiedene Richtungen an den Gefässen dieser Periode in Mitteldeutschland unterscheiden: zuerst die eine Richtung, welche sich betreffs der Umrissformen der Gefässe vorzugsweise der Amphorenform und der Becherform bedient, die erstere ist so beschaffen, dass sie oben mit einem meist verhältnissmässig kurzen Hals beginnt, welcher sich in der Mitte ein wenig einbiegt, von dem unteren Halstheile aus erweitert sich das Gefässe, indem es bis zur Mitte des Gefässbauches in sanfter Biegung abläuft, dann aber an der weitesten Stelle des Bauches in entgegengesetzter Richtung umbiegt und sich nach unten, nach dem abgeflachten Boden hin verjüngt. An der Grenze, wo dieser obere und untere Bauchtheil in ent-

gegengesetzter Richtung umbrechen, sitzen in der Regel zwei oder auch mehr Henkel; ja es gibt Gefässe, wo zwei grössere Henkel in der Mitte des Umbruches sich befinden, und ein Kranz von 6—8 kleineren Henkeln dicht unter dem Hals herumläuft.

Alle diese Henkel sind nicht zum Anfassen mit der Hand oder zum Durchstecken eines Fingers bestimmt, sondern zum Durchziehen einer Schnur. Diese Gefässe wurden also auch ampelartig getragen oder aufgehängt, wenn sie nicht am Boden standen.

Die Becherform besteht aus einer unteren Halbkugel, oder  $\frac{3}{4}$  Kugel, die am Boden ein wenig abgeflacht ist und einem etwas längeren senkrecht in die Höhe gezogenen Hals, der gegen die Mitte eine leichte Ausschweifung erhält; meist ist er ohne Henkel, später jedoch gegen Ende der neolithischen Periode treten Henkel hinzu, einer oder auch mehrere. Auch diese Henkel sind stets zum Durchziehen einer Schnur bestimmt gewesen.

Was nun das auf den Gefässen dieser ersten Gruppe vorkommende Ornament anlangt, so ist das interessanteste und während dieser Periode in Mitteldeutschland am meisten gefundene das der Schnurverzierung; diese wird mit gedrehten Bastschnüren in die noch weiche Oberfläche des Gefässes eingedrückt, indem man die umgelegte Schnur von beiden Enden her straff anzieht, oder auf kleinere Strecken mittelst Fingerdruckes oder auch mittelst eines Holzrädchens, dessen Peripherie mit einer Schnur überspannt ist, andrückt.

Mit ganz einfachen bloss parallel herumgelegten Schnüren beginnt man und schreitet zuletzt zu oft ausserordentlich reich gegliederten Zacken- und Troddelmustern fort. Es entwickelt sich so ein durchgebildeter geometrischer Ornamentstil, der durch seinen Geschmack zeigt, dass er schwerlich von ganz barbarischen Völkern abstammt.

Diese keramische Technik nun, welche mittelst eingepresster Schnüre Ornamente erzeugt, findet sich denn auch bereits in der Keramik des älteren ägyptischen Reiches. Auf der vorliegenden Tafel sehen Sie ein ägyptisches Gefäss aus den Gräbern von Saqara (Berliner Museum, ägyptische Abtheilung Nr. 1444 [101]) abgebildet, das genau dieselbe Schnurornamentik zeigt, wie die entsprechenden Gefässe, welche sich während der neolithischen Periode in unserm heimischen Boden vorfinden. (Es folgen Demonstrationen.)

Ich muss noch bemerken, dass nicht allein diese Verzierungsweise aus neolithischer Periode



des Nordens übereinstimmt mit ägyptischen Gefässen des alten Reichs, sondern dass selbst höchst auffällige Umrissformen derselben Zeit und Gegenden eine absolute Uebereinstimmung zeigen mit Gefässen des alten ägyptischen Reiches, so dass man nicht zweifeln kann, dass hier ein Zusammenhang stattfindet zwischen alter nördlicher und alter ägyptischer Kultur. Sie sehen diese eigentümlich sackförmigen Amphoren-Formen nebeneinander auf einer Tafel; die links ist auf einer dänischen Insel gefunden, die rechts stammt wiederum aus den Gräbern von Saqara in Aegypten. Lepsius hat sie auf der Tafel am Ende des II. Theile seines grossen Werkes, wo er die Gefässe des alten Reiches zusammenstellt, abgebildet. (Demonstration.)

Man findet während der neolithischen Periode in Mitteldeutschland neben der Schnurverzierung auch mit spitzen Instrumenten (Knochenpfriemen) eingestochene, die Schnurverzierung nachahmende Stich-Ornamente; ferner Schnitt-Ornamente, welche mit Feuersteinmessern eingeschnitten wurden, ja es finden sich sogar schon mittelst rotirender kleiner Rädchen erzeugte leicht eingedrückte Reifen-Verzierungen. (Es folgen Demonstrationen.)

Aber es kam bei den Ausgrabungen bei Schloss-Vippach (S.-Weimar), welche von mir auf Kosten der deutschen Anthropologischen Gesellschaft gemacht wurden, in einem Grabhügel der neolithischen Periode neben schnurverzierter Keramik auch ein kleiner Thon-Cylinder zum Vorschein, auf dem sich eingedrückte Punkte ganz so wie dies altsemitische Thoncylinder mit eingedrückten Sternbildern bei der ältesten babylonischen Bevölkerung zeigen.

Sie sehen hier 7 eingedrückte Punkte; die obersten 4 bilden ein Viereck, es folgen dann 2 näher vor diesem Viereck stehende Punkte und zuletzt nach unten ein etwas weiter entfernt stehender Punkt, der besonders tief eingedrückt ist. Die Figur, welche diese 7 eingedrückten Punkte bilden, erinnert lebhaft an das Sternbild des grossen Bären (Ursa major).

Eine ganz ähnliche Punktfigur auf einem Elfenbeinplättchen hat Schliemann in der ersten tiefsten Schicht seines Ilios gefunden und in seinem Ilios (Seite 295 Figur Nr. 141) abgebildet. (Es folgt Demonstration.)

Aber nicht allein von der keramischen Seite zeigt sich eine Uebereinstimmung zwischen dem alten Orient und unserer neolithischen Zeit, sondern auch noch in Bezug auf Stein-Denkmalen. Auf das nähere Detail kann ich mich, wie schon gesagt, leider bei dieser beschränkten

Zeit nicht genügend einlassen und will ich daher nur im Allgemeinen bemerken, dass ich, nachdem ich mich neuerdings wieder eingehend mit dem schon 1876 vor der Generalversammlung unserer Gesellschaft in Jena erwähnten \*) Grab-Denkmal, das im Jahre 1750 zwischen Göhlitzsch und Daspig gefunden wurde und im Schlossgarten zu Merseburg aufgestellt ist, beschäftigte, bei eingehender Vertiefung in die figürlichen Darstellungen desselben deutliche Hinweise auf altorientalische Ideenkreise in letzteren gefunden habe. Es sind hier z. B. als symbolische Hindeutung auf den „Lebensbaum“ Palmblätter dargestellt, aus denen der reinigende und belebende Saft als Wasserlinie im Zickzack hervorspringt, der mit ebenfalls hier abgebildeten Wedeln im orientalischen Alterthum auf die Leidtragenden am Grabe und auf den Todten selbst gesprengt wurde; lerner die 7 Strahlen, welche die alte oberste Plejadengottheit — bei den Aegyptern den Osiris — bedeuten, von welcher die Feuer- und Blitzgeburt der menschlichen Seele ausgeht, sowie die heilige Palmenfrucht deren Genuss vorjüngende Wiedergeburt bewirkt — alle diese symbolisch andeutenden Darstellungen zusammen mit eingravirten Teppichmustern, auf welchen die Wellen des Bestatteten abgebildet sind und einigen schriftartigen Zeichen von altsemitischem Charakter finden sich auf jenem wunderbaren Steindenkmale, das eine durchaus altorientalische Ideosphäre verräth. (Ausführliches über dieses wichtige Denkmal wird demnächst durch den Referenten veröffentlicht werden.)

Und um einen vergleichenden Blick zu werfen auf die Verbreitung analoger Denkmäler muss ich erwähnen, dass auch auf der Insel Gavri'nis bei Carnac in Morbihan (in Frankreich), in einem Grabhügel mit Ganghaute im Innern, Steine mit figürlichen Darstellungen entdeckt wurden, von denen z. B. N. Joly in seinem Werke: Der Mensch vor der Zeit der Metalle (deutsche Ausgabe) Seite 180 und 181, zwei Steine abgebildet hat, auf einem dieser Steine sehen wir die Palme als Lebensbaum mit herunterhängenden Palmenfruchtwedeln, auf der andern Seite ist in der Mitte ein leerer Raum ausgespart, in welchem eine ganze Anzahl Steinkeile abgebildet sind; ringsum geben zahlreiche Zickzack- und Wellenlinien mit einigen Strudeln oder Wirbeln von der Art wie sie in ägyptischen, babylonischen und assyrischen Denkmälern das Gewässer bezeichnen. Oben in der Mitte, seitlich noch von

\*) Siehe im Correspondenzblatt unserer Gesellschaft den Bericht über die VII. Versammlung zu Jena, S. 73.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



XCI, Fig. 1, auf welchem wir die Krakelbandverzierung und die mit der Schnörkelbandverzierung verwandte Kreisbandverzierung mit warzenartigen Hervorragungen zusammen finden, womit noch weiter die von Dr. Much abgebildeten Gefässe aus dem Mondseepfablbau zu vergleichen sind. (Es folgt Demonstration.)

Diese Verwandtschaft mit cyprischer Keramik wird ferner bestätigt durch eine kleine Thonfigur, die in der Nähe der Sachsenburg bei Oldisleben (S.-Weimar) schon im vorigen Jahrhundert in einem heidnischen Grabe ausgegraben und der jenaischen lateinischen Gesellschaft geschenkt wurde, in deren philologischen Schoosse sie schliesslich verschwunden ist. Zum Glück gibt es eine alte Abbildung derselben in: J. G. Schwabe de monumentis sepulcralibus Sachsenburgicis commentatio (Lipsiae 1771). Diese Abbildung zeigt uns eine Figur, die ganz und gar den eigenthümlichen kleinen cyprischen inwendig ausgehöhlten Thierfiguren von Thon gleicht, welche di Cesnola auf Taf. XV seines „Cypern“ abbildet. (Es folgt Demonstration.)

Dass auch die sogenannte „Tupfenverzierung“, welche das Sachsenburger Thonbild an sich trägt, im alten Orient heimisch war, beweist ein von Botta abgebildetes Gefäss aus Niniveh und zwei Gefässe in di Cesnola's Cypern (Taf. XVI, Mitte der Tafel); diese letzteren Gefässe sind eines Fundortes (Dali) mit jenen verglichenen cyprischen Thonfiguren.

Ich muss leider hiemit schliessen, fasse aber das Resultat unserer Betrachtungen noch einmal kurz zusammen, indem ich hervorhebe, dass wir einen Einfluss der altorientalischen Kultur auf unsere mitteldeutsche neolithische Keramik jetzt sicher aufweisen können. Jedem, der sich hierfür ernstlich interessirt, bin ich bereit, näheren Nachweis zu geben. Bald wird Ausführliches hierüber von mir im Druck erscheinen.

**Herr Schaaffhausen:**

Zunächst erlaube ich mir einige wenige Worte über den recht merkwürdigen Schädel von Spandau, den Herr Dr. Vater mit den schönen Bronzen hier ausgestellt hat.

Er passt zu einer Reihe von Schädeln, die ich in ihrer Verbreitung zu verfolgen gesucht habe; ich halte ihn nicht für germanisch.

Zuerst ist uns dieser Typus in den ältesten Steingräbern Skandinaviens entgegengetreten, wo eine kleine brachycephale Rasse ihre Reste hinterlassen hat. Dann konnten wir die Form wiederfinden in sehr alten Flussanschwemmungen, so bei Münster und bei Hamm in Westphalen. Ein alter Typus stirbt nicht auf einmal aus. Wie

der Name eines Volkes verschwindet und in einem anderen aufgeht, so ändert sich der Schädelbau durch Kultur und Kreuzung, doch erhält sich hie und da eine alte Form länger, die jenen Einflüssen entging, gleichsam wie ein einzelnes Wort einer untergegangenen Sprache. Auch in Keltengräbern Frankreichs hat man diese Schädelform wiedergefunden sowie in römischen Gräbern späterer Zeit. Ich bin der Ansicht, dass diese Schädel sich dem finnisch-lappischen Typus annähern. Die Alten nannten die Lappen Finnen. Der Schädel ist klein, hoch, rundlich, stark treten die Scheitelhöcker vor, die Stirn ist kurz und breit; sehr bezeichnend sind die lang und fein gezackten Schädelnähte, die meist offen sind. Ich bedaure, dass die Kiefer fehlen, weil sich an ihnen noch eigenthümliche Merkmale der Rasse zeigen würden. Ich hebe als ein besonderes Merkmal noch hervor, dass an diesem Schädel, wenn man ihn auf seine Horizontale gestellt hat, die Ebene des in auffälliger Weise nach hinten gerückten Hinterhauptlochs nicht nur horizontal steht ist, sondern sogar nach hinten etwas aufgerichtet ist, was als ein primitives Merkmal roher Rassen bezeichnet werden muss. Die Länge dieses Schädels ist 173, die grösste Breite 153 mm, der Index 88.4, die Höhe 143 mm, der Abstand der Gelenkgruben 96, die Stirnbeinlänge 131 mm. Die Pfeilnaht ist 113, die Hinterhauptschuppe 117 mm lang. Zu bemerken ist noch, dass ein weiblicher Schädel dieses Typus in einem Baumsarge des Kopenhagener Museums liegt, und dass dieser Sarg von Borum-Eachoy nach den Grabfunden der älteren Bronzezeit gezählt wird, also in sehr naher Beziehung zu diesem Funde von Spandau steht. Der vorliegende Schädel hat die Farbe der Torfschädel. —

Sodann möchte ich einen kleinen Beitrag zur Kenntniss der verglasten Burgen liefern. Am Rhein hat man hier und da solche Bauten vermuthet, aber genau festgestellt wurden sie nicht. Vor nicht langer Zeit wurde durch den Landesgeologen H. Grebe von Trier die Mittheilung gemacht, dass am linken Ufer der Nahe zwischen Fischbach und Kirn etwa 350 Fuss über dem Fluss eine solche verglaste Mauer, die kaum mehr über den Boden hervorragte, sich findet. Man hatte früher hier, wie an anderen Orten, geglaubt, diese Schlacken seien Laven einer natürlichen, vulkanischen Bildung.

Nirgendwo ist wohl der Ursprung der Mineralien, die diese Schlacken gebildet, so genau nachzuweisen, wie an dieser Stelle. Es ist ein feldspathreicher Sandstein, der am Fusse des Berges gebrochen wird und ein Melaphyr-Mandelstein, aus dem der



ganze Rücken des Berges besteht, sowie die Felsenkuppen, welche durch die c. 300 m lange Mauer mit einander verbunden waren. Am nördlichen Rande der Mauer ist ein Wallgraben unter derselben noch deutlich sichtbar. Sie sehen an den hier vorgelegten Stücken die Sandsteine verbunden durch eine Schlackenmasse, die von dem leicht schmelzbaren Melaphyr-Mandelstein herrührt. Wenn Sie das eine der Stücke betrachten, so können Sie sich eine vollkommene Vereinigung nicht denken. Kein Mörtel würde so fest wie dieser geschmolzene Melaphyr die Sandsteine miteinander verbinden.

(Die Fundstücke werden vorgezeigt.)

Diese verglasten Burgen sind seit längster Zeit aus Schottland bekannt. Man wusste nicht genau, wie man sie gebaut und weiss bis heute nicht, in welche Zeit man ihr Entstehen zu setzen hat. Man dachte sich, dass in rohester Bauweise trockene Steine aufeinander geschichtet worden seien, und dass man dann ein grosses Holzfeuer vor oder hinter der Mauer gemacht und so die Steine miteinander verschlackt und in eine feste und zusammenhängende Masse verwandelt habe. In einer sehr sorgfältigen Weise hat in den Jahren 1870, 71 und 76 Virchow solche Schlackenwälle zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und hat uns mit solchen Braudwällen in der Oberlausitz, bei Dresden, in Schlesien, im Spessart bekennt gemacht; sie wurden auch in Böhmen und Thüringen gefunden. Man hat aus der Betrachtung der Hohlräume, die sich in den Schlacken finden und die in früheren Zeiten, wie noch von C. v. Leonhard, eine höchst sonderbare Deutung fanden, später, weil sie deutlich den Abdruck einer Holzstruktur zeigen, den Schluss gezogen, dass bei Verfertigung dieser gebrannten Wälle Holz zwischen die Steine hineingelegt worden sei und dass die Hohlräume eben den Nachweis des durch den Brand zerstörten Holzes lieferten. Man hat auch künstliche Brände, wie den Hamburger Brand, benutzt, um zu sehen, ob ein solches Zusammenschmelzen von Steinen in derselben Weise hier geschehen sei und ob sich auch hier Holzreste mit den Steinen in einer Schlackenmasse vereinigt finden oder ihre Spuren hinterlassen hätten. Dass ein Holzfeuer vor oder hinter einer Mauer eine so starke bis ins Innere der Mauer sich erstreckende Verschlackung sollte hervorbringen können, wie verglaste Burgen sie zeigen, wurde indessen von manchen Forschern mit Recht bezweifelt.

Ich habe einen besonderen Grund, die erste Tafel des Atlases zu C. von Leonhard's Werke: „Die Basaltgebilde u. s. w.“ Stuttgart

1832, die auch Virchow angeführt hat, vorzuzeigen. Er bildet in den Figuren 9 und 11 Basaltschlacken mit eigenthümlicher gitterförmiger Zeichnung und vorspringenden Leisten ab, die zu stark sind, um auf eine Holzstruktur bezogen werden zu können. An einer dieser Zeichnungen aber, an Fig. 10 kann man sehen, was sie ist. Es vergleicht Leonhard diese Figur mit der Zeichnung einer Nummuliten. Es ist aber sicher der Abdruck einer Eichenkohle, der sich in der Schlackenmasse erhalten hat. Die Kohle ist rechtwinklig abgebrochen, zeigt aber auf der Bruchfläche jene treppenförmigen Vorsprünge, die man an Eichenkohlen oft beobachten kann. Man kann sogar die Jahresringe dieses Eichenstämmchens zählen, es sind deren ungefähr 25. So alt war der Baum, als er verkohlt wurde. Aus der genauen Betrachtung der Hohlräume in den Schlacken schliesse ich, dass nicht Holzstücke sondern Holzkohlen mit dem schmelzenden Gestein gemengt werden sind. Nur sie konnten, wenn ein Luftzug dabei wirkte, eine zum Verschlacken der Steine bis in's innere der Mauer hinreichende Hitze liefern.

Eine sehr wichtige Arbeit zum Verständniss dieser Dinge verdanken wir Daubrée, der in der Sitzung der Pariser Akademie vom 7. Februar 1881 über Analysen solcher Schlacken von vier verglasten Burgen Frankreichs: La Courbe, Sainte Suzanne, Château vieux und Puy de Gaudy, berichtet hat. Er hat die Zusammensetzung der Schlackenmassen im Vergleich zu den Mineralien, die dazu benutzt waren, untersucht, und an zweien die merkwürdige Beobachtung gemacht, dass in der Schlackenmasse sich mehr Natron findet, als den verwendeten Mineralien zukommt. Er schliesst daraus, dass man hier in kenntnisreicher Weise, um den Schmelzfluss zu erleichtern, Meersalz hinzugemengt habe. Auch er spricht von Holzeindrücken.

Bei vielen der Hohlräume ist es auffallend, was auch Virchow anführt, dass sie rechtwinklig abschliessen; wenn Holzstücke sie hervorgebracht hätten, müsste man annehmen, dass man sich die Mühe gegeben, sie in kleine, rechtwinklig begrenzte Stücke zu zersägen. Aber die Kohle bricht leicht in solche Stücke. Die Leisten und Vorsprünge an den Wänden der Hohlräume sind, was auch Virchow bemerkt, stärker, als entsprechende Vertiefungen am Holzgewebe gefunden werden. Virchow macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die geschmolzene Masse in Spalten des Holzes hineingeflossen sein muss. Aber gerade die Kohle zeigt solche Spalten viel mehr als das Holz. Aus der Betrachtung der Hohlräume der vorliegenden Schlacken ergibt



sich, was auch in Rücksicht der erzeugten grossen Hitze überaus wahrscheinlich ist, dass nicht Holz, sondern Kohlen benutzt und zwischen die Steine geschichtet wurden, um das Zusammenschmelzen derselben zu erleichtern. Wie Daubrée und vor ihm schon im Jahre 1863 Prevost bemerkt hat, erinnern uns diese Brandwälle an unsere heutigen Ziegelöfen, deren regelrechten Aufbau jener als eine Kunst der Flamänder bezeichnet, die auch in den Rheingegenden früher stets die Ziegelöfen bauten, die bekanntlich mit Luftkanälen versehen sind, in denen die Kohlen liegen und ein gleichmässiges und nachhaltiges Brennen der Ziegelsteine bewirken, die bei zu grosser Hitze nicht selten in glasige Schlacken sich verwandeln.

Wenn die Abdrücke in diesen Schlacken als Abdrücke von Eichenkohlen erscheinen, so ist das nicht auffallend, denn wir wissen, dass sie grössere Hitze erzeugen als andere Kohlen. Die Kohlen dienten diesem Zwecke auch deshalb besser als Holz, weil dieses beim Verbrennen doch erst seine Wassertheile abgeben muss, und die Wasserdämpfe das Verschlacken aufgehalten hätten. Wären Hölzer zwischen den Steinen verkohlt und in Stücke zersprungen, so müsste sich dieses in einer regelmässigen Lagerung der durch die Kohlen hervorgebrachten Hohlräume zeigen. Die Blasen in den Schlacken sind durch die entweichende Kohlensäure oder durch Gase, die sich beim Schmelzen der Mineralien entwickelten, erzeugt. Daubrée erklärt sie in einem Falle durch Entwicklung des Fluorwasserstoffs. Zuweilen hat man noch Kohlen in den Schlacken gefunden, die indessen nichts beweisen, da ja das Holz auch verkohlen musste, aber für die Anwendung von Kohlen spricht die Aehnlichkeit des ganzen Verfahrens beim Brennen unserer Mauerziegel. Man hat die Ziegel zuerst nicht im Feuer gebrannt, sondern in der Sonne getrocknet, wie die, aus denen die Mauern Babylons gebaut waren. Noch baut man Kirchen und Palläste in Lima aus an der Luft getrockneten Ziegeln, deren Thon mit Stroh gemengt ist, wodurch die Mauern elastisch werden und die Erschütterungen der Erdbeben leichter ertragen. Es ist nicht bekannt, wann man zuerst, um die Thonziegel fester zu machen, das Feuer angewendet hat. Ist das Brennen der Mauern älter als das Brennen der Ziegel? Vielleicht hat man zuerst Mauern aus getrockneten Ziegeln errichtet und sie dann gebrannt. Die Frage liegt nahe, ob nicht die doch anscheinend ältere Kunst, die Steine zusammenzuschmelzen, die Veranlassung gab, durch einen ähnlichen Schmelzprozess Ziegelsteine zu fertigen. Freilich bereitet man die Ziegelsteine

da, wo es keine Steine gibt, als einen Ersatz für dieselben und die Brandwälle finden wir da, wo es die für dies Verfahren zweckmässigen schmelzbaren Gesteine gibt. In Rom sollen unter Augustus die ersten gebrannten Ziegel zu Bauten verwendet worden sein; vielleicht war das Verfahren aus Gegenden eingeführt, wo es keine Steine gab und empfahl sich durch seine Billigkeit. Ich lege eine sorgfältige Analyse der vorliegenden Schlacken durch Herrn Th. Wachen-dorff in Bonn hier vor und gehe mit derselben die Analyse des hier vorkommenden Melaphyr-Mandelsteins, die von Herrn H. Laspeyres gemacht ist, herum. Sie werden finden, dass in dieser Schlackenmasse, wo nur der Melaphyr geschmolzen scheint, ein Zusatz von Natron in keinem Falle gemacht worden ist. Der Vergleich der Schlacke mit dem Stein zeigt deren Zusammensetzung ziemlich übereinstimmend, die Menge der Kieselerde und des Eisenoxyduls ist in der Schlacke etwas grösser, Kalk, Natron, Kali sind in geringerer Menge in derselben vorhanden. Wenn man bei manchen Bauten des Gesteines wegen, welches man anwendete, einen Zusatz von Natron machte, so ist dies doch sicher keine allgemeine Regel gewesen. Herr Schierenberg hat aus dem starken Kaligehalt mancher Schlacken geschlossen, dass man an alten Mauerresten in den Wäldern vielleicht Potasche bereitet habe. Die dadurch veranlasste Verglasung wird niemals in's Innere einer Mauer eingedrungen sein. Jedenfalls deutet das bei den verschlackten Mauern geübte Verfahren auf eine kenntnisreiche Wahl der Baustoffe und ihre zweckmässige Verwendung.

Es geht aber aus diesen Untersuchungen hervor, dass in den verglasten Burgen und Mauern keineswegs eine rohe Kunst sich ausspricht, sondern dass ein Volk, welches in der Behandlung der Baustoffe so erfahren gewesen ist, und so wunderbare Bauten verfertigte hat, einer höheren Kultur theilhaftig gewesen sein muss. Es ist auffallend genug, dass man nicht häufiger in unseren Rheinlanden diese verschlackten Mauern gefunden hat. Gewiss werden wir sie in grösserer Zahl entdecken, wenn wir danach suchen. Virchow erklärt, dass es Orte gibt, wie die alte Burg im Spessart, in der Nähe des Limes romanus, die eine genauere Untersuchung erfordern, als ihnen bisher zu Theil ward. Dahin gehört auch der Donnersberg. An manchen Stellen mag man bisher natürliche Laven gesehen haben, wo vielmehr die Schlacken einem Bauwerke der Vorzeit ihren Ursprung verdanken.

Aber im östlichen Deutschland finden sie sich in Gegenden, wohin die Römer nie gekommen sind.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



abgeschlossen ist. Es fehlt einerseits ein Theil (etwa  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{4}$ ) des vorderen knöchernen Ringes, nämlich derjenige Theil des knöchernen Orbitalrandes, welcher zwischen dem Joch- und Stirnbein die Augenhöhle umranden soll; andererseits fehlt auch die ganze hintere äussere Seitenwand. Die Augenhöhle geht beim Galeopithecus sowohl nach unten gegen die sogenannte Keilkieferbein-grube, als auch nach aussen in die Temporalgrube direkt, ohne Einschränkung über. Diese Unvollständigkeit des knöchernen Verschlusses rührt nach meiner Ansicht daher, dass die ganze Orbita stark nach hinten und aussen gedrängt ist, in Folge dessen eine seitliche, äussere knöchernerne Wand das Territorium des Kauapparates wesentlich beeinträchtigen würde. Weder der Unterkieferast, noch die betreffenden Kaumuskel hätten genug Raum, bei einer derartig nach hinten und aussen gedrängten Orbita, wenn dieselbe von hinten nach vorne eine knöchernerne äussere Wand besässe. Dass diese Stellung der Orbita in causalem Zusammenhang mit der Unvollkommenheit der knöchernen Wandung steht, ergibt sich aus der Thatsache, dass bei allen anderen Affenschädeln, wo die Augenhöhle aussen vollkommen von einer knöchernen Wand umschlossen ist, auch die Orbita mehr nach vorne gerichtet ist. Aber nicht nur in dieser Unvollkommenheit der knöchernen Umschliessung, sondern auch in der mangelhaften Differenzirung gewisser morphologischen Charaktere, besteht der niedrige Typus der Galeopithecusorbita. Hier sind zum Austritt der Gehirnnerven in die Augenhöhle nur zwei Oeffnungen vorhanden, nämlich das Sehloch und die sogenannte obere Augenhöhlepalte — die hier effektiv lochförmig ist. Indem hier keine eigentliche Keilkieferbein-grube existirt, so ist auch kein rundes Loch (foramen rotundum) und kein Canalis Vidianus vorhanden. Die Orbitahöhle aber kommunizirt auch bei dem Galeopithecus und zwar mit der Nasenhöhle durch das sogenannte Keilgaumenbeinloch, mit der Mundhöhle durch die obere Oeffnung des sogenannten absteigenden Gaumendachkanal, und endlich durch das einfache infraorbitale Loch mit dem vorderen Gesichte. — Dies wäre also die unterste Stufe der morphologischen Differenzirung der Augenhöhlen bei den Primaten. Ich gehe nun auf die nächstfolgende Stufe über.

Das morphologische Bild der nächsten Stufe habe ich bei einem *Maki varius* gefunden, dessen Schädelgypsabguss ich hiermit vorzeige. Wie Sie bemerken können, besteht der Unterschied von dem früheren Affen darin, dass der vordere knöchernerne Augenring hier schon ganz geschlossen

ist, indem die betreffenden Fortsätze des Stirn- und Jochbeins miteinander schon verwachsen sind. Die hintere äussere Wand fehlt aber auch hier ebenso wie beim Galeopithecus. Viel wichtiger ist der Unterschied bezüglich der Kommunikationsöffnungen der Gehirnnerven. Das Sehloch hat auch hier dieselbe von vorne nach hinten längliche-ovale Form wie beim Galeopithecus, die sogenannte obere Augenhöhlepalte ist aber viel länger und mit der unteren Hälfte stark nach abwärts gerichtet. Etwa in der Mitte der Spalte zeigt sowohl der vordere als auch der hintere Rand einen gegen die freie Höhle hineinstehenden spitzen knöchernen Fortsatz, wodurch die schief von oben nach unten gerichtete längliche sogenannte obere Augenhöhlepalte in eine obere und in eine untere Hälfte abgegrenzt wird. Am vorderen Rand, in der Tiefe des knöchernen Ursprunges ist ein sehr kleines Loch zu sehen, welches sich nach hinten in einen feinen Kanal fortsetzt. Dieser Kanal ist nichts anderes als der aus der menschlichen Anatomie bekannte Canalis Vidii; während die untere Abtheilung der nach ab- und auswärts verlängerten sogenannten oberen Augenhöhlepalte die Stelle des noch nicht selbständig gewordenen foramen rotundum vertritt. Behufs einer genaueren Orientirung liess ich mit gütiger Erlaubniss des Herrn Prof. Penchot den Schädel in horizontaler Ebene durchsägen, und in der That zeigte es sich, dass der breite Halbkanal an der Seite des Keilbeinkörpers nach vorne durch eine Leiste in eine innere und in eine äussere Abtheilung getheilt war und dass der erwähnte feine Kanal innerhalb der vorspringenden Leiste am Boden des Halbkanals gegen das vordere Ende der Felsenbeinpyramide zog. — Also wenn auch noch unvollkommen getrennt, so verlässt aber hier der erste und zweite Ast des Trigemini doch schon in getrennten Bündeln die Schädelhöhle. — Bei einem *Maki albifrons*-Schädel, dessen Gypsabguss ich hier vorzeige, fand ich die nächste Differenzirungsstufe, indem hier das foramen rotundum durch eine feine knöchernerne Scheidewand schon vollkommen von der sogenannten oberen Augenhöhlepalte abgetrennt ist. Bei diesem Maki sind also ausser dem Sehloch und der sogenannten oberen Augenhöhlepalte als Kommunikationsöffnungen mit der Schädelhöhle noch ein vidischer Kanal und ein selbständiges rundes Loch vorhanden. Bezüglich des foramen sphenoplatinum, des Canalis palat. descendens und der vorderen Oeffnung des sinus petrosus (oberhalb und auswärts von der oberen Augenhöhlepalte), sowie der Furche des sogenannten Canalis infraorbitalis, ist nichts besonderes zu



erwähnen. Bei allen drei Schädeln sind die morphologischen und topographischen Verhältnisse dieselben. — Bezüglich der Thränengrube ist aber der interessante Umstand zu erwähnen, dass, während beim *galeopithecus* die Thränengrube vollkommen innerhalb der Orbitaböble liegt, liegt sie beim *maki varius* und *albifrons* ausserhalb der Orbita und frei auf der Gesichtsoberfläche.

2. Die Orbita der nächstfolgenden Familie (Cebier) unterscheidet sich wesentlich dadurch, dass hier nicht nur der vordere Augenring, sondern auch die ganze äussere Wandung knöchern verschlossen ist; indem einerseits das Keilbein vermittelt der Orbitalfläche des grossen Flügels, und anderseits das Jochbein vermittelt seiner Orbitalfläche die Augenhöhle von hinten und von aussen nach innen bis auf eine übrigbleibende Spalte abschliesst. Bei den Cebiern wird man demzufolge: ein Sehloch, eine obere Augenhöhlenspalte (die aber noch lochförmig ist), eine Keilkiefergrube, einen Vidischen Kanal, ein rundes Loch (für den 2. Trigeminusast) und eine untere Augenhöhlenspalte unterscheiden. Die verschiedenen Gattungen dieser Familie unterscheiden sich von einander nur durch die topographischen Verschiedenheiten der erwähnten Oeffnungen, sowie der nach innen und vorn mündenden Oeffnungen und Canäle wie z. B. bezüglich des *for. sphenopalatinum*, des *canalis palatinus descendens*, der Furche des sogenannten *canalis infraorbitalis*, der Thränengrube u. s. w. — Hier zeige ich die Gipsabgüsse eines männlichen und eines weiblichen *Stentor niger*. — Die Stentoren unterscheiden sich von den übrigen Gattungen der Cebier (sowie von allen anderen Gattungen der Primatenfamilien) durch die Gegenwart eines colossalen Loches am Wagenbein (*for. zygomatico faciale*). — Im Allgemeinen unterscheiden sich die Augenhöhlen von denjenigen der nächstfolgenden Familie (Pithecier) durch die auffallende Schmalheit der Interorbitalscheidewand; bei vielen ist sie sogar in der hinteren Hälfte durchbrochen, so dass beide Augenhöhlen mit einander vermittelt einer grossen Oeffnung kommunizieren.

3. Die Augenhöhle der Pithecier ist im Allgemeinen dadurch charakterisirt, dass, während bei den Cebiern das Sehloch mit der Längsachse mehr schief von vorne nach hinten gerichtet ist, steht hier die Längsachse mehr vertikal; und umgekehrt, während bei den Cebiern die Längsachse der sogenannten oberen Augenhöhlenspalte (die aber noch lochförmig ist) mehr vertikal steht, hier schief nach aussen gerichtet ist und am oberen (äusseren) Ende schon in eine feine schmale (aber noch kurze) Spalte übergeht. Die Form

der oberen Augenhöhlenspalte verlässt hier immermehr die Lochform, indem der vordere Rand der *fissura orbitalis superior* durch die deutlichere Entwicklung der freien Kanten der rautenförmigen Orbitalfläche des grossen Keilbeinflügels winkelig ausgezogen erscheint. Als ein besonderes Unterscheidungsmerkmal ist noch zu erwähnen, dass hier zum erstenmal die Orbitalfläche des grossen Keilbeinflügels diejenige des kleinen Keilbeinflügels an Ausdehnung überragt; bei den Cebiern und bei den Maki ist die Orbitalfläche des kleinen Keilbeinflügels um vieles grösser als diejenige des grossen Keilbeinflügels. — Endlich ist noch zu bemerken, dass bei den Pitheciern die Orbitalfläche des Siebbeins (*lamina papyracea*) schon mächtiger entwickelt ist (auf Kosten des kleinen Keilbeinflügels); dass bei allen die Thränengrube nicht nur schon innerhalb der Augenhöhle liegt (dies ist auch der Fall bei den Cebiern), sondern dass auch schon ein Theil (das vordere  $\frac{1}{3}$  oder auch die Hälfte) der Thränengrube selbst von der Orbitalfläche des aufsteigenden Oberkieferastes gebildet wird; während bei den Cebiera der Oberkiefer eben nur die Thränengrube von vorne umrahmt und zwar in vielen Fällen nur unvollkommen. Mit der Entwicklung der Orbitalfläche des Siebbeines werden zu gleicher Zeit auch die *foramina ethmoidalia* constanter (bei den Cebiern kommen auch hier und da ein oder zwei Löcher auf der inneren Seite des Stirnbeins vor).

4. Die Orbita der Anthropoiden sind so charakteristisch gebaut, dass man sie nicht nur von den übrigen Primatenorbita, sondern auch untereinander genau unterscheiden kann. Ich werde demzufolge an den hier ausgestellten Gipsabgüssen die Augenhöhlen der 4 Anthropoidengattungen einzeln und speziell demonstrieren:

a) Die Orbita beim Gibbon (*hylobates*) ist zuvörderst dadurch charakterisirt, dass die Orbitalränder scharf kantig hervortreten und dass die seitliche Wandung halbkugelig in die vordere Temporalgrube hervorsteht. Die oberen Orbitalkanten der beiden Augenhöhlen gehen an der Glabella nicht continuirlich ineinander über, sondern senken sich gegen die Nasenwurzel, so dass zwischen den beiden Orbitalrändern eine Vertiefung entsteht. Die obere Augenhöhlenspalte ist im Allgemeinen konisch, steht stark nach aufwärts gerichtet und besitzt nach oben und etwas nach aussen eine kurze endigende Spitze. Die untere Augenhöhlenspalte ist *κατ' ἔξοχήν* typisch geformt; sie ist halbmondförmig nach aussen und vorne gerichtet und im Allgemeinen breit und nicht tief, so dass man frei durch sie nach hinten in die Keilkiefergrube und nach aussen in die



untere Temporalgrube sehen kann. Zu bemerken ist, dass vom vorderen Ende der scharfrandigen und halbmondförmigen unteren Augenhöhlenspalte eine feine Furche bogenförmig nach vorne und innen (medianwärts) sieht. Diese Furche ist die Grenze zwischen der Orbitalfläche des Jochbeins und des Oberkiefers. Der sogenannte Canalis infraorbitalis bildet eine breite aber seichte Furche, welche auf der von unten nach oben convex hervorgewölbten Oberfläche des orbitalen Oberkiefers verläuft. Endlich sehr charakteristisch ist noch, dass der Canalis infraorbitalis auf der Gesichts-oberfläche entweder einfach mündet oder in zwei Oeffnungen, und dass das foramen infraorbitale oder die foramina infraorbitalia immer unmittelbar unterhalb des unteren Orbitalrandes des Oberkiefers situiert sind.

b) Beim Chimpanze hat das Sehloch mehr eine obere Lage, so dass seine Oeffnungsebene mehr von oben nach unten steht, während beim Gibbon das Sehloch mit seiner Oeffnungsebene mehr an der inneren Seitenwand angebracht ist. Beim Chimpanze ist die obere Augenhöhlenspalte schmaler und zugleich länglicher als beim Gibbon, ihre Richtung ist beinahe ganz horizontal; ja die spaltförmige Spitze derselben ist sogar etwas nach abwärts gerichtet. Die untere Augenhöhlenspalte verläuft hier gestreckt, wodurch man die Orbita eines Chimpanze sofort von derjenigen eines Gibbon unterscheiden kann. Auch bezüglich der Furche des canalis infraorbitalis ist ein wesentlicher Unterschied aufzuzeichnen; während die Furche beim Gibbon von hinten nach vorne in gerader Linie verläuft, verläuft sie hier von hinten und aussen schief nach vorne und innen (medianwärts) und bildet mit dem vorderen Drittheil der nach aussen gerichteten unteren Augenhöhlenspalte einen spitzen Winkel. Zum Schlusse will ich noch eines charakteristischen Unterschiedes hier erwähnen; nämlich beim Gibbon bildet die Orbitalfläche des Oberkiefers eine hügelig hervorstehende Wölbung, beim Chimpanze ist die Orbitalfläche des Oberkiefers eben und von hinten nach vorne etwas abwärts geneigt.

c) Beim Orang hat die Oeffnungsebene des Sehloches eine Mittellage zwischen derjenigen des Gibbons und des Chimpanze. Die obere Augenhöhlenspalte ist sehr breit und hat nur eine kurze Spitze, welche nach vorne und etwas abwärts gerichtet ist. Die untere Augenhöhlenspalte verläuft auch hier wie beim Chimpanze von hinten nach vorne und auswärts gestreckt, sie ist aber verhältnissmässig schmaler als beim Chimpanze und die sich winkelig abzweigende

Furche des canalis infraorbitalis geht nicht vom vorderen Ende, sondern von etwa der Mitte der unteren Augenhöhlenspalte hervor. Die Furche zwischen dem orbitalen Oberkiefer und Jochbein ist beim Orang seicht und verliert sich rasch nach vorne. Ein ferneres wichtiges Unterscheidungsmerkmal ist noch Folgendes: während beim Gibbon und Chimpanze die Stirne unmittelbar hinter den stark hervorstehenden oberen Orbitalrändern der Quere nach eine tiefe Furche zeigt und sehr niedrig ist, erhebt sich hier die Stirn sehr steil und wölbt sich oberhalb der oberen Augenhöhlentränder, die von der Stirnoberfläche kaum hervorstehen und von ihr nur durch eine seichte und schmale Querfurche getrennt sind. Endlich ist noch ein sehr merkwürdiges Verhalten der foramina zygomatico-facialia zu verzeichnen. Einzig allein beim Orang kommt es vor, dass die foramina zygomatico-facialia auf einen dreieckigen Raum vertheilt situiert sind.

d) Beim Gorilla ist auffallend, dass sowohl das Sehloch als auch die obere Augenhöhlenspalte nach hinten sich in sehr lange (tiefe) Canäle fortsetzen; dies rührt daher, dass in Folge der enormen Entwicklung der Keilbein- und Stirnbeinsinusse die Orbitalhöhlen von dem vorderen Ende der Schädelkapsel weit nach vorne gedrängt sind. Die untere Augenhöhlenspalte hat einen gestreckten und von hinten nach vorne beinahe ganz geraden Verlauf. Sie ist ferner viel schmaler und tiefer als beim Chimpanze und Orang. Auch die Furche des canalis infraorbitalis bildet mit der unteren Augenhöhlenspalte einen viel kleineren (mehr spitzigen) Winkel als beim Chimpanze und Orang. Zum Schlusse sei noch zu erwähnen, dass die oberen Orbitalränder, welche an der Glabella ineinander übergeben, als starke Leisten hervorstehen, hinter welchen die Stirnoberfläche der Quere nach stark vertieft sind.

Hochgeehrte Versammlung, dies sind die Resultate meiner Untersuchungen, die ich Ihnen heute mitzutheilen die Ehre hatte. Erlauben Sie mir noch, dass ich kurz mein Instrument, Orbitometer erwähne, mit Hülfe dessen ich ausser den Orbitalindex, die Tiefe der Augenhöhle, die Inklination und die Deklination der Orbitalaxe genau bestimmen und die betreffende Winkelgrösse einfach ablesen kann, wie ich dies in meiner grösseren Abhandlung erörtern werde.

Herr Virchow:

Ich wollte mir erlauben, ein paar Bemerkungen anzuknüpfen, die sich zum Theil auch auf die Orbita beziehen. Vor einiger Zeit beschäftigte ich mich damit, die Arbeiten aufzunehmen,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



weiss nicht genau, ob Turanism oder Sarmaten des Hrn. v. Hölder; sie sind so brachykephal, dass, als ich sie vorlegte, uns ein eifriger Forscher tyroler Verhältnisse, Dr. Rabl-Rückhardt, sagte sie seien wie die von ihm untersuchten Schädel von Meran. — Für mich entstand die Frage, als ich diese kurz-köpfigen Schädel vor mir sah, ob nicht möglicherweise slavische Elemente darin steckten, und ich richtete die Bitte an Hrn. Dr. Jacob, nachzuforschen, ob nicht etwa Verstösse der Slaven bis nach Ostfranken aufzufinden seien. Dr. Jacob hat sich viele Mühe gegeben, die Sache historisch zu prüfen; bis jetzt hat sich jedoch kein Anhalt herausgestellt; ich will auch nicht behaupten, dass ein solcher nahe liege. Trotzdem habe ich den Versuch gemacht zu sehen, wie sich die physiognomischen Züge dieser Ostfranken zu den Czechen verhalten. Das Ergebnis liegt auf 2 Blättern vor, welche bemerkbare Unterschiede zwischen den Ostfranken und den Czechen zeigen; auf das Detail will ich für diesmal nicht näher eingehen.

Endlich habe ich noch eine Abtheilung von denjenigen Formen darstellen lassen, über welche wir im Norden am meisten mit unseren Kollegen im Süden kontrovers geworden sind, die Chamaecephalen, wie ich sie genannt habe, im Vergleich mit den Reihengrüberschädeln. Sie sehen hier ein Blatt, auf welchem ein meiner Meinung nach typischer Schädel von Norderney dargestellt ist; ein sudores Blatt zeigt orbitae und Nase eines Schädels aus dem in der neuesten Zeit so berühmt gewordenen Meppen. Hier endlich habe ich ein Blatt, das die Verhältnisse eines Schädels von dem Reihengrüberfelde von Alsheim in Rheinhessen aus der Gegend von Worms zeigt.

Ich lege auf diese Blätter nicht soviel Werth, dass jedes von ihnen als ein typisches Beispiel und als ein unmittelbares Beweisstück betrachtet werden sollte. Es ist ja natürlich, dass zahlreiche individuelle Eigenthümlichkeiten Einfluss haben auf die Besonderheit der Gestaltung, und man kann überhaupt nicht sagen, ob ein einzelnes Individuum zu finden ist, das als reiner Normaltypus angesehen werden dürfte; man wird eher abgeleitete und gewissermassen combinirte Typen aufstellen müssen. Indess ist es immerhin ein Anfang, und insofern denke ich wird Sie dieser Versuch interessiren.

Ich hatte eigentlich die Absicht, Ihnen noch über ein anderes Thema, mit dem ich mich lange Zeit beschäftigt habe, Einiges vorzutragen, nämlich über die sonderbaren Zwergrassen des fernen Ostens, namentlich der Nilgerries

und der indonesischen Insel-Gruppen. Indess reicht einerseits die Zeit nicht, andererseits bin ich nahe daran, die Sachen selbst zu publiziren. Nur das will ich noch hervorheben, dass ich bei diesen Untersuchungen ganz analoge Studien über orbitae und Nasen gemacht habe, namentlich in Bezug auf die sehr merkwürdige Aneinanderschlebung der Völkerverhältnisse der Insel Ceylon, auf der sich 3 Hauptstämme von scheinbar für die Lokaleute sehr verschiedener, für uns Weiterstehende sehr verwandter Ableitung vorfinden. Da ist zunächst die Urbevölkerung, die bis jetzt im Zustande äusserster Unkultur verharret, und sich auf einer Stufe der niedrigsten Entwicklung befindet, bei der, ohne dass in engerem Sinn Mikrocephalie besteht, doch Schädel nicht selten sind, die weniger als 1000 ccm Inhalt haben, beinahe die niedrigste und kleinste Form, die überhaupt bekannt ist, und die kaum noch als innerhalb der Grenze einer zulässig gesunden Entwicklung liegend betrachtet werden kann. Diese Urbevölkerung, die sogenannten Waddas, leben in nächster Nähe einer andern alten Rasse, der Sinhalesen, und einer von Norden eingewanderten dravidischen Bevölkerung, die von Malabar eingewandert ist, der Tamilen.

Zwischen diesen dreien, Weddas, Sinhalesen und Tamilen habe ich eine Vergleichung angestellt, weil es sich schliesslich darum handelte, festzustellen, ob ein Verwandtschaftsverhältniss zwischen den Autochthonen und den Einwanderern besteht, und in welche genealogische Stellung zu einander wir sie bringen müssen. Das hat sich einigermaßen durch die komparative Methode klären lassen, und ich bin zu der Meinung gekommen, dass die Weddas in einem Verwandtschaftsverhältniss zu den Sinhalesen stehen, die wahrscheinlich aus einer central-indischen Einwanderung durch Mischung mit den Weddas zu der jetzigen Rasse sich entwickelt haben, während als nächste Verwandte der Weddas selbst gewisse sehr selten gewordene Bevölkerungen der Nilgerries anzusehen sind, unter denen namentlich ein merkwürdiger Zwergstamm, die sogenannten Kurumbas existiren, die gleichfalls durch eine abnorme Kleinheit der Schädel, — wir haben einen Schädel einer erwachsenen Person, der nur 960 ccm gross ist — von allen anderen Rassen sich abheben und den Beweis liefern, bei welcher minimalen Gehirnausbildung der Mensch noch als ein selbständig sich erhaltendes und sein Geschlecht fortpflanzendes Wesen betrachtet werden kann, und wie nahe die Grenzen zwischen krankhafter Mikrocephalie und ethnologischer



**Nannokephalie** liegen, ja man kann sagen, wie nahe sich die Maximalgrenze des Gorillagehirns neben die Minimalgrenze eines nannokephalen Menschengehirns stellt.

Schluss der Versammlung durch den Herrn **Vorsitzenden:**

Es liegt mir noch ob, den Kongress für das heurige Jahr zu schliessen.

Wir nehmen von diesem Saal, der uns durch die grosse Freundlichkeit der Regensburger Gemeindebehörden eröffnet worden ist, von diesem Saale, in welchem vor Zeiten so mancher Reichstag abgehalten worden ist, in welchem der sprichwörtlich gewordene immerwährende Reichstag seine Sitzungen abgehalten hat, mit einer gewissen Rührung Abschied. Wir sind stolz darauf, dass auch wir unsere 12. Generalversammlung in diesem Saale abgehalten haben und abhalten durften.

Hiemit schliesse ich unsere heurige Versammlung, indem ich wünsche, dass wir uns wo möglich alle gesund und froh am Ort der nächsten Versammlung, in der alten Reichsstadt Frankfurt wieder sehen mögen.

(Schluss der Sitzung 3 Uhr 15 Min.)

### Erklärung der Tafeln.

Alle auf diesen 4 Tafeln gezeichneten Gegenstände sind in Corcelettes gefunden und in der Sammlung von Dr. Gross aufgestellt.

#### Tafel I.

1. Fragment einer Schüssel, roth und schwarz bemalt.
2. Kanne mit 4 Füßen, Ausgussrohr und Henkel.
3. Zierlicher Becher mit Zinnplättchen ornamentirt.
4. Thongefäss mit Nadeleindrücken.
5. Ineinander geschmolzene Gegenstände.
6. Kinderspielzeug aus Thon; hohl und mit Steinchen gefüllt.
7. Bronze-Beil mit aussergewöhnlich kurzen Schaftlappen.
8. Beil mit Dülle, ornamentirt.
9. Gegenstand aus Holz, vielleicht ein kleiner Tisch.
10. Thongefäss mit Füßchen.

11. Gussmodell eines Beils, aus Sandstein.
12. Hohlmeissel.
13. Ornamentirte Thonschale auf einem Fuss ruhend.
14. Kleines Doppelgefäss aus Thon.
15. Gussmodell eines Beiles aus Bronze.

#### Tafel II.

1. Bronze-Schwert, dessen Griff vom Feuer beschädigt ist.
2. Schwert mit verziertem Handgriff in Spiralen endigend. Das Ende des Schwertgriffes von oben gesehen.
3. Schwert mit geflicktem Griff.

#### Tafel III.

1. Dolchmesser aus Bronze mit schön verziertem Griff und Klinge.
2. Rasirmesser.
3. Pendeloque.
4. Kleiner Dolch.
5. Verziertes Dolchmesser.
6. Hohler Thoncyliner mit Zinnverzierung.
7. Doppeltes Rasirmesser mit Bronzedraht geflickt.
8. Rasirmesser mit Verzierungen.
- 9.—10. Pfeilspitze aus Bronze.
11. Bruchstück eines Pferdegebisses.
12. Rasirmesser.

#### Tafel IV.

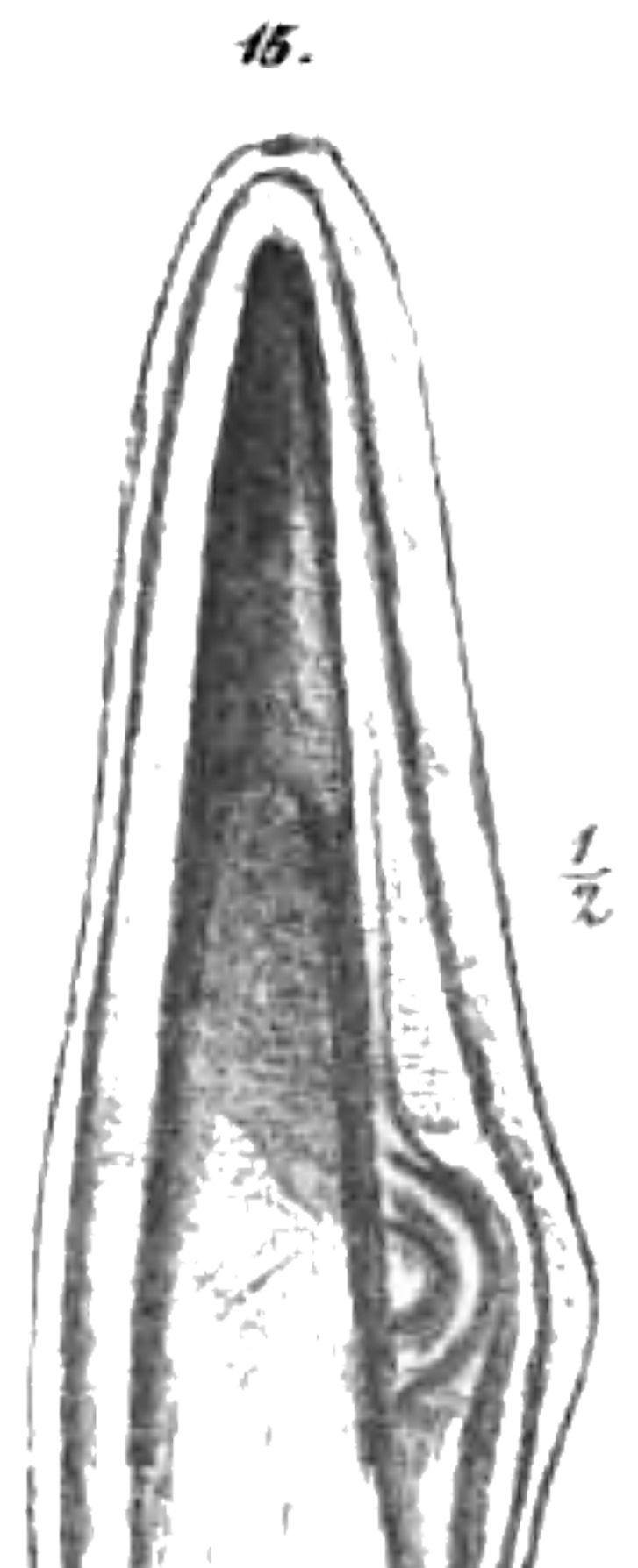
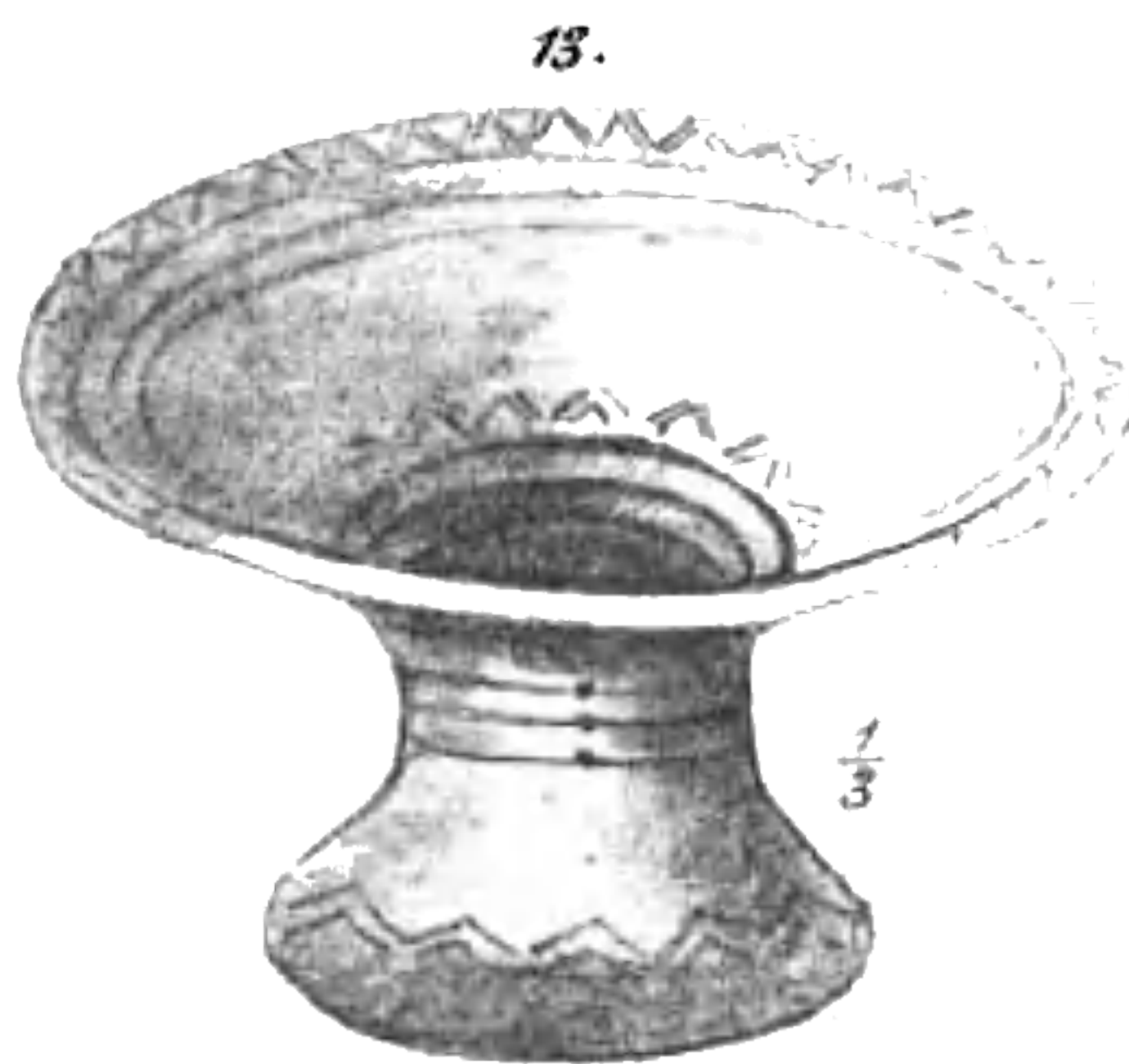
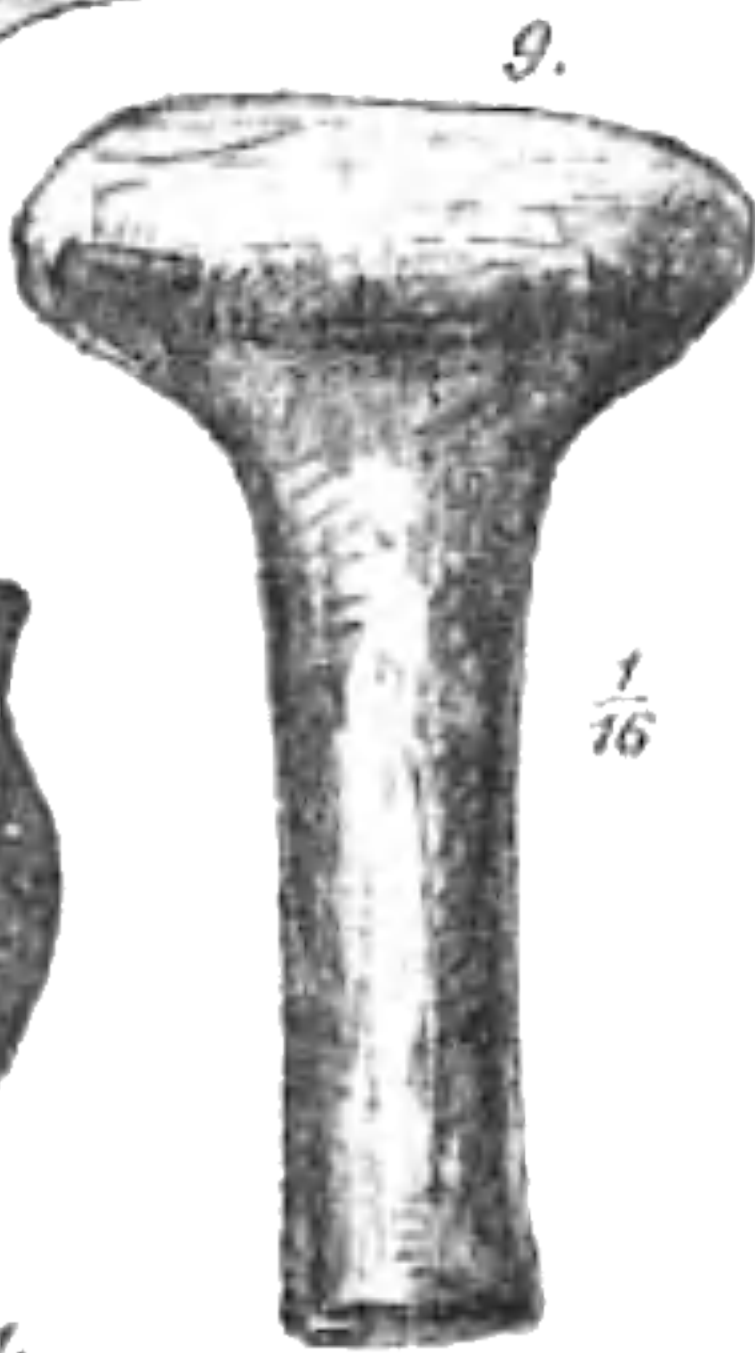
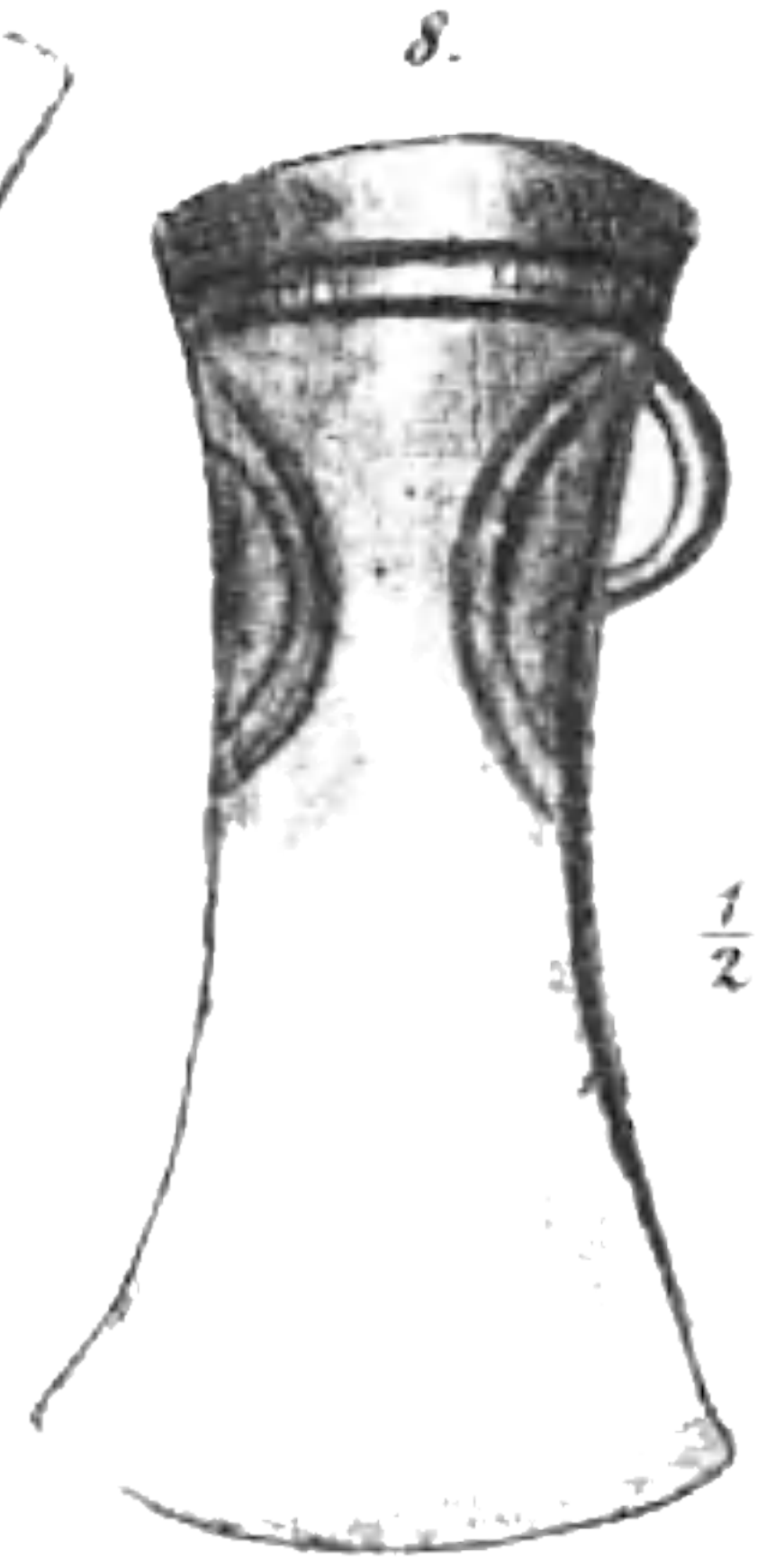
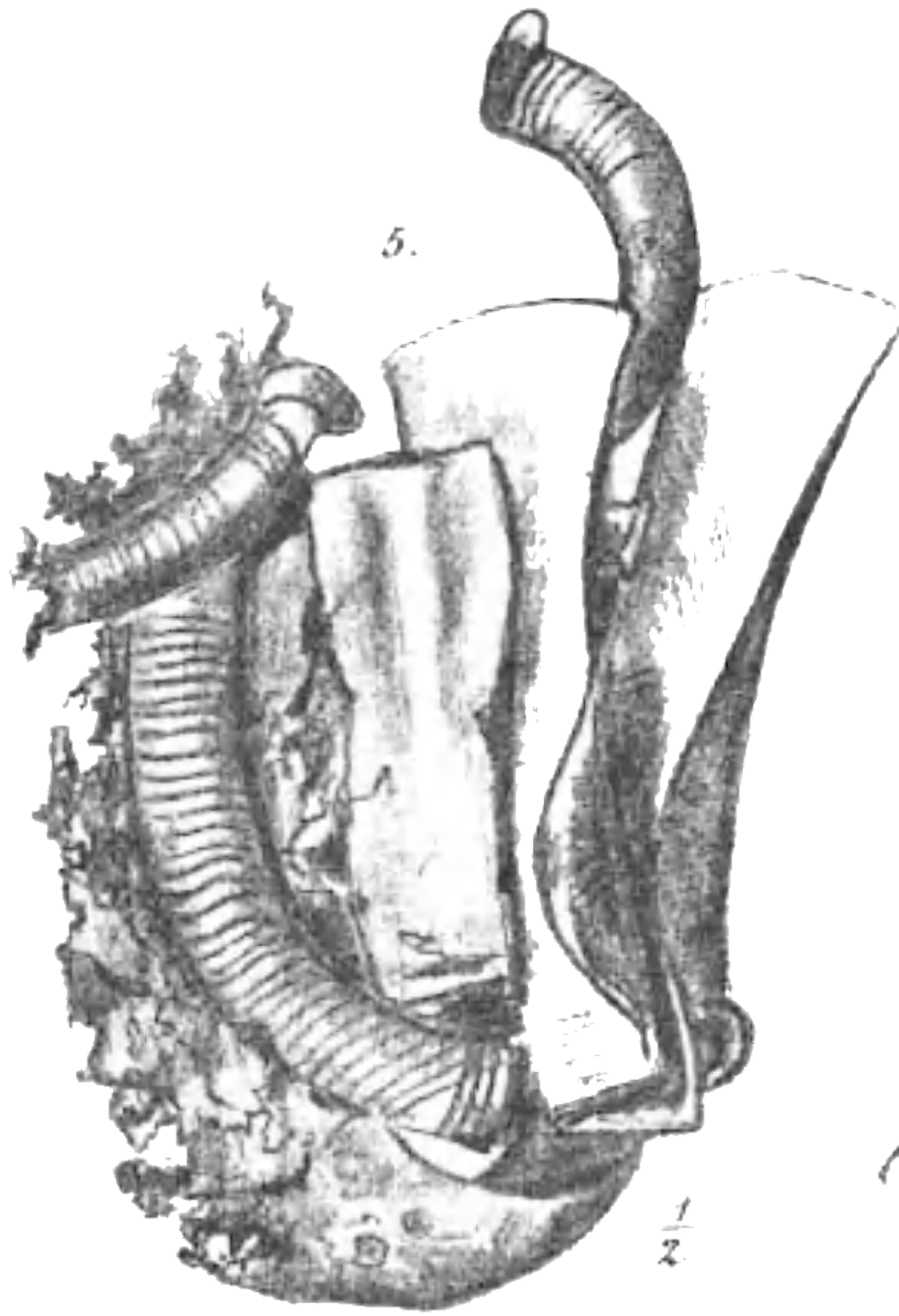
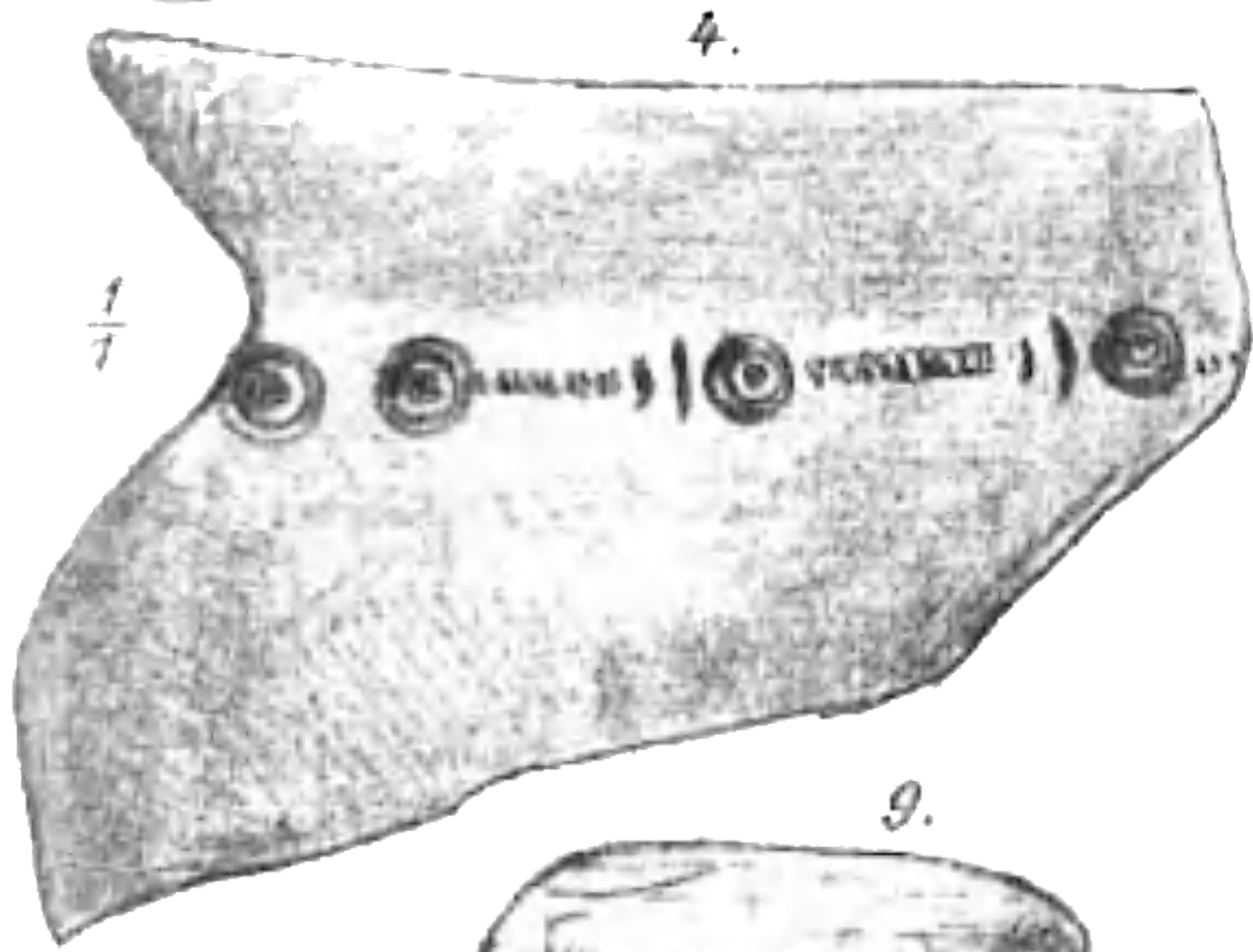
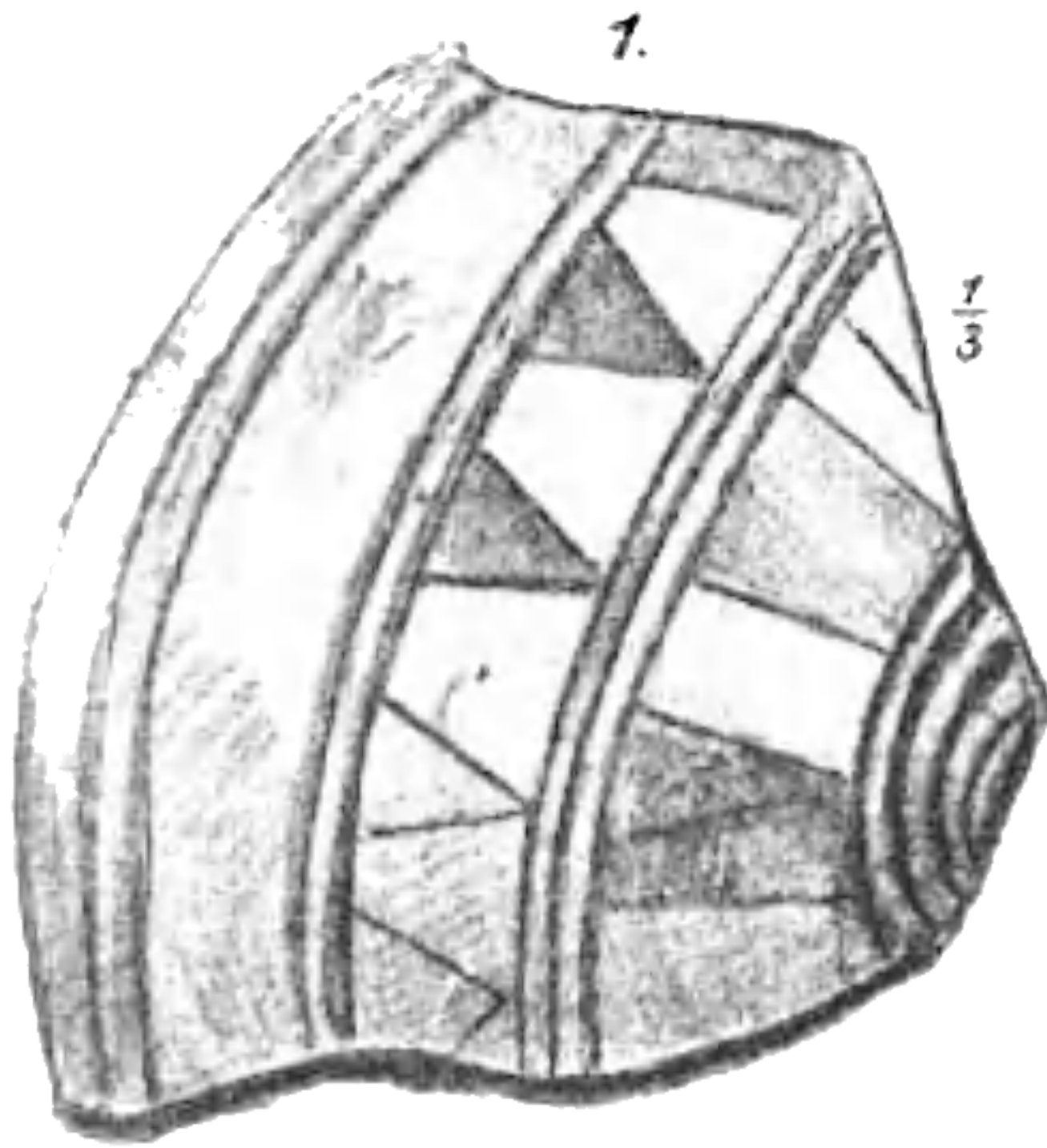
1. Verzierte Haarnadel.
- 2.—3. Armbänder.
3. Knopf.
4. Gehängsel.
5. Bronzerohr mit Ansatzstück.
6. Nadel mit verziertem Kopf, als Stempel gebraucht.
7. Knopf aus Eberzahn.
8. Knopf von Stein.
9. Hohles Armband, gegossen.
10. Gewicht aus polirtem Stein, mit Bronzering versehen.
11. Verzierte Bronzebarre (gegossen), bestimmt ein Armband daraus zu verfertigen.
12. Bädchen aus Zinn.
13. Grosser gegossener Knopf aus Bronze.
14. Trinkgefäss aus Bronze (getrieben) mit Henkel und gestampften Ornamenten. Henkel und Nietnägel desselben Gefässes.
15. Perle aus colorirtem Glas.
16. Gabelförmig endendes Instrument, um die Parallellinien der Armbänder in den Thor des Gussmodells zu zeichnen.
17. Stück Armband, an der Bruchstätte mit Löchern versehen, um, zum Zweck des Flickens, Nietnägel durchzuführen.

### Rednerliste.

1. Fraas S. 65. 102. 104. 121. 146. 152.
2. Gross S. 127. 152.
3. Klopffleisch S. 139.
4. Mehliß S. 135.
5. Ohlenschlager S. 109. 121.
6. v. Pracher S. 68.
7. Ranke J. S. 70.
8. Schaufhausen S. 100. 143.
9. Sepp S. 121.

10. v. Stobäus S. 68.
11. Tischler S. 121.
12. v. Türk S. 146.
13. v. Tröltzsch S. 95.
14. Undset S. 131.
15. Vater S. 104.
16. Virchow S. 98. 102. 134. 138. 149.
17. Graf von Walderdorff S. 69.
18. Weismann S. 92.





15'



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

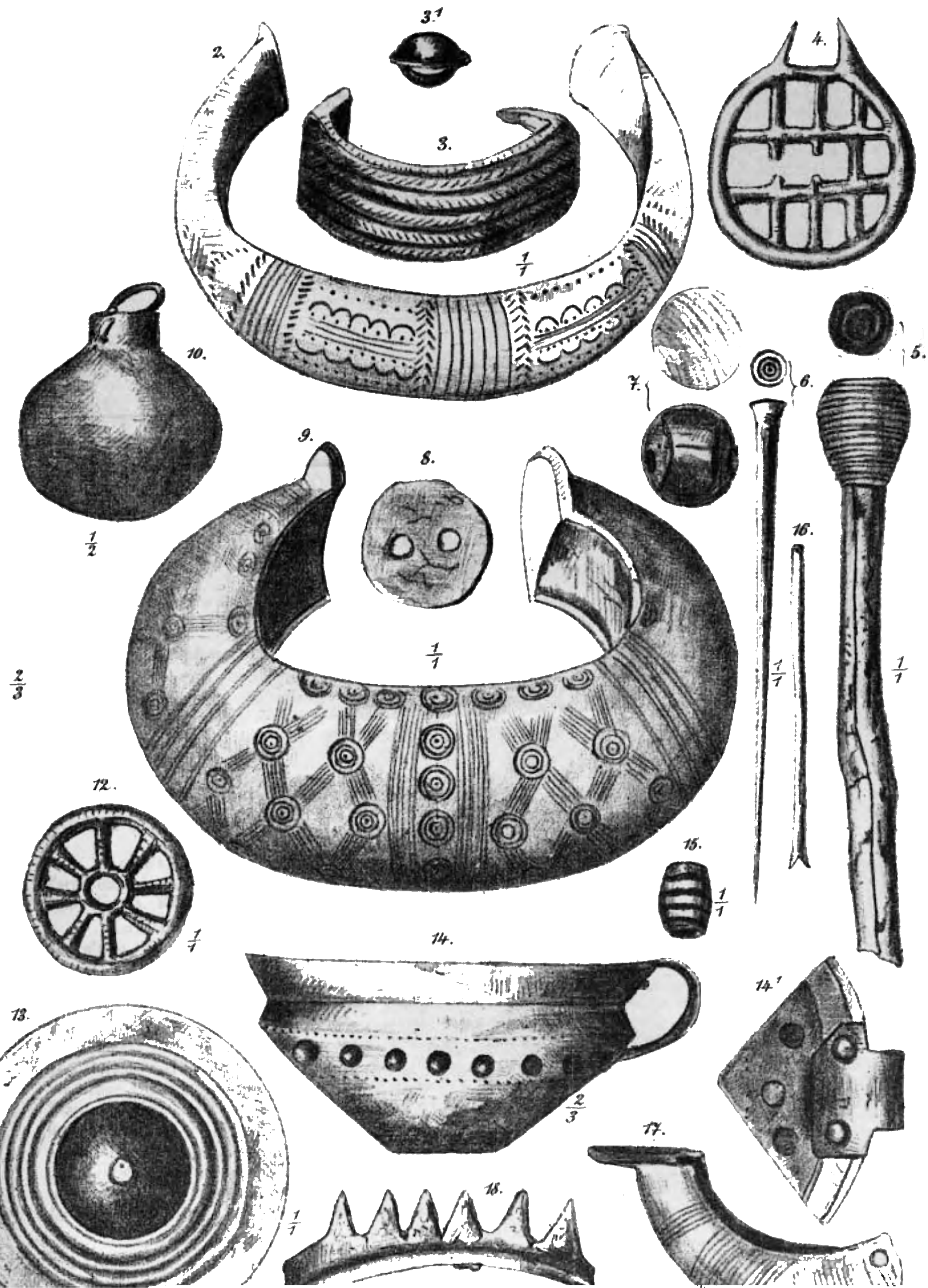
**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.











# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

---

*Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.*

---

XII. Jahrgang. Nr. 11.

Erscheint jeden Monat.

November 1881.

---

### Bericht über die XII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg

am 8., 9. und 10. August 1881.

Nach stenographischen Aufzeichnungen  
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München.  
Generalsecretär der Gesellschaft.

(Schluss zu Nr. 9 und 10.)

---

#### II.

#### Geschäftliches und Verlauf der XII. allgemeinen Versammlung in Regensburg.

##### 1. Tagesordnung.

Sonntag den 7. August, Nachmittags von 4 Uhr ab: Anmeldung der Theilnehmer an der Versammlung im Bureau der Geschäftsführung im städtischen Rathhause. Abends 8 Uhr Zusammenkunft im St. Katharinenspital in Stadtamhof.

Montag den 8. August, Morgens 8—9 Uhr: Besichtigung der vorgeschichtlich-römischen Sammlung in der St. Ulrichskirche am Dome unter Führung der Herren Lokalgeschäftsführer: Pfarrer Dahlem und H. Graf v. Walderdorff. Die Sammlung blieb während der Versammlungstage zur beliebigen Besichtigung für die Theilnehmer jederzeit geöffnet. 9—12 Uhr: Erste Sitzung im prächtig geschmückten Reichstagssaal des Rathhauses. 12—2 Uhr: Besichtigung der Stadt, des Doms, Domschatzes, Kreuzgangs unter Führung. 2—4 Uhr: Zweite Sitzung. 4—6 Uhr: Ausgrabungen auf der römischen Nekropole gegen Kumpfmühl, wo unter der Leitung des Herrn Pfarrer Dahlem und des Herrn Architekten Hasselmann (München) eine Anzahl römischer Urnengrüber und ein römischer Sarkophag bloßgelegt wurden. 6 Uhr: gemeinschaftliches Essen im Neuen Hause. 8 Uhr: Beleuchtung der grossen Fontaine als Begrüssung der Gäste von Seiten der Stadt Regensburg. — Gesellige Unterhaltung.

Dienstag den 9. August: Besichtigung römischer Reste in der Umgegend von Regensburg. Abfahrt Morgens 7 Uhr mit Bahn nach Kelheim unter Vortritt von Musik Aufstieg zur Befreiungshalle und Besichtigung derselben, dann prächtige Fasztour über die dreifache römische Befestigung des Michelsbergs nach Weltenburg, vielleicht die älteste Klostergründung Bayerns



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Moser, Anton, Dr., Aschaffenburg.  
 Much, Dr., Secr. d. österr. anthrop. Ges., Wien.  
 Mühlentbeck, Aug. v., Assessor a. D., Rittergutsbesitzer, Grosswaching.  
 Nachtigall, Dr., Präsident d. Geogr. Gesellschaft, Berlin.  
 Nagel, A., Fabrikant, Passau.  
 Neuffer, W., Reichsrath, Regensburg.  
 Neuffer, G., Gutsbesitzer, Regensburg.  
 Niedermayer, Gg., Sem.-Inspektor, Regensburg.  
 Niedermayer, Xaver, Apotheker, Gunzenhausen M. Fr.  
 Nasser, Joh., Gymnas-Assistent, Amberg.  
 Oberhofer, Karl, Bez.-Gerichtsrath a. D., Landshut.  
 Oblenschlager, Professor, München.  
 Oppel, Benefiziat, Gunzenhausen.  
 Paulus, Professor, Stuttgart.  
 Peters, Adolf, Gasthofbesitzer, Regensburg.  
 Pethö, Julius, Assistent, München.  
 Pfeiderer, Otto, Dr., Professor, Berlin.  
 Pflugbeil, Benefiziat, Stabenberg N. R.  
 Pippow, Rich., Dr., Kreisphysikus, Kyritz.  
 Pöverlein, Jul., Baumeister, Regensburg.  
 Popofsky, v., Grundbesitzer, Russland.  
 Popp, Aug., Dr., prakt. Arzt, Regensburg.  
 Popp, Fritz, Dr., prakt. Arzt, Regensburg.  
 Pracher, M. v., Regier.-Präsident, Regensburg.  
 Pracher, Emil, stud. jur., Regensburg.  
 Pracher, Ferd., stud. jur., Regensburg.  
 Prohlus, v., Legationsrath, Mecklenburg.  
 Proschberger, Hans, Professor, Regensburg.  
 Pückler-Limpurg, Graf v., Rittmeister a. D., München.  
 Ranke, J., Dr., Professor und Gen.-Sekr. der deutschen Anthropol. Gesellschaft, München.  
 Ranks, Anna, Professors-Gattin, München.  
 Regenfuss, Regierungsrathswittwe, Regensburg.  
 Rehm, cand. med., Regensburg.  
 Rehm, Dr., Landger.-Arzt, Regensburg.  
 Reissermayer, Professor, Regensburg.  
 Reiter, Gymnas.-Assistent, Regensburg.  
 Roulaux, Carl, Ingenieur, München.  
 Reuling, Oberinspektor, München.  
 Reuter, Rektor, Gunzenhausen M. Fr.  
 Riggauer, Dr., Adjunkt am k. Münz-Cabinet, München.  
 Rosenberg, Alex., Landger.-Rath, Berlin.  
 Rüdinger, Dr., Professor, München.  
 Rümmelein, Eugen, Privatier, Regensburg.  
 Ruge, Max, Dr., Berlin.  
 Schaaflhausen, Dr., Professor u. geb. Med.-Rath, Bonn.

Schaaflhausen, Math., Frl.  
 Schaaflhausen, Elise, Frl.  
 Schena, Wilh., Dr., Lycealprofessor, Regensburg.  
 Schlemm, Dr., Sanitätsrath, Berlin.  
 Schlemm, Helene, Frl., Sanitätsrathstochter, Berlin.  
 Schlemm, Marg., Frl., Sanitätsrathstochter, Berlin.  
 Schrats, Regier.-Registrator, Regensburg.  
 Schrats, Regier.-Registrators-Gattin, Regensburg.  
 Schmidt, sen., Apotheker, Regensburg.  
 Schmidt, E., Dr., prakt. Arzt, Essen.  
 Schmidt, Rob., Bezirksamtman, Stadtmhof.  
 Schöntag, Ferd., Gymnasial-Professor, Regensburg.  
 Schwandtner, Friedr., Dr., Oberamtsarzt, Marbach in Württemberg.  
 Schwarz, Ernst, Grosshändler, Regensburg.  
 Schweitzer, Gg., Grosshändler, Regensburg.  
 Seidl, Ober-Postmeister, Regensburg.  
 Seitz, Dr., Professor und geistlicher Rath, Regensburg.  
 Seligsberg, Moritz, Kaufmann, Altenkumstadt.  
 Senestrey, Landgerichtsrath, München.  
 Sepp, Professor, München.  
 Späthling, Kunstmaler, Regensburg.  
 Steffen, Dr., prakt. Arzt, Leipzig.  
 Steiner, Jos., Privatier, Regensburg.  
 Steinmetz, Studienlehrer, Regensburg.  
 Stengel, Frhr. v., Kreisbaurath, Regensburg.  
 Stückel, Rondant, Kiel.  
 Stieler, Frl., Ingolstadt.  
 Stör, Paul, Dr., prakt. Arzt und Hofrath, Regensburg.  
 Stobäus, Otto v., rechtsk. Bürgermeister, Regensburg.  
 Stobäus, Oskar, jun., Regensburg.  
 Stoll, Professor, Landshut.  
 Strassern, Hugo v., Fabrikbesitzer, Rusin bei Prag.  
 Straub, F., Huchdruckereibesitzer, München.  
 Strauss, Stephan, Buchhalter, Regensburg.  
 Strobel, Heinrich, Kaufmann, Regensburg.  
 Tappeiner, Fr., Dr., Arzt, Meran.  
 Tischler, Otto, Dr., Museumsdirekt., Königsberg.  
 Türk, Aurel, Dr. v., Professor, Klausenburg.  
 Tröltisch, Eugen, Frhr. v., Rittmeister a. D., Stuttgart.  
 Truckenbrod, K., Dr., Assistenzarzt, Würzburg.

Undset, Ingvald, Dr., Custos am Museum, Christiania.  
 Undset, Frau, Christiania.  
 Vater, Dr., Oberstabs- und Garnisonsarzt, Spandau.  
 Vierling, Alb., Landgerichtsrath, München.  
 Vierling, Ant., Dr., prakt. Arzt, Weiden.  
 Vierling, Heipr., Apotheker, Weiden.  
 Vierling, Karl, Dr., prakt. Arzt, Amberg.  
 Virchow, Dr., Geh. Med.-Rath u. Professor, III. Vorsitzender d. deutsch. Anthropol. Gesellschaft, Berlin.  
 Virchow, Geheimrathsgattin, Berlin.  
 Virchow, Marie, Frl., Berlin.  
 Virchow, H., Dr., Assistent, Würzburg.  
 Voigtel, Dr., Arzt, Coburg.  
 Voigtel, Frau, Coburg.  
 Vollrath, Karl, Pfarrer, Strössendorf O. F.  
 Vorbrugg, W., Rechtsanwalt, Regensburg.  
 Voss, Albert, Dr., Custos an d. k. Museum, Berlin.  
 Wagner, Privatier, Rosenheim.  
 Waldendorff, H., Graf von, Gutsbesitzer, Vorst. des histor. Vereins v. Oberpfalz und Regensburg, Lokalgeschäftsführer für Regensburg, Regensburg.  
 Wankel, Dr., prakt. Arzt, Blansko in Mähren.  
 Wattenbach, Wilh., Dr., Professor, Berlin.  
 Weinstierl, Privatier, Landshut.  
 Weiss, Herrmann, Professor, Berlin.  
 Weismann, Joh., Schatzmeister der deutsch. anthrop. Gesellsch., München.  
 Wenz, Paul, cand. med., München.  
 Wertheimer, Dr., prakt. Arzt, München.  
 Wesselhöft, Major a. D., Hannover.  
 Wetstein, Karl, Redakteur, München.  
 Weyh, Gottl., Militär-Oberapotheker, Regensburg.  
 Wiechel, Hugo, Sektions-Ingenieur, Dippoldswalde.  
 Wiedemann, Eugen, Grosshändler, Regensburg.  
 Will, Ingenieur, Erlangen.  
 Will, C., Dr., Archivrath, Regensburg.  
 Wilser, Ludw., Dr., prakt. Arzt, Karlsrabo.  
 Winzingerode, Hedwig, Frl. v., Bonn.  
 Wittwer, Dr., Professor, Regensburg.  
 Wochinger, Polizeikommissär, Regensburg.  
 Woldrich, Joh., Dr., Professor, Wien.  
 Woldt, Schriftsteller, Berlin.  
 Zandl, Dr., prakt. Arzt, Passau.  
 Zapf, L., Münchberg, O. Fr.  
 Ziegler, M., Bauamtmann und Walballakommissär, Regensburg.  
 Zintgraf, Notar, Landsberg.  
 Zitzelsberger, Kreis Schulinspektor, Regensburg.

Nach der Heimath gruppiren sich die 251 Theilnehmer in folgender Weise:

Heimath:	Zahl der Theilnehmer:
Aus Regensburg und Stadtmhof . . . . .	102
aus dem übrigen Bayern . . . . .	78
aus dem übrigen Deutschland . . . . .	58
aus dem Oesterreichischen Kaiserstaat . . . . .	9
aus Norwegen . . . . .	2
aus der Schweiz . . . . .	1 resp. 2
aus Russland . . . . .	1
<hr/>	
Gesammtzahl 251 Theilnehmer.	



### 3. Verlauf des XII. Kongresses in Regensburg,

Studienmaterial, Wahl des nächsten Versammlungsortes und Neuwahl der Vorstandschaft.

An die reichen und farbenprächtigen Bilder, die vor unseren geistigen Augen vorüberziehen, wenn wir an die zwölf allgemeinen Versammlungen unserer Gesellschaft zurückdenken, reibt sich nun als besonders gelungen und erfreulich der Kongress in Regensburg.

Hatte uns das vorausgehende Jahr in die kaiserliche Metropole des neuerstandenen Reiches geführt, hier in Regensburg waren wir auf dem historisch-geheiligten Boden, welchen die Begründer des deutschen Staatswesens vor mehr als einem Jahrtausend zum caput Germaniae gewählt. So blühend und lebensfrisch die schöne Stadt am deutschen Donaustrande sich dem Besucher zeigt, so warm der Händedruck war, mit dem wir empfangen und geleitet wurden, überall traten uns aus zahlreichen Resten uralter Vergangenheit unseres Vaterlandes die Geister langentschwundener Tage entgegen und mischten sich in die Gesellschaft der alten und neugewonnenen Freunde. Hier stand die Wiege des deutsch-nationalen Geistes, und wie uns das Herz ganz besonders aufgeht, wenn wir die Stätten wiedersehen, in denen wir selbst als Kinder zum Bewusstsein des Lebens erwachten, wo uns Alles an die liebe Vergangenheit mahnt, so ging es uns mit all den Erinnerungen Regensburgs. Aber freilich war es doch vor allem die unübertroffen herzliche Aufnahme, die wir von Seite der Stadt und ihrer Vertreter fanden, welche uns Allen, aus den weiten Gauen Deutschlands zusammengeströmt, das wohlige Gefühl des Daheimseins in so reichem Maasse gewährten.

Schon der Vorabend des Kongresses zeigte den vollen Ausdruck dieser von Herzen kommenden Wärme und so steigend jeder Tag bis zu dem begeisterten Schlussabend.

In Berlin hatte sich uns der Sitzungssaal der Abgeordneten des Preussischen Staates für unsere Versammlung geöffnet; in Regensburg tagten wir in dem ehrwürdigen gothischen Saale, in welchem der alte deutsche Reichstag sich so oft versammelte und wo einst die Fürstenbank ihren Platz hatte, stand unsere Rednerbühne. Mit Laubwerk, Fahnen und Wappen waren die Wände geschmückt, und von der alterthümlichen Tribüne bis zum lauschigen Erker des Saales schlang sich ein reicher Kranz von Damen um die Sitze der überraschend zahlreich erschienenen Theilnehmer.

Wir haben die Begrüßungsreden von Seite des Vertreters der kgl. bayerischen Staatsregie-

rung, Seiner Excellenz des Herrn Regierungspräsidenten v. Pracher, sowie des Vertreters der Stadt, des Herrn rechtsk. Bürgermeisters von Stobaus, und des Vorstands des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, des Herrn Grafen Hugo von Walderdorff, welcher an Stelle des durch Unwohlsein verhinderten Herrn Pfarrer Dahlem als Lokalgeschäftsführer für die Versammlung in Regensburg sprach, an der Spitze der Verhandlungen unseres Kongresses gebracht. Durch alle diese Beden zieht sich das gleiche herzliche und herzwinnende Wohlwollen. Wir können den Dank nicht in bessere Worte kleiden als sie unser verehrter Vorsitzender Herr O. Frans als Erwiderung auf die Begrüßungen gefunden hat:

der Vorsitzende (I. Sitzung):

„Es bleibt mir übrig, ehe die wissenschaftlichen Vorträge beginnen, in Ihrer aller Sinn, den ergebensten Dank der Gesellschaft anzusprechen für den freundlichen Willkomm, den wir in den Reden des Herrn Regierungspräsidenten, des Herrn Oberbürgermeisters und des Herrn Grafen von Walderdorff gefunden haben. Wir fühlen alle, dass wir recht gethan haben, nach Regensburg zu gehen, wo wir auf diese Weise gern gesehene Gäste sind. Ich spreche also in unser aller Namen unsern freundlichsten Dank den Herren aus.“

Das volle Gelingen der Versammlung in Regensburg war um so erfreulicher, da es bis zu ihrer Eröffnung schien, als sollte eine Reihe einschneidender unvorhergesehener Störungen diese Zusammenkunft wesentlich beeinträchtigen.

Schon einige Wochen vor dem festgesetzten Termin sah sich der um die Entwicklung der anthropologischen Studien in Deutschland so hochverdiente I. Vorsitzende für die Versammlung in Regensburg, Herr Geheimrath Professor Dr. A. Ecker, Freiburg i. B., durch schwankende Gesundheitsverhältnisse zu der betrübenden Erklärung geüthigt, dass er nicht im Stande sei, persönlich zu erscheinen und dass er das Amt des Präsidenten in die bewährten Hände des II. Vorsitzenden, des Herrn Direktor Professor Dr. O. Frass, Stuttgart, niederlegen müsse. Die Gesellschaft ist dem letzteren, der seit ihrer Gründung eine der Hauptsäulen der Gesellschaft gewesen, nun noch einen neuen Dank schuldig geworden für die sofortige Uebernahme und meisterhafte Durchführung dieser unvorgesehenen Auf-



gabe. Vor Beginn der wissenschaftlichen Verhandlungen rief Herr Frass als Präsident dem ferngebliebenen I. Vorsitzenden in unser Aller Namen herzliche Grüsse und Wünsche zu:

„Ich ergreife die Gelegenheit, mein und unser Aller Bedauern auszusprechen, dass der, welcher eigentlich an meiner Stelle präsidiren sollte, Geheimrath Ecker aus Freiburg leider durch Krankheit verhindert ist, hier zu erscheinen. Sie müssen sich mit mir als seinem Stellvertreter begnügen, ihm aber wünschen wir in's Gebirge hinauf die besten Wünsche und Grüsse, dass bald seine Gesundheit gestärkt und gekräftigt werde.“

Keiner von uns ahnte damals, dass der, welchen wir uns in erquickender Gebirgseinsamkeit ausruhend dachten von der übergrossen Arbeitslast des heissen Sommers, von schwerer Krankheit in Freiburg an das Schmerzenslager gefesselt sei. Mit inniger Freude wiederholen wir die schon einleitend gegebene Nachricht, dass nun schon lange die Krankheits-Gefahr beseitigt ist und eine volle Genesung zur alten Arbeitsfrische in naher Aussicht steht.

Wenige Tage vor Beginn der Versammlung erkrankte auch unser hochverdienter I. Lokalgeschäftsführer für Regensburg, Herr Pfarrer Dahlem. Er hatte seiner zarten Gesundheit bei der Neuaufstellung und Ordnung des mittelalterlich-römischen Lapidarium und der vorgeschichtlich-römischen Sammlung zu St. Ulrich in Regensburg, jener bewunderungswürdigen Sammlung, welche im eigentlichen Sinn sein Werk genannt werden muss, so rücksichtslose Zumuthungen gemacht, dass er nun genöthigt war, das Bett zu hüten. Es hatte dieses Unwohlsein, welches freilich den rastlos thätigen Gelehrten im Verlauf der Versammlung nicht hinderte, die Führung in den Sammlungen der Ulrichskirche und die Leitung bei den Ausgrabungen in der römischen Nekropole zu Kumpfmühl persönlich zu übernehmen, doch die betrübende Folge, dass er den Vortrag über die römischen Alterthümer Regensburg's, der das Centrum der Verhandlungen der ersten Sitzungen über die römische Periode Deutschlands bilden sollte, nicht halten konnte. Hoffen wir, dass diese für die Chronologie einer der wichtigsten prähistorischen Epochen unseres deutschen Vaterlandes überaus wichtigen Untersuchungen den betheiligten Kreisen bald durch den Druck zugänglich gemacht werden können.

Wir sind Herrn Grafen Hugo von Waldorff, welcher von Anfang an sich mit Herrn Pfarrer Dahlem in die lokale Geschäftsführung getheilt hatte, zu grösstem Dank ver-

pflichtet, dass er im letzten Augenblick die Vertretung der Lokalgeschäftsführung vor der Versammlung in so gelungener Weise allein übernommen hat. Nur Jener, welcher selbst die Arbeitslast der lokalen Geschäftsführung mit all ihren Anforderungen und Sorgen getragen hat, weiss den Dank voll zu würdigen, welcher den Männern gebührt, die sich dieser mühevollen, aber freilich auch lohnenden Aufgabe unterziehen.

Geheimrath Virchow, der III. Vorsitzende der Regensburger Versammlung, war durch das Meer von uns getrennt, er präsidirte noch zwei Tage vorher bei dem Kongress der Aerzte in Leudon, und nur eine forcirte Reise, welche jedem Anderen Ermüdung gebracht hätte, machte es ihm möglich, in gewohnter geistiger und körperlicher Frische sich schon an den Verhandlungen der ersten Sitzung zu betheiligen.

Schweigen wir von den anderen Sorgen, die jetzt nach dem glänzenden Verlauf der Versammlung Niemand mehr für berechtigt halten wird. —

Regensburg war zum Ort der XIII. Versammlung gewählt worden, vornehmlich im Hinblick auf die ausgezeichnete Gelegenheit zu Studien in der alten und ältesten Geschichte unseres Vaterlandes, zu welcher die Sammlung in der Ulrichskirche so reiche Gelegenheit bietet. Herr Pfarrer Dahlem, welcher die römischen Nekropolen Regensburgs wissenschaftlich ausgebeutet hat, hat diesen Grabfunden dadurch die höchste Bedeutung verliehen, dass es seiner Sorgfalt zum ersten Mal gelang, jeden Abschnitt des Begräbnissfeldes, ja jedes einzelne der zahlreichen Gräber genau chronologisch zu datiren. So konnte er nicht nur eine Veränderung in den somatischen Eigenschaften der in der Zahl von mehr als 100 auf's Beste von ihm erhobenen Skelette, sondern auch eine fortschreitende Veränderung in den Begräbnissitten und Grab-Beigaben nachweisen, wodurch die Möglichkeit geboten ist, auch andere Funde aus der römischen Periode Deutschlands in ihrer Zeitstellung zu fixiren. In dieser Hinsicht ist die Sammlung in St. Ulrich geradezu ein Unicum. Aber neben dem überraschenden Reichthum an römischen Alterthümern bietet die Regensburger Sammlung auch aus den ältesten Zeiten der menschlichen Besiedelung dieser Donaugegenden wie aus der kaum weniger dunklen nach-römischen germanischen Periode der Reihengräber reiches und kostbares Material. Regensburg wird dieser Sammlung wegen stets ein Wallfahrtsort für unsere Fachgenossen bleiben.

Während der Dauer des Kongresses waren aber auch noch eine Anzahl anderer Sammlungen den Theilnehmern zugänglich gemacht.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



eine Oeffnung dieses Walles hinunter. Sie gelangen in einen tiefen von Natur geschaffenen Einschnitt, dem aber künstlich nachgeholfen ist, an die Ueberfahrt zum Kloster Weltenburg.“

„Oberhalb des Klosters selbst auf der anderen Seite der Donau und mit den gegenüberliegenden Befestigungen korrespondierend liegt auf dem Johannis- oder Arzberge wiederum eine ähnliche starke Befestigung, die vielleicht ursprünglich, wie ich fast glauben möchte, ihr Dasein einer früheren als der römischen Zeit verdankt, die aber leicht von den Römern benutzt werden konnte. Merkwürdigerweise nehmen wir oberhalb des Klosters Weltenburg eine ziemliche Anzahl Grabtigel wahr, die von grossem archäologischen Interesse sind. Die Exkursion wird denjenigen, die sich für Anlage solcher Befestigungswerke aus älterer Zeit interessiren, viel Belehrendes bieten; der Weg selbst führt durch einen prächtigen schattigen Wald, nur die Streke zur Befreiungshalle ist sonnig. Aber auch hier wird in der Morgenfrühe die Sonne schwerlich lästig fallen. Eine Stunde oberhalb dieser Befestigungen beginnt die Teufelsmauer.“

Freude und wohliges Behagen war die Signatur dieses begünstigten Tages und hell heben sich seine einzelnen Momente in der Erinnerung ab: der Aufstieg zu der hoch über dem romantischen Felsthal der Donau aufragenden Befreiungshalle, zu jenem Marmor-Tempel der im Kampf mit dem ersten Napoleon wieder errungenen deutschen Freiheit, welchen als Gegenstück zu seiner „Walhalla“ König Ludwig I von Bayern dem deutschen Volke zu Ehr und Mahnung in diesem herrlichen Gau des Vaterlandes errichtete; — die begeisterte Rede unseres Sepp auf der mächtigen Freitreppe der Halle, umlagert von den Festgenossen; — der Gang durch den klingenden Wald; — die Rast im schattigen Klostergarten von Weltenburg; — die Fahrt auf den leichten Kähnen unter Musik, Gesang und Jauchzen durch die Felsengen des raschen Flusses; — der Einzug in das reichbeflaggte Kohlheim, wo uns die liebenswürdigste Gastlichkeit der Bewohner empfing und bewirthete; — und zum Schluss der lampenhelle Zauberabend des Gartenfestes in Regensburg!

Wenn wir uns daran erinnern, dass den Schluss des Kongresses die schöne Ausfahrt zur Walhalla bildete; wenn wir des Abends am ersten Versammlungstage gedenken mit dem frohen Feste im „Neuen Hause“, welches seinen märchenhaft schönen Abschluss fand in dem Schauspiel der bengalischen Beleuchtung der mächtigen Fontaine der neuen städtischen Wasserleitung, die ihre flatternden Schaummassen, gleich der

Mähne eines weissen Riesenrosses, umleuchtet von magischem Lichtglanz unter dem Rauschen der Musik und den Beifallsrufen der Gäste und der zu Tausenden versammelten Zuschauer in den mondhellen Himmel warf; — wenn wir des Schlusfestes im Guldengärten gedanken, wo all die herzlich innigen Gefühle, die warme Freundschaft, welche die ganze Vereinigung der von Nord und Süd zusammengeströmten gleichstimmigen Theilnehmer recht und echt zum Ausdruck kam — möchte man nicht fragen, wo blieb denn unter all den Freuden und Genüssen die Arbeit? Da dürfen wir nun, nicht ohne gerechte Befriedigung, auf die in den schon mitgetheilten Verhandlungen niedergelegte Summe ernsten Fleisses hinweisen, welche in wissenschaftlicher Beziehung die Regensburger Versammlung als einen neuen Markstein sicheren zielbewussten Fortschreitens unserer von einheitlichem Streben getragenen Studien erscheinen lässt.

Für den, welcher die Entwicklung unserer Gesellschaft von ihren Anfängen verfolgt, springt der in Regensburg gewonnene Fortschritt sofort in die Augen. An Stelle in Einzelforschung sich verlierender Specialmittheilungen und Hypothesen sehen wir, eigentlich zum ersten Mal, wirklich zusammenfassende Darstellungen treten, welche über ein grösseres oder kleineres Gebiet der anthropologischen Urgeschichte unseres Vaterlandes Licht verbreiten. Aus den Vorträgen von Klopffleisch, Ohlenschlager, Tischler, Undset, Virchow ergibt sich das gleiche hoch erfreuliche Resultat, dass es mehr und mehr gelingt, und zwar nun nicht mehr auf Grund von Hypothesen, sondern auf Grund der exaktesten Forschungen, eine schärfere chronologische Gliederung der prähistorischen Epochen Deutschlands aufzustellen. Es ist das derselbe Geist, den wir auch in den Publikationen des verflossenen Jahres im Gebiet der somatischen Anthropologie z. B. in den Arbeiten Kollmann's, Krause's, Virchow's u. a. sich aussprechend fanden (cfr. wissensch. Jahresbericht des General-Sekretärs). Wir konstatiren mit Freude diese Wendung, welche uns nun Ziele als erreichbar zeigt, welche noch vor einem Jahrzehnt die geistvollste Hypothese sich nicht träumen liess. —

Die Versammlung in Regensburg war eine der am zahlreichsten besuchten Kongresse der deutschen anthropologischen Gesellschaft und, wenn wir von den Versammlungen in den Hauptstädten absehen, so war noch niemals das Zusammenströmen der Anthropologen aus allen Gauen des Vaterlandes ein so grosses. Wie stets so batton auch diesmal die nord- und mittel-



deutschen Provinzen und Länder und die Rheinlande ein reiches Kontingent gestellt, aber neu war es, dass auch die Freunde aus Schwaben und Bayern in zahlreichen, ich möchte sagen geschlossenen Gruppen auftraten. So kam bei diesem Kongress mehr als bei sonst einem andern die in der deutschen anthropologischen Gesellschaft sich abspiegelnde Vereinigung des Vaterlandes, der deutsch-nationale Gedanke, auf dem unsere Vereinigung ruht, zu erhebendem Ausdruck. Aber unsere Wissenschaft selbst ist international und weist uns zwingend darauf hin, dass wir nur in Gemeinschaft mit den Studiengenossen der gesamten civilisirten Welt dem hohen Ziele zusteuern können, welches die moderne Anthropologie uns aufgestockt hat.

In diesem Sinn haben wir wieder mit hoher Genugthuung als Theilnehmer an unserer Versammlung die Freunde aus der Schweiz und Skandinavien, und die treuen Genossen aus dem Oesterreichischen Kaiserstaate begrüsst und die freundlichen Grüsse entgegengenommen, welche unser theurer Desor aus Neufchâtel durch den Mund des Präsidenten und Frl. Torma, die verdiente Siebenbürgische Anthropologin durch ein Telegramm der Gesellschaft zuriefen. Vor Beginn der wissenschaftlichen Verhandlungen machte der Vorsitzende, Herr Fraas, folgende hierauf bezügliche Mittheilungen:

„Ich habe, ehe wir mit den Vorträgen beginnen, Ihnen noch Grüsse an die Versammlung zu bestellen zunächst von dem alten Freund der deutschen Gesellschaft von E. Desor in Neufchâtel, der leider durch allerlei Gebrechen des Alters verhindert ist, dem Zuge seines Herzens zu folgen und hier in unserer Mitte zu erscheinen. Er lässt durch mich Photographien seiner letzten interessanten Funde, die er bei Nizza gemacht hat, der Gesellschaft vorlegen.

Ausserdem liegt mir ob, ein Telegramm Ihnen mitzutheilen, das aus dem fernen Osten, Siebenbürgen, kommt, von dem treuen Mitglied unserer Gesellschaft Frl. Sophia Torma:

„Achtungsvolle Begrüssung an die deutsche Anthropologenversammlung aus Siebenbürgen.“

Wir knüpfen an diesen von der Versammlung freudig aufgenommenen Gruss den Wunsch, dass es Frl. Torma bald gelingen möge, die Publikation ihrer für die Urgeschichte Mittel-Europas hochwichtigen Funde und Forschungen zu vollenden.

In schönster Weise kam die Gemeinsamkeit des Strebens der Gelehrten der beiden grossen mitteleuropäischen Brudermächte zum Ausdruck bei dem unmittelbar an die Versammlung in Regensburg sich anschliessenden II. Kongress

der Oesterreichischen Anthropologen in Salzburg, an welchem sich die Anthropologen aus dem deutschen Reiche in grosser Anzahl als freundlich eingeladene und herzlich aufgenommene Gäste betheiligten. Wir hoffen über den Verlauf des Salzburger Kongresses in Bälde aus berufenster Feder eine ausführliche Mittheilung bringen zu können. Zu unseren Wünschen und Hoffnung gehört es, bei unserem nächstjährigen Kongresse die Freude aus dem österreichischen Kaiserstaate wenigstens in derselben Anzahl, in welcher wir bei ihnen aufgetreten sind, in unserer Mitte begrüssen zu dürfen. —

Als Versammlungsort der XIII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft wurde in der dritten Sitzung unter lebhaftester Zustimmung des Kongresses Frankfurt am Main gewählt. Wir geben auch hier die betreffenden Verhandlungen zum Theil im Wortlaute:

Der Vorsitzende, Herr O. Fraas:

„In Betreff der Wahl des nächsten Versammlungsortes ist Ihrem Vorstand mitgetheilt worden, dass das alte, treue, verehrte Mitglied unserer Gesellschaft Herr Professor Dr. Lucæ in Frankfurt am Main sich freuen würde, wenn die nächste Versammlung in Frankfurt a. M. abgehalten würde.“

„Es ist zwar sonst üblich gewesen, zwischen Nord- und Süddeutschland zu wechseln, da man aber Frankfurt ebenso zu Süddeutschland zählt, wie Regensburg, so wäre es in diesem Sinne gerade kein Wechsel, aber es ist doch wenigstens ein Wechsel zwischen Osten und Westen.“

„Ich ersuche diejenigen, die darüber das Wort ergreifen wollen, es sich jetzt erbitten.“

Herr C. Mehli:

„Es war der geehrten Versammlung bis jetzt vielleicht auffallend, dass wir bei unseren Rundreisen Frankfurt nicht berührt haben. Wie ich von Frankfurter Herren speziell weiss, besonders von Herrn Dr. Hammeran, war daran ihre Meinung schuld, als ob die Sammlungen daselbst noch nicht im gehörigen Zustande sich befänden. Was die Alterthumssammlung betrifft, so ist diese zur Zeit aber in ganz vorzüglichem Zustande untergebracht und namentlich sehr gut geordnet, und ich meine mit anderen Kollegen, dass auch eben die dortigen Sammlungen und Museen ein Motiv dafür sein können, dass wir uns zur Wahl Frankfurts als Versammlungsortes für nächstes Jahr bestimmen lassen. Ich möchte daher die geehrte Versammlung recht dringend ersuchen, ihre Wahl auf Frankfurt fallen lassen zu wollen.“

(Lebhafte Zustimmung der Versammlung.)



In derselben Sitzung erfolgte die Neuwahl der Vorstandschaft.

Auf den höchst ehrenvoll begründeten Vorschlag des Herrn Vorsitzenden wurden statutengemäss nach dreijähriger Geschäftsführung als Vorstandsmitglieder der Generalsekretär Herr J. Banke und der Schatzmeister Herr J. Weismann für drei weitere Jahre gewählt.

Auf Vorschlag des Herrn O. Tischler ergab die Wahl zu Vorsitzenden für das Jahr 1881/82:

- I. Vorsitzender: Herr Professor Dr. C. Lucae, Frankfurt a. M.,
- II. Vorsitzender: Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, Berlin.
- III. Vorsitzender: Herr Direktor Professor Dr. O. Frans, Stuttgart.

Auf Vorschlag des neugewählten I. Vorsitzenden wurden als Lokal-Geschäftsführer für Frankfurt Herr Dr. med. Robert Fridberg, Direktor der Seckenberg'schen naturforschenden Gesellschaft, und Herr Dr. med. Joh. Jakob de Bary, Vorsitzender des Ärztlichen Vereins in Frankfurt, gewählt. —

Ehe wir diesen Bericht schliessen, haben wir noch der angenehmsten Pflicht nachzukommen. Wir haben nochmals jenen Männern, die unserer Gesellschaft in Regensburg den Boden geebnet, die sie so warm aufgenommen und so gastlich gefeiert, den innigen Dank auszusprechen, den sie sich in so hohem Grade um unsere Sache verdient haben.

Da ist an erster Stelle zu nennen Herr Regierungspräsident v. Pracher, dessen verständnissvoll eingehende Begrüssungsworte als Vertreter der kgl. Bayerischen Staatsregierung der Versammlung jene höhere Anerkennung verlieh, welche für die patriotischen Bestrebungen unserer Gesellschaft so förderlich ist.

Dann wiederholen wir hier nochmals den wärmsten Dank gegen die hochverdienten beiden Lokalgeschäftsführer für Regensburg: Herrn Pfarrer Dahlem und Herrn Grafen Hugo von Walderdorff, auf deren Schultern die

Last der mühevollen Vorbereitungen des Kongresses lag, der in so glänzender Weise alle Erwartungen hinter sich zurückliess.

Aber vor allem gebührt unser lebhaftester Dank den städtischen Behörden Regensburg, denen kein Opfer zu viel, keine Kosten zu gross schienen, um die Versammlung mit jenem überraschend reichen Festschmuck zu umgeben, welcher allen Theilnehmern unvergesslich bleiben wird. Ein Name und eine Gestalt ist es, in welcher sich für die Gäste die ganze lebenswürdige Gastlichkeit der Stadt verkörperte: Herr Bürgermeister von Stobaenus. Er erschien als der eigentliche Wirth, seine imponirende und doch so lebenswürdige Erscheinung, sein warmes von der ersten bis zur letzten Stunde gleichmässig herzliches Entgegenkommen, seine unermüdete selbstlose Sorgfalt erschienen als Typus all der lieben neugewonnenen Freunde in Regensburg. Wir rufen nochmals ihm und all Denen, die mit ihm für uns thätig waren, den herzlichsten Dank zu!

Und wie erfreulich ist es, dass unsere Verbindung mit dem schönen Regensburg keine vorübergehende gewesen sein soll! Haben sich ja doch unter den festlichen Klängen der Musik, unter den sich schlagenden Toasten des Abschiedsabends mehr als 40 der besten Männer aus Regensburg vereinigt, um im Anschluss an die deutsche Gesellschaft einen Regensburger anthropologischen Verein zu gründen. Und in keiner Stadt kann ein solcher Verein mehr Aussicht auf freudiges Gedeihen haben als dort. Bei dieser Versammlung wurde auch durch unser treues Mitglied, den Herrn Oscar Bruhn, die erfreuliche Mittheilung gemacht, dass im fernsten Nord-Osten unseres Vaterlandes, in Insterburg, die dortige Alterthumsgesellschaft einen Anschluss an die deutsche anthropologische Gesellschaft in Aussicht genommen habe.

So blicken wir mit den besten Hoffnungen in die Zukunft, voll der Zuversicht, dass unsere Gesellschaft, die so wesentlich auf patriotischen Grundlagen sich erbaut, immer mehr und tiefer Wurzeln im deutschen Volke schlagen werde.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



- Mehlis, C. Hermunduren und Thüringer. „Ausland“ 1881.
- Mestorf, J., übersetzt von: Die Thier-Ornamentik im Norden, Ursprung, Entwicklung und Verhältniss derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archaeologische Untersuchung von Dr. Sophus Müller. Hamburg, Meissner 1881.
- Mestorf, J. Gussformen in Thon. Z. f. Ethnol. 1881. S. 187.
- Much, M. Ueber die Zeit des Mammut im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammutzähnen in Niederösterreich im Besonderen. Sep. Abd. aus Bd. XI Heft I. (Neue Folge I. Bd.) der Mittheil. d. anthrop. Ges. in Wien. 1881.
- Nagel, A. Catalog zur Sammlung prähistorischer Alterthümer von A. Nagel in Passau. Passau. F. W. Keppler. 1881.
- Rabl-Rückhard. Weitere Beiträge zur Anthropologie der Tiroler, nach den Messungen und Aufzeichnungen des Dr. Tappeiner in Meran. Z. f. Ethnol. 1881. S. 201.
- Schaaffhausen, H. Der neunte internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archaeologie in Lissabon vom 20. bis 29. Sept. 1880. Arch. f. Anthr. Bd. XIII. Suppl. 1881.
- Schaaffhausen, H. Die Anthropologie auf der Versammlung der British Association in Swansea am 25. Aug. bis 2. Sept. 1880. Arch. f. Anthropol. 1881.
- Schaaffhausen, H. VI. Frankfurt a. M. — Die anthropologische Sammlung des Museums der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft und des Senkenbergischen anatomischen Instituts. Nebst einem Bericht über die ethnographische Sammlung der Gesellschaft. Arch. f. Anthropol. 1881.
- Schliemann, Heinrich. Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Boeotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1881.
- Schliemann, Heinrich. Reise in der Troas im Mai 1881. Mit einer Karte. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1881.
- Strobel, Pellegrino. Le razze del cane nelle terremare dell' Emilia. Reggio dell' Emilia 1881.
- Tiflis Cinquième Congrès Archéologique à Tiflis. 8.20. Sept. 1881. Moscou 1881. Einladungs-Programm an die deutsche anthropologische Gesellschaft.
- Trautwein, Th. Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1881. 2.
- Trautwein, Th. Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1881.
- Undset, Ingvald. Die Anfänge des Eisenalters in Nordeuropa. Eine Studie zur vorhistorischen Archäologie (dänisch: Jernalderens Begyndelse etc.). Mit 209 Abbildungen im Text und 32 Platten. Grossoctav 464 S. Kristiania. A. Cammermeyer. 1881.
- Venezia. Terzo Congresso Geografico Internazionale Venezia 1881. Catalogo Generale. Venezia 1881.
- Virchow, R. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrg. 1881. Berlin P. Parey.
- Voss, A. Photographisches Album der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands in Originalaufnahmen von Carl Günther, herausgegeben von Dr. A. Voss. Berlin 1880.
- Yarrow, H. C. Introduction to the study of mortuary customs among the north American Indians. Washington Government printing Office. 1880. Ueberreicht durch Dr. E. Schmidt, Essen.

(Schluss des Berichts der XII. allgemeinen Versammlung.)



## An die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

### Aufforderung zur Subscription auf eine deutsche Uebersetzung des Werkes von Ingvald Undset: „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa.“

Die Redaktion des Correspondenz-Blattes betrachtet es als Pflicht, auf eine literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, die, ausser ihrer allgemeinen hohen wissenschaftlichen Bedeutung, für Deutschland, namentlich Norddeutschland, ein ganz besonderes Interesse hat. Der verdiente norwegische Forscher, Dr. Ingvald Undset, der auf seinen ausgedehnten Studienreisen dem ersten Auftreten des Eisens nachgeforscht, hat die Resultate dieser seiner Beobachtungen in einem schönen, reich illustrierten Buch zusammengestellt. Es sind die wichtigsten Fragen der prähistorischen Entwicklung und Chronologie, welche in dem Werke Undset's aufgeworfen werden und es werden auf diese Fragen Antworten gegeben, gestützt auf eine Fülle von Materialien, wie sie noch von Niemand zu diesem Zwecke benützt worden sind. Es galt vor allem das Verhältniss der nordischen reinen Bronzezeit zu den entwickelteren Culturen, welche Eisen kannten, im südlicheren Europa festzustellen. Und es kann für die Auffassung der hier sich geltend machenden Verhältnisse nichts Belehrenderes und Interessanteres geben, als mit Undset das langsame und schrittweise Vorrücken des Eisens an Hand einer statistischen Methode, welche jeden Einzelfund zu berücksichtigen bestrebt ist, zu verfolgen. Wir erkennen, wie mit der zunehmenden Entfernung von den betreffenden Culturcentren das Eisen später auftritt und die für die betreffende Localität ersten aus diesem wichtigsten Culturmetall gearbeiteten Objekte selbst immer spätzeitlichere Entwicklungsformen erkennen lassen. Wir sehen, wenn auch noch nicht in allen Einzelheiten, doch nun wenigstens in grossen Zügen den Gang der Culturentwicklung Mitteleuropas in dieser wichtigsten prähistorischen Epoche vor unseren Augen.

In der Einleitung (pag. 1—53) zeichnet der Verfasser in knapper Darstellung das Erscheinen des Eisens in den hervorragenden Culturgruppen in Süd- und Mitteleuropa. Dann wendet er sich nach Norddeutschland, dem der ganze I. Abschnitt (pag. 53—304) gewidmet ist. Manche Provinz, die bis jetzt noch nicht in der Lage war, das in ihren Museen bewahrte Material zu publiciren und mit dem der angrenzenden Gebiete zu vergleichen, findet in dem Werke Undset's ihre archäologische Physiognomie, ihre vorhistorischen Beziehungen zu den Nachbarländern zum erstenmal beleuchtet. Der zweite Abschnitt (pag. 305—458) behandelt den skandinavischen Norden. 209 Figuren in Holzschnitt und 32 Tafeln mit autographirten Zeichnungen unterstützen die Beschreibungen und Erläuterungen im Text.

Da der grössere Abschnitt des vortrefflichen Buches der deutschen Vorgeschichte gewidmet ist, so scheint es uns dringlich, dass dasselbe den deutschen Forschern zugänglich gemacht werde. Unsere verdienstvolle Interpretin der skandinavischen Archäologie Fräulein Mestorf hat die Uebersetzung bereitwilligst übernommen. Wir sind gewohnt, die deutschen Ausgaben skandinavischer archäologischer Werke aus derselben Verlagshandlung zu empfangen, aber wenigen dürfte bekannt sein, dass der verdienstvolle Verleger (Otto Meissner, Hamburg) keines derselben ohne erhebliche Opfer an den Markt gebracht hat und bei der Uebernahme eines so umfangreichen, mit vielen Abbildungen ausgestatteten Werkes, wie das Undset'sche, Bedenken hegt, die Lasten allein zu tragen. Auf unsern Wunsch hat derselbe der Nr. 11 des Corresp.-Blattes einen Prospekt mit Subscriptionseinladung beigelegt. Wir bitten davon Kenntniss zu nehmen und durch zahlreiche Botheiligung das baldige Erscheinen des wichtigen Werkes zu fördern.

---

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Prof. Weismann, den Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

---

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 11. November 1881.



# Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

## Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,  
Generalsecretär der Gesellschaft.

XII. Jahrgang. Nr. 12.

Erscheint jeden Monat.

Dezember 1881.

### II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher in Salzburg

am 12. und 13. August 1881\*).

Schon bei der Einladung zur XII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft nach Regensburg auf den 8—10. August war darauf hingewiesen worden, dass unmittelbar zeitlich sich anschliessend die Österreichischen Anthropologen in Salzburg tagen würden. Dieses Zusammentreffen bot den Besuchern der Versammlung in Regensburg Gelegenheit, sich auch an der Versammlung in Salzburg zu betheiligen. So zog denn ein grosser Theil der Anthropologen aus dem deutschen Reiche nicht heimwärts, wie es sonst der Fall ist, sondern die Donau hinab den Bergen entgegen nach Salzburg.

Die II. Versammlung der österreichischen Anthropologen wurde Freitag den 12. August um 9 Uhr im Saale der neuen Oberrealschule durch den Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft Freiherrn v. Sacken eröffnet, der die Versammlung im Namen derselben willkommen hiess. Die Versammlung wählte zu ihrem Vorsitzenden den Grafen Wurmbrand, zu dessen Stellvertreter v. Sacken, zu Schriftführern Dr. Much und Dr. Pirkmayer. Wurmbrand freut sich des zahlreichen Besuchs und dass so viele ausländische Gelehrte der Einladung entsprochen hätten. In Oesterreich sei der wissenschaftliche Eifer für unsere Forschungen nicht so rege wie anderwärts, die verschiedenen Nationalitäten legten einem einheitlichen Vorgehen Hindernisse in den Weg. Die Hochschulen fingen erst an, diese Studien zu würdigen. Das Land besitze reiche Schätze in seinen Pflanzbauten, Höhlen, Gräbern wie in den Stätten ältesten Bergbauens. Schon

\*) Da der officielle Bericht der Salzburger-Versammlung noch nicht eingelaufen, bringen wir die Berichterstattung des Herrn Geheimrath Schaaffhausen aus der Kölnischen Zeitung.

vor den Römern habe man hier Kupfer, Eisen und Salz gewonnen. Wichtige ethnologische Fragen seien noch nicht gelöst. Welchen ist die Stellung der Kelten zu den Etruskern? Woher hatten jene ihre Cultur? Eine selbständige Industrie mit eigenen Formen sei den Kelten nicht abzusprechen. Kartographische Aufnahmen seien in Ungarn und Oesterreich begonnen, er hoffe, dass eine archäologische Karte in nicht zu ferner Zeit zustande kommen werde. Diese Versammlung werde zu neuen Forschungen anregen. Hofrat v. Steinhäuser begrüsst in Abwesenheit des Statthalters die Versammlung. Die Staatsregierung bringe dem Aufblühen der jungen Wissenschaft die warmsten Wünsche entgegen; er biete als ihr Vertreter den Gelehrten die behördliche Unterstützung an zu jeder Zeit und wisse die Ehre ihres heutigen Besuches zu schätzen. Herr Bürgermeister Biebl dankt im Namen der Stadt, die indessen nur bescheidene Sammlungen bieten könne, zumal die der einstigen Universität und des Museums Carolino Augusteum. Nach den officiellen Begrüssungsreden beginnt die Reihe der Vorträge Dr. Prinzingers, der in den Namen der Berge, Flüsse und Thäler den Hauptbeweis findet, dass die ältesten Bewohner des Landes Deutsche gewesen seien. Schon der Chronist des vorigen Jahrhunderts Thadd. Zauner erklärt die Noriker für Deutsche. Halleoni, die römische Benennung der Bewohner, komme nicht von dem keltischen hal, Salz, sondern von Hallung, dem Gebäude für die Salzbereitung; das sächsische Halle habe nie Kelten gesehen. Pintschgau heisse Binsengau, wie es ein Bohnen- und Schiefergau gebe. Die Wasser hiessen Achen, die Thäler Anen, mehrere bilden das Gau. Das höchste Gebirge des Landes, die Taurerkette, bewahrt noch den Namen der alten Tauriker. Auch fremde Namen gebe es, diese seien romanisch und slawisch. Dr. Steub hat im Lande Salzburg zahlreiche römische Hof- und Dorfnamen nachgewiesen. Redner schliesst mit dem Satze: Deutsche keltischen Stammes haben das Land bevölkert. Wurmbrand legt hierauf die von Ohlenschläger bearbeitete archäologische Karte von Baiern vor, auf der auch die römischen Strassen eingezeichnet sind und der eine Fundchronik beigegeben ist. Er empfiehlt sie als ein Muster für ähnliche Arbeiten. Mit Anerkennung weist er auf die acht Hefte des von Dr. Voss herausgegebenen Albums der Berliner prähistorischen Ausstellung hin. Nun



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# FORGOTTEN BOOKS

**VOLLMITGLIEDSCHAFT**

**797,885 Bücher!**

**Soviel Sie lesen**

**können, für nur â,**

**\$8.99/monat**

**Fortfahren**

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Altertümersammlung besitzt, worüber ein von E. Richter verfasstes Verzeichnis mit archäologischer Karte Auskunft gibt, sondern auch zahlreiche mittelalterliche Gegenstände und ganze Zimmereinrichtungen der letztvergangenen Jahrhunderte. „Das römische Leben hatte sich nur längs der römischen Strasse entwickelt, an ihr liegen die Fundorte dicht gesät, in den Nebenthälern findet sich nahezu nichts; was dort sich ergibt, ist meist vorrömisch, wie die Funde von Mitterberg, Bruck, Saalfelden.“ So heisst es in jener Schrift. Gegen Abend wurde der Mönchsberg erstiegen, von dem aus man den herrlichsten Blick auf die eine weite grüne Ebene begrenzende Tauernkette hat. Die Sonne war schon unter, als auf der andern Seite die malerische Stadt noch zu unsern Füssen lag.

Am Samstag den 13. begann die Sitzung um 9 Uhr. Vor Beginn derselben hatte sich der Kronprinz Rudolf von Oesterreich eingefunden. Nachdem er die prähistorische Ausstellung, in der Pfahlbauafunde vom Mondsee und Neufchateler See, Höhlenfunde von Stramberg und die Sammlung Petermandels von Messern aller Zeiten und Völker zu sehen waren, mit grossem Interesse betrachtet, wohnte er den Verhandlungen bis zur ersten Pause bei. Graf Wurmbrand sprach über die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Die ersten und einfachsten Formen des Kunstgewerbes seien aus den unmittelbaren Bedürfniss und aus Naturnachahmung entstanden. Diesen Ursprung verrate auch noch der weiter sich entwickelnde Formenkreis. Zuletzt trete dann ein bestimmter, charakteristischer Stil auf, der um so mehr festgehalten werde, je abgeschlossener das Land sei. Es entstehen auch Mischformen wie heute, wo sie vielleicht nur in China, Japan und Indien fehlen. Kaffern und Buschmänner ahmen bloss die Natur nach, die kernhaften Pfahlbauer erfinden neben dem Ornament, für welches das Geflecht ein Vorbild ist. Thonkrüge im Laibacher Moor ahmen den Schlauch, andere die Kürbisflasche nach. Mit Zähigkeit hängen die Slawen an alten Formen. Da findet man heute noch eine Fülle alter Motive in Geweben und Stickereien. In Galizien werden noch Töpfe aus der Hand geformt und mit Graphit geschwärzt. In Slavonien sind römische und etruskische Formen in Gebrauch, in Bosnien Drahtarbeiten, den prähistorischen ähnlich. In den Volkstrachten zeigt sich dasselbe. Die Kopanken der Südslaven sind wohl die älteste Fussbekleidung, den Ledergurt finden wir wie in den alamanischen Gräbern. Der Hackenstock der Magyaren ist ein altes Würdezeichen, der goldverschmückte Rock geht auf Attila zurück, der gotische Kleidung annahm. Das magyarische Nationalcostüm ist germanisch! Wolderich schildert den Haushund der prähistorischen Zeit. Rüttemeyer nannte den Hund der Pfahlbauten *canis palustris*, Jeitteles fand bei Olmütz eine zweite Klasse, den Bronzehund, der grösser war, und nannte ihn *canis fam. matrix optimae*; Wolderich fand unter den Funden von Weikersdorf eine dritte Form, den *canis fam. intermedius*. Nach Strobel gleicht der erste dem Jagdhunde, der zweite dem Windhunde, der dritte dem Schäferhunde; er fand in den Terramaren noch eine vierte Form, *canis fam. Spaletti*, den er für den Ahn unseres Spitzes hält. Wolderich glaubt in der Schipkähöhle den Vorfahren des Torfhundes gefunden zu haben, er hält ihn für diluvial und nennt ihn *caais Mikii*, er ist klein und dem Schakal verwandt, während *Bourguignats curis ferus* gross ist. Da in jener Höhle zwei Eckzähne von jungen Hunden durchbohrt gefunden wurden, so scheint es, dass sie zur Nahrung

gedient haben. Schaffhausen sagt, es sei nicht zweifelhaft, dass einige Hunde vom Wolfe stammten, denn es unterscheide sich dieser von jenem im Skelet nur durch grössere Stärke. Auch gingen Indianer mit gezähmten Wölfen zur Jagd. Steenstrup habe in den dänischen Muschelhaufen den Beweis gefunden, dass man den Hund gegessen. Das durchbohrte Zähne nicht nur ein Schmuck des Jägers gewesen, sondern als Amulet getragen worden seien, habe man in alamanischen Gräbern beobachtet, wo sie bei Kindern lagen, wahrscheinlich als ein Mittel glücklichen Zahnens. Nun gab Holub einen sehr anprechenden Bericht über seinen siebenjährigen Aufenthalt in Südafrika. Er unterscheidet drei Stämme, die Buschmänner, die Hottentotten und die Bantu. Dieser ist der bedeutendste, der sich stark vermehrt; der Zweig der Betschuanen ist der kriegerischste, die Basutos sind Ackerbauer, doch stellten sie im letzten Kriege 25 000 Reiter den Engländern gegenüber. Mächtige Stämme sind seit 200 Jahren ganz verschwunden, weil in den Kriegen alle Männer und Frauen niedergemacht und nur Knaben und Mädchen geschont wurden. Es gibt viele Kreuzungen. Die Sitten sind sehr verschieden. Bei den Mataberie wird das Weib gar nicht als ein menschliches Wesen angesehen, bei anderen Stämmen sind die Frauen hochgeehrt. Die Hottentotten verschwinden allmählich, auch der reine Buschmann stirbt aus, weil er sich hartnäckig von jeder Civilisation fernhält. Die herzlichste Einladung eines Europäers, in seinen Dienst zu treten, schlägt er aus. Der Boer schießt ihn nieder. Der Buschmann liebt die Höhen, wo er in Höhlen wohnt; er benützt vergiftete Pfeile, aber das Wild mangelt ihm. Wunderbar ist seine Kunst im Zeichnen, doch stellt er nur den Kopf der Thiere richtig dar, das andere steht damit in keinem Zusammenhang. Mit steinernem Meissel gräbt er diese Bilder in den Felsen, man findet sie auf den höchsten Gipfeln der Berge wie an Blöcken im Flusse. Die Wände der Höhlen bemalt er mit Ockerfarben. Hierauf bespricht Mascka die in der Schipkähöhle bei Stramberg gemachten Funde und teilt das Gutachten von Schaffhausen über den dastelbst bei einem Feuerherd gefundenen menschlichen Unterkiefer mit, den er selbst als diluvial bezeichnet. Das Knochenstück selbst ist ausgestellt. Nach einer Bemerkung von Luschán, dass der mit Gipe geflickte Knochen eine exacte Untersuchung gar nicht zulasse, gibt Virchow sein Urtheil dahin ab, dass der Unterkiefer der eines Erwachsenen sei, was schon die starke Abnutzung der Zähne beweise, und dass hier ein Fall von gehemmter Entwicklung, von Heterotopie vorliege; er begreife nicht, wie man den Kiefer als pithekoid bezeichnen könne. Schaffhausen hält die Richtigkeit dieser von ihm gegebenen Bezeichnung aufrecht und erklärt, was darunter zu verstehen sei; er zählt nicht weniger als acht Merkmale niederer Bildung an dem kleinen Kieferstücke auf. Wankel, der den Fund vorher gesehen, findet die Restauration vortrefflich, tritt Schaffhausen bei und macht noch auf den sichtbaren Rest der Symphyen-Naht aufmerksam. Ein so seltsames, noch nie gesehenes pathologisches Object soll gerade in einer Höhle sich finden! Es wird bestimmt, dass eine Commission am Nachmittag das Kieferstück untersuchen soll.

Die Sitzung wird um 4 Uhr fortgesetzt. Tischler zeigt an vorgelegten Proben, dass das Ornament an älteren Bronzen nicht mit Stahlmeisseln, sondern mit Bronzemeisseln gearbeitet ist. Müllerer spricht über die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die



Geschichte, Mehlis über die typischen Formen der prähistorischen Steingeräte; die Nephrit- und Jadeitbeile hält er für Amulette. Lusch an, von seiner Reise eben zurückgekehrt, schildert unter Vorlage zahlreicher Photographien die Ethnologie Lykiens. Die Gynaiokratie des alten Volkes betrachtet er als in edlem Frauendienst und Ritterlichkeit begründet. Ob die Lyhier griechisch gesprochen, wisse man nicht. Jetzt lebten 100 000 Griechen im Lande, welche die Türken verdrängten. In Lykien und Karien habe man Sommer- und Winterdörfer. Virchow knüpft einige Worte über das Triquetrum an, das auf Bronzen vorkomme und auf den gemalten Gefäßen von Zaborow sich finde. Oft zeigt es drei Beine, welche die laufende Zeit darstellen, man sieht es auch in der Mitte eines Sonnenbildes. Frhr. v. Sacken spricht über einen Bronzefund von Waatsch in Krain, der mit Schwanzfiguren und concentrischen Kreisen geziert ist wie Sachen von Hallstadt. Eine Fibel hat zahlreiche Anhängsel, die zum Teil kleine Eimer darstellen. Ueber ein Bronzeblech ist ein Eisen genietet. Schaffhausen entwickelt seine Ansichten über die Mammutzeit, wie und wann man sich das Aussterben dieses Tieres zu denken habe. Es scheine im Norden Asiens länger gelebt zu haben als in Europa. Das sei von seinem Begleiter wenigstens, dem Rhinoceros, sehr wahrscheinlich, dessen Hörner im Norden nicht selten gefunden wurden und, weil man sie für Klauen hielt, zur Sage vom Vogel Greif Veranlassung gaben. Bei uns haben sie sich nicht erhalten. Jene Stelle des Strabo, L. IV, 5, wo er sagt, dass die alten Briten verarbeitetes Elfenbein nach Gallien ausführten, lässt annehmen, dass der Mammutzahn, der heute mürbe und zerfallen ist, vor 2000 Jahren noch hart war. In Sibirien hat sich durch die Kälte das fossile Elfenbein bis heute so gut erhalten, dass es noch bearbeitet werden kann. Dass in den 2000 Jahren v. Chr. in Westeuropa eine hohe Kälte geherrscht haben soll, ist nicht annehmbar; schifften doch um diese Zeit die Phönizier nach den Küsten der Nordsee. Wenn die letzten Mammutte vor längerer Zeit als 2000 Jahren v. Chr. gelebt hätten, so würden ihre Zähne zu Strabos Zeit nicht mehr hart gewesen sein. Die in den Höhlen von Steeten und Krakau gefundenen Walfen aus Mammutknochen beweisen noch mehr als die Sachen aus Elfenbein, dass der Mensch die Knochen im frischen Zustande benutzte. Das Mammut war in Europa ein Zeuge der Eiszeit. Durch das Zurückweichen der Tag- und Nachtgleichen, das eine Periode von 21 500 Jahren macht, fiel die größte Kälte um das Jahr 9500 v. Chr. Nach Merlots Berechnungen am Schuttkegel der Tinière liegt die Mammutzeit 9- bis 10 000 Jahre hinter uns. Es ist wahrscheinlicher, dass vor 4000 Jahren noch Mammutte gelebt haben, als dass man für die Zeit seit ihrem Verschwinden einige 100 000 Jahre zugestehen soll. Frhr. v. Dückler erhebt Einspruch gegen eine so kurze Schätzung der letzten Periode der Vorzeit. Ohleneschläger spricht über archäologische Karten und die Wahl der Zeichen. Bartels erstattet kurz den Bericht der Commission: sie kann den Kiefer von Neutitschein nicht für pithekoid erklären und hat denselben auf Antrag von Schaffhausen zu wiederholter Untersuchung Virchow übergeben. Der Vorsitzende schliesst die Versammlung, an der 270 Mitglieder theilgenommen hatten.

Am Sonntag fand ein Ausflug nach Hallein statt, wo man im Heidestellen noch die erhaltenen Holzstiele der alten Bronzeäxte fand. Von hier ging es auf den Dürrenberg. Nachmittag wurde nach Bischofs-

hofen gefahren und der Göttschenberg erstiegen. Eine Grabung lieferte nur verzierte Thonscherben, wo man früher Pfeilspitzen aus Feuerstein, Steinhämmer und Eisensachen gefunden hatte. Der fortdauernde Regen gestattete die Ersteigung des 4800 Fuss hohen Mitterberges, dessen alte Kupferwerke besichtigt werden sollten, nicht mehr. So vereinigte denn der Abend die Forscher zum letztenmale in Bischofshofen.\*

Mit Freude erinnern wir uns an diese so überaus wohlgelungene Versammlung in Salzburg, bei der uns Anthropologen aus dem deutschen Reiche so voll und lebenswürdig das Gastrecht gewährt wurde. Mögen uns auch die kommenden Jahre Schulter an Schulter mit den Freunden aus Oesterreich-Ungarn\*) fortschreitend finden auf unserem Wege zur Erforschung der Vorgeschichte der Länder und Völker Mittel-Europas, ein Ziel, das nur in gemeinsamer Arbeit erreicht werden kann.

### Mittheilung aus den Lokalvereinen.

Regensburger Zweigverein der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, welche sich in kürzerer Bezeichnung „Regensburger anthropologische Gesellschaft“ nennt.

Wir können zum Jahreschluss noch die erfreuliche Nachricht bringen, dass sich in Regensburg nun definitiv eine lebenskräftige anthropologische Gesellschaft gebildet hat, die bereits 45 Mitglieder zählt. Zum Vorsitzenden wurde der hochverdiente Forscher und Lokalgeschäftsführer unserer Gesellschaft bei der so wohl gelungenen XII. allgemeinen Versammlung in Regensburg, Herr Pfarrer Dahlem, gewählt, Herr Dr. Brunnhuber zum Sekretär und Herr Grosshändler Brauer zum Kassensführer. Die Herren sind sofort auf das Eifrigste in die Arbeiten eingetreten, wir wünschen Ihnen und damit uns den besten Erfolg! Aus den uns mitgetheilten Statuten heben wir als sehr nachahmungswerth für andere unserer Gruppen und Vereine den § 3 hervor.

§ 3. Dem Vereinszwecke dienen:

1. monatliche Versammlungen der Mitglieder zu Vorträgen und Besprechungen während der sechs Wintermonate (November—April).

2. einige (2—3) Ausflüge während der Sommermonate zur Besichtigung oder bei Gelegenheit der Ausbeutung prähistorischer Denkmale,

3. allmähliges Sammeln von Fachschriften zu Anlage einer Vereinsbibliothek.

4. käufliche Erwerbung zufällig im Forschungsgebiet des Vereins gemachter Funde aus Privatbesitz.

Von einer eigenen Sammlung scheidet jedoch die Gesellschaft ab und übergibt die erhobenen oder erworbenen Gegenstände unter vorläufigem Eigenthumsvorbehalt zu der bereits bestehenden lokalen Sammlung der historischen Vereine, welche der öffentlichen Benützung zugänglich ist und im Auflösungs-falle diesen Vereinen statutengemäss öffentliches lokales Eigenthum verbleibt.

\*) Berichtigung: S. 155 des Corresp.-Blattes Zeile 5 von unten zu lesen: Aus der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie . . . 9 Theilnehmer.